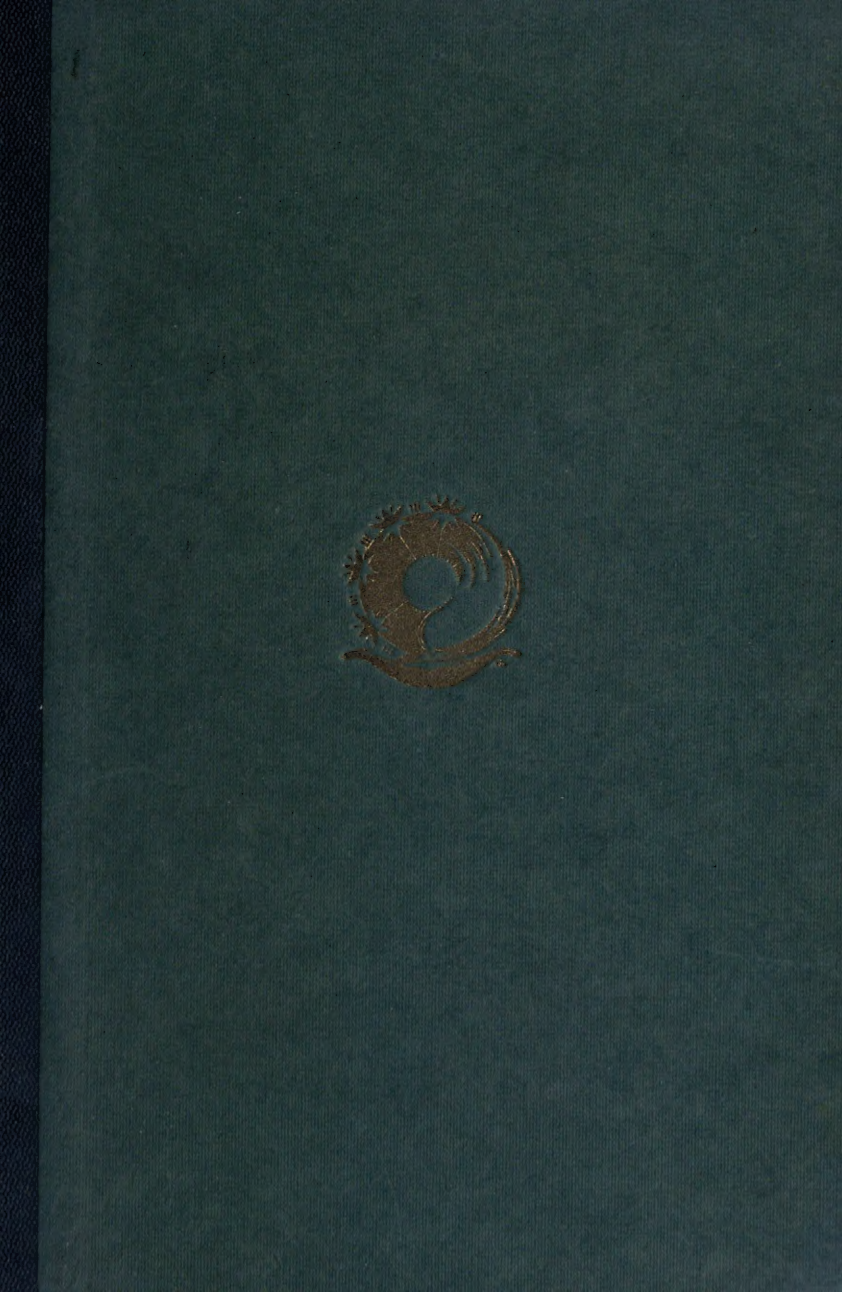
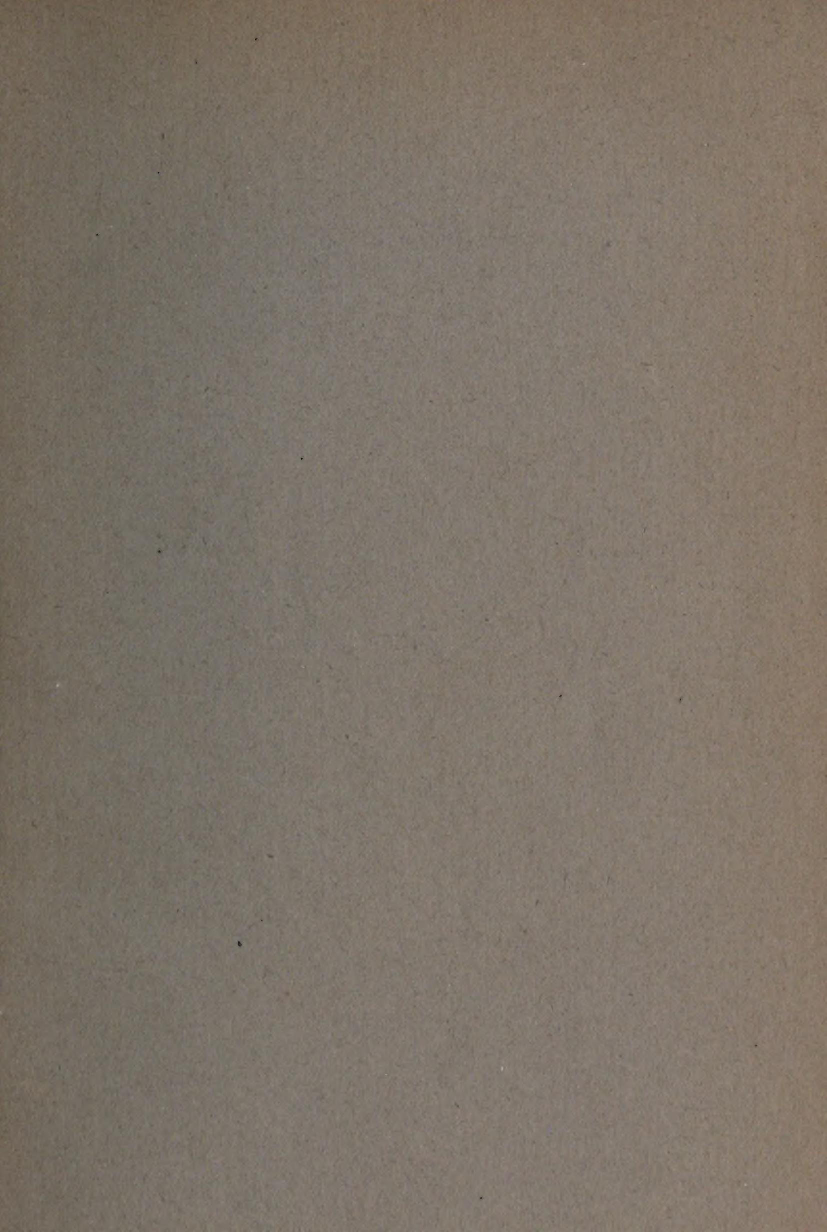
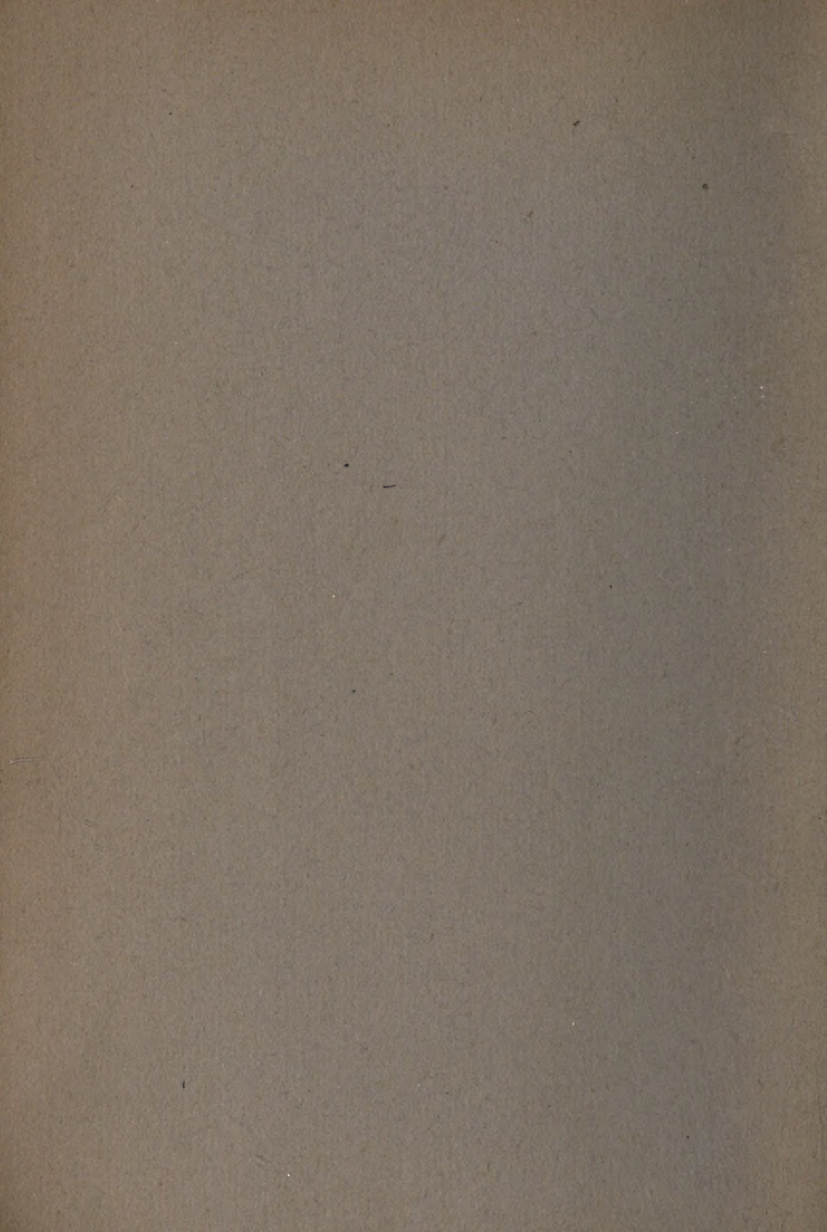










Dichtung und Malerei — Arnold Böcklin

Buch der Kunst



Karl Henckell

Gesammelte Werke

<1. Ausg>

Vierter Band:

Buch der Kunst

1 9 2 1

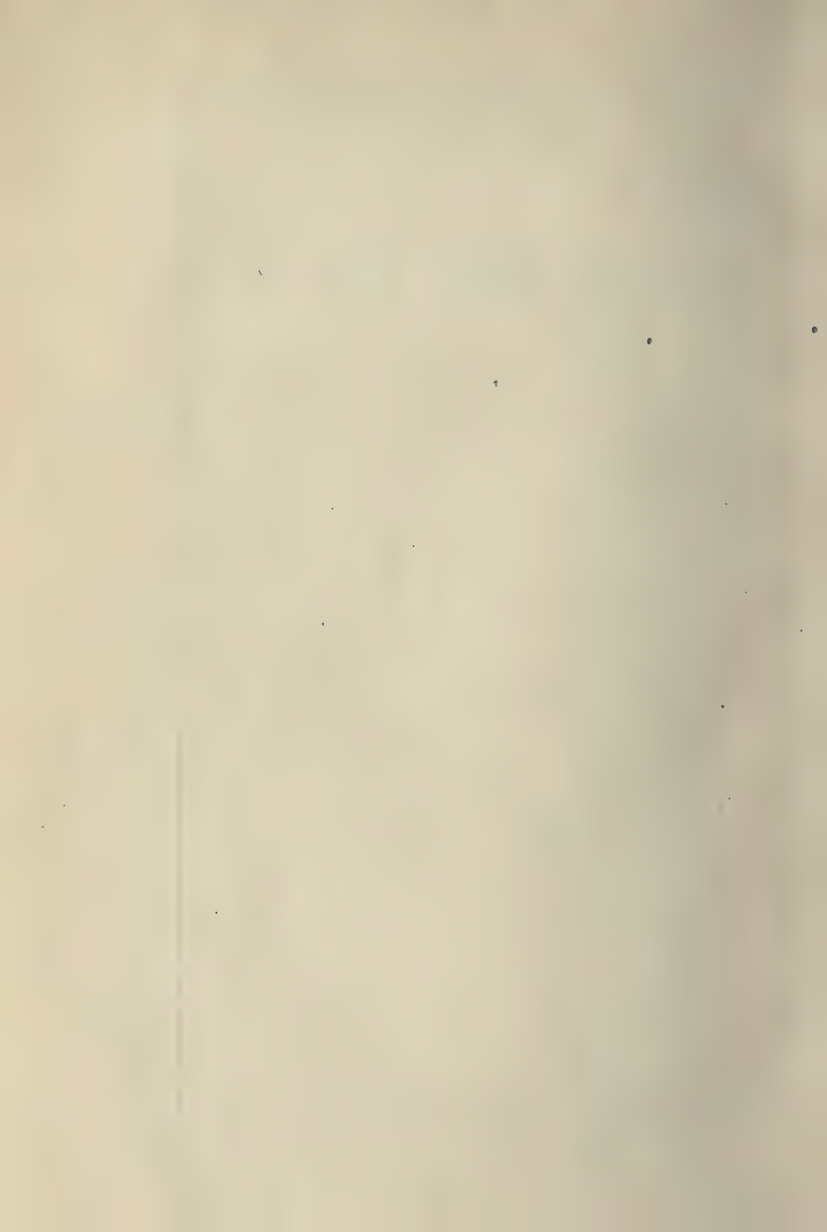
J. Michael Müller Verlag / München

„Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles Hohe, Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Goethe
Aus: „Wilhelm Meister"



Buch der Kunst



Mein Lied

Ich bin kein gotterkorener,
Kein himmlischer Prophet,
Ich bin ein staubgeborener,
Ein irdischer Poet.
All meines Geistes Glut
Ist Menschenmark und -Blut,
In meiner Mutter Schoß
Keimt' auf mein Dichterlos;
Ich bin kein Sterngesendeter,
Kein Engel aus der Höh,
Ich bin ein Unvollendeter
In Wonnen und im Weh.

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrteter
Spielmann auf stiller Wacht.
Protzt die Verlogenheit,
Bin ich zum Hieb bereit,
Lieb ich ein süßes Kind,
Wind ich ein Angebind;
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

An die Dichter der Zeit

Laßt ein mächtig Lied erklingen,
Mit Gedanken reich beladen,
Herzerschütternd müßt ihr singen,
Dichter von der Wahrheit Gnaden!

Laßt das Rauschen dunkler Zeiten,
Laßt der Menschheit Leidensfluten
Durch den Rhythmenhochwald schreiten,
Durch das Sprachgeäder bluten!

Schürft empor aus Seelengründen,
Was wir schicksaldämmernd ahnen,
Richtet und bekennt die Sünden,
Menschen menschlich zu gemahnen!

Aber lacht mit mildem Strahle
Goldner Sonnenblick hernieder,
Fangt ihn in kristallner Schale
Eurer farbentrunkenen Lieder!

Singt der Liebe schmeichelnd Locken,
Süßes Sehnen und Gewähren,
Spiel gleich Silberalpenglocken
Soll den seligen Traum verklären!

Laßt ein lieblich Lied erklingen,
Laßt die Welt in Wohllaut baden,
Sinnbetörend sollt ihr singen,
Dichter von der Schönheit Gnaden!

Retterin Kunst

Müde Klage, sei gemieden,
Ob auch vieles finster war,
Denn mir ward ein Lenz beschieden
Blütenwild und wunderbar!

Herb wie dieser Märznacht Wehen,
Dann und wann ein milder Hauch,
Schlich der Frühling auf den Zehen
In das Herz des Knaben auch.

Die beeisten Fluten schmolzen,
Krachend barst der starre Sinn,
Meine Brust mit spitzen Bolzen
Traf die Liebeskönigin.

Und die sausenden Stürme kamen,
Geistesdrang und Sinnenpein,
Und die grausen Feinde nahmen
Meine bange Seele ein.

Aber Knospen sah ich sprießen
Keck und sicher überall,
Aus Verzagen und Genießen
Blühte süßer Liederschall.

Hielt die Lust mich schwer umkettet,
Folterte mich Zweifelsbrand,
Mein Gesang hat mich gerettet,
Bis ich stärker auferstand.

Sei gemieden, müde Klage!
Glücklich, wem die Kunst vermählt,
Wem das Erz der harten Tage
In des Schaffens Glut sich stählt!

Meine Welt

Wie blühn in meiner Seele Garten
Die Lilien der verjüngten Welt!
Es weht und flattert von Standarten,
Lichtgrün durchhellt.

Am Hochstamm der Gedanken sprießen
Die edlen Sammetrosen schon,
Die vollen Kelche sich erschließen
Mit Silberton.

Und was ich denke, was ich träume,
Treibt rhythmenschwellende Gestalt,
Der Vögel Sang durchquillt die Bäume
Mit Glutgewalt.

Ihr wähnt, daß ich den Geist vergeude
Für ein Entsagungsideal?
Nein, meine Welt verklärt zur Freude
Der Schönheit Strahl.

Blütenopfer

Wenn ich nun stürbe blütenjung
Mit meinem Strauß selbsteigner Lieder,
So weiht mir zur Erinnerung
Nur einen Zweig blauduftigen Flieder!

Ein Nelkenfeuer dunkelrot
Und eine weiche, gelbe Rose,
Ein zartes Samtblatt: „Er ist tot,
Gefallen frühem Schicksalslose.

Was er uns liedesfreudig gab
Mit offnen und mit raschen Händen,
Nicht alles sinkt ins Aschengrab,
Zu Staub verzehrt von Flammenbränden.

Nicht alles, was so klangbereit
Die Phantasielust ihm geboren,
Vernichtet die Vergessenheit,
Das Beste spielt in unsren Ohren.

Wie weißen Gießbachs Sonnenschaum
Umsprühn uns seiner Weltlust Weisen,
Wir gehn in stillem Sommertraum
Auf lichtumrankten Moosgeleisen . . .“

Mein Künstlerhaus

Sie sprachen: „Was kämpfst du? Wir sähen dich gern
In stillen Gemächern der Meister,
Dem Sturme der Zeit sind die Seligen fern,
Dem Streite die sinnenden Geister.
O flieh aus der wütenden Wirbel Gebraus!“
Ihr Guten, das kann ich euch schwören:
Ich habe mein heimliches Künstlerhaus,
Das soll mir der Sturm nicht zerstören.

Ich war noch ein Kind, da hab ich allein
Mein Künstlerhäuschen gewoben
Aus Blütengewinden und Sonnenschein
Und blauen Himmeln da droben.
Die Wände von Lorbeer, die Decken von Traum,
Die zierlichen Kuppeln von Freude,
Und mitten ein Quickborn voll blitzendem Schaum —
Es war ein besondres Gebäude.

Drin barg ich mich täglich mit zitternder Glut
Zur Stunde der heimlichen Liebe,
Da hab ich im Schoße der Schönheit geruht
Gleich einem glückseligen Diebe.
Es spielte wie Feuer, es klang wie Choral
Und schmeichelte gleich Violinen,
Frau Schönheit war, mein herrlich Gemahl,
Im Sternenschleier erschienen.

Sie lehrte mich tanzende Rhythmen und lieh
Mir Reime, von Angst mich zu lösen,
Es war eine heilige Liturgie,
Geläutert vom Guten und Bösen.
Es war die klingende Kindlichkeit
Der weltunschuldigen Stimmen —
Die Seele spannte die Flügel weit
Und konnte schwimmen, schwimmen . . .

Wähnt ihr, im Wirbelsturme der Welt,
Die kämpfend ich durchmessen,
Hätt ich mein heiliges Künstlerzelt,
Meine hohe Gemahlin vergessen?
Ich kenne mein Häuschen, mein heimliches Nest,
Ihr braucht mich nicht zu mahnen,
Drin feir' ich mein hochzeitlich Künstlerfest
Mit Flöten und silbernen Fahnen.

Meine erste Liebe, das war mein Lied,
Sie wird meine letzte bleiben,
Was mir die tosende Zeit beschied,
Kann die Natur nicht vertreiben.
Nicht ängstlich flieh ich den brandenden Braus,
Doch ihr Guten, das kann ich euch schwören:
Ich habe mein heimliches Künstlerhaus,
Das soll mir kein Sturmwind zerstören.

Weg der Muse

Über Kluft und Grat war sie gesprungen
Mit dem echofreudigen Liedermund,
Feuernelken durchs Gelock geschlungen,
Stieß sie sich die zarten Kniee wund.
Ihre jugendheißen Huldigungen
Standen mit der Morgenglut im Bund —
Bald im Zickzack, bald im kühnen Bogen
Durchs Gebirge war sie hingeflogen.

Kommen mußten über sie die Nächte,
Drin das wilde Kind zu Boden lag;
Ach, des Leides hohe Herzensmächte
Trafen sie mit heiligem Weiheschlag.
Durch des Berges grauenvolle Schächte
Stieg sie traurig auf zu Licht und Tag —
Hinter sich durchmessner Höllen Spuren,
Eine Frau schritt langsam durch die Fluren.

Jene Feuernelken sind gefallen,
Doch das Haupt der stillen Pilgerin
Krönt ein Diadem von Blutkorallen,
Und in neuen Gluten steht ihr Sinn.
Reine Lebensstimmen hört sie schallen,
Und sie neigt ihr Ohr beständig hin —
Unversehrt von wildzerrissnen Schründen,
Fühlt sie Macht, die Wahrheit mild zu künden.

Quellen

Quellen aus verhülltem Schacht,
Die ihr wunderbar erwacht,
Wenn des Schicksals Finger leise
Zieht besondre Zauberkreise,
Klanggeburt aus Licht und Nacht,
Quellen tosend, Quellen sacht!

Urgeheimnis Ich und All,
Sinn des Schönen, Form und Schall,
Rätselhaft des Lebens Reise,
Reimesrunen Bild und Weise,
Rhythmenschwung und Rhythmenfall —
Urgeheimnis überall.

Was ist Wahrheit, was ist Wahn?
Was geträumt, und was getan?
Manchmal hör ich wohl im Wachen
Weltenfernes Weinen, Lachen
Meiner Lieder — wirklich kaum —
Was ist Wahrheit, was ist Traum?

Künstlers Selbstgenuß

Genieße dein Lied
Und genieße die Kraft,
Die dir sich beschied
Und neu sich erschafft
In Feuern der Lust,
In Fluten der Qual:
Genieße bewußt
Das noch einmal!

Es ist doch dein Sproß,
Dein Fleisch und dein Blut,
Das als nächster Genoß
Am Herzen dir ruht.
Es zittert dir zu
Sein zärtlicher Ton
Und spricht: „Ich bin du,
Des Vaters Sohn."

Und singt: „So erneut
Sich, was je dir entquoll,
Das Einst wird zum Heut,
Und dein Becher bleibt voll.
Kein Tropfen versank,
Frisch labt dich die Kraft:
Im Liede der Trank
Der Leidenschaft.“

Erfolg

Gib deine ganze Seele hin
Und frage keinen Menschen drum!
Als Urklang hat das Leben Sinn,
Nicht als Erfolg beim Publikum.

Du weißt: was dich von Grund ergreift,
Das spielt sich ab im tiefsten Haus.
Den Schmelz hast du schon abgestreift,
Streift dein Gedanke den Applaus.

Wenn in sein Horn der Beifall stößt,
Wohl dir, wenn sich dein Haupt verhüllt!
Dein ist Erfolg, wenn reif sich löst
Die Frucht, die deinen Lenz erfüllt.

Selbsttreue

I

Kann dein gutes Schwert verrosten,
Wenn es seltner haut und sticht?
Rief dich Herdesglut vom Posten,
Deiner Seele schadets nicht.

Weckalarm und Vorwärtsschreien
Wuchsen dir aus Fleisch und Blut —
Doch zu Spiegelfechtereien
Bist du sicherlich zu gut.

Wichten wird die „Wahrheit“ Pose,
Fechterstellung all ihr Stil —
Warst du echt im Sturmgetose,
Spiel auch heut kein falsches Spiel!

Wenn dein Herz aufjauchzt, so lache,
Packt ein Weh dich, pack es aus —
Unverzeihlich bleibt die Mache,
Selbst bei donnerndem Applaus.

Ist dir Kampf und Streit zuwider,
Gehst du sinnend gern beiseit —
Andre Stimmen, andre Lieder,
Herz der Kunst, wie bist du weit!

Das Geheimnis bleibt die Stunde,
Drin der Puls des Lebens schlägt;
Führ die Treue nicht im Munde,
Und du hast sie ausgeprägt.

2

Eins ward mir klar nach allen diesen Jahren,
Da echt Gefühl mein guter Stab und Paß:
Wie wenige nur Verständnis offenbaren
Für lautre Liebe, fleckenlosen Haß.

Die Flamme brennt, entweiht in keinem Hauche,
Für Menschenfreiheit; brennt so, weil sie muß.
Der Pöbel trübt dann nach gemeinem Brauche
Der reinen Purpurgluten Überfluß.

Der Pöbel schätzt den Vorteil, der sich bietet,
Berechnung wittert er bei Lied und Tat:
„Der Freiheitsbarde ward gewiß gemietet
Vom revolutionären Hohen Rat.“

Verachten lernt man, eh man alt geworden,
Und hüllt sein Heiliges tief und tiefer ein . . .
Doch zuckts einmal in flammenden Akkorden,
Die Flammen bleiben, wie sie waren, — rein.

Lebenssaiten

Auf den Saiten meines Lebens
Spielte Sturm und leiser Wind,
Sausend fuhr es, hauchte lind
Durch die Saiten meines Lebens.

Wie die Schwingung, so die Weise,
Aus dem Wesen quillt das Wort,
Wellenzitternd wirkt es fort,
Wie die Schwingung, so die Weise.

Meine Lieder mögen zeugen
Von dem Menschen, der sie schuf,
Von der innern Stimme Ruf
Mögen meine Lieder zeugen.

Der Kranz

Im Heimatwalde
Früh ging ich dichten,
Die Stirn erglühte dem heiligen Ziel;
An wogenden Wipfeln,
Winddurchbrausten,
Übt ich mein suchendes Saitenspiel.
Die Mütze warf ich
Im kühlen Moose
Nach luftiger Lieder
Huschendem Glanz,
Liedesfalter
Hascht ich behende . . .
In Eichenkronen
Schwebte der Sehnsucht grüngoldiger Kranz.

In fernen Wäldern
Bin ich gewandert,
Von Lebensstürmen ward ich durchwühlt;
An Gletscherbächen
Und Alpenlüften
Hab ich die Glut der Leiden gekühlt.

Den Kranz zu Häupten
Mir sah ich gleiten,
Er schien verschattet,
Er leuchtet neu.
Irrgeister suchten
Zu zerrn und zausen —
In mächtigen Händen
Schwebt heil er droben und winkt mir treu.

Das Gedicht

Es streift dich mit wehendem Saume
Plötzlich in silberner Früh —
Der Himmel beschert es im Traume,
Dankbar vollendets die Müh.

Oder ein goldschwerer Tropfen
Fällt von der Schale des Lichts —
Später der Schmied muß klopfen
Emsig den Ring des Gedichts.

An den Genius des Lebens

Genius des Lebens, o laß nie uns im Staube
versinken!
Leite zu Quellen uns hin, draus die Geläuterten
trinken!
Wie Firnluft rein
Wehe durchs innerste Sein,
Lasse die Larven sich schminken!

Nein, für ein Linsengericht laß unser Recht nicht
verschachern,
Schaffende Menschen zu sein, fern den Schmarotzern
und Machern,
Künder des Lichts,
Künstler kristallnen Gedichts,
Siegend ob Spöttern und Lachern!

Genius des Lebens, verleih, Garben der Liebe zu
häufen,
Tief aus dem Kelche der Welt Segen der Schönheit
zu träufen,
Gib uns die Macht
Seeledurchsonnender Pracht —
Garben der Liebe zu häufen!

Pose

Laßt uns mit der Form nicht heucheln,
Heißt es doch, die Treue meucheln
Und in „Schönheit“ Lügner sein.
Sich am Scheinwort zu berauschen,
Leben pomphaft aufzubauschen,
Wie verführerisch und — klein!

Manchmal wills auch mich verlocken,
Aber plötzlich fühl ich's stocken,
Wie gehemmt von harter Scham:
Laß dich vom Sirenensingen
Nicht umstricken und verschlingen . . .
Schönheitsschwindel — Wahrheitsgram!

Im Weitergehn

Was melden deine Lieder nur
Als über dir der Wipfel Wehn
Und deiner Schritte Wanderspur
Im Weitergehn?

Was überraschend dich entzückt,
Und hast es hundertmal gesehn,
Was deine Hand aus Liebe pflückt
Im Weitergehn.

Die ewige Lust will sich erneun,
Im Liede staunend auferstehn —
So laß dir goldne Wunder streun
Im Weitergehn!

Mein Sanssouci

Ob die Welt Zerstörung spie
Aus des Hasses Höhle,
Königliches Sanssouci
Baut sich meine Seele.

Königliches Sanssouci
Blühender Terrassen,
Festasyl der Poesie
Überm Staub der Gassen.

Festasyl der Poesie
Ätherklarer Stunden,
Wo Philisterwürfe nie
Meinen Geist verwunden.

Form und Leben

I

Hab Dank, du mein Leben, du hast mich durchbraust
Und früh mich behütet, ein Priester zu werden
Erhabener Gesten, gezierter Gebärden,
In denen der Hochmut der Förmlinge haust.

Abgründiges Leben, du schlugst Melodie
Mir aus klaffenden Schroffen, zerrissenen Kanten,
Da lach ich der prunkhaft preziösen Pedanten
Und Dichtkunstgeschmäckler vom heiligen Pli.

Lichtjubelndes Leben, du hast mich entzückt
Zu zitternden Wonnen, beschwingteren Stunden,
Ich habe verborgene Weisen gefunden
Und schlummernde Lieder dem Urtraum entrückt.

O Rose des Lebens, Tautropfen der Kunst,
Darinnen die wandelnden Himmel sich spiegeln —
Was frommt es, die Worte zu schniegeln und striegeln
Und Blüten am Draht zu besprengen aus Tiegeln
Mit Weihrauch und Myrrhen und künstlichem Dunst?

2

Stets schätzt ich hoch die Kunst der edlen Formen,
Den stolzen Bau, das tiefgeschöpfte Bild,
Wenn mit dem schönen, blanken Spiegelschild
Die Muse schreitet fern gemeinen Normen.

Auch können seltne Reime stark mich bannen,
Wenn sie wie kühne Lichter Gottes sind,
Sie blitzen auf, sie brechen aus dem Wind,
Ein Staunen selbst gewiegten Worttyrannen.

Ja, immer mehr lieb ich das Souveräne,
Das sich sein eignes Formgesetz bestimmt,
Der Versgestalt die schwanke Willkür nimmt
Und dauernd fügt die festen Rhythmenpläne.

Heil auch der reichen Zier! — Nur alabastert,
Byzanzelt, mosaikt mir nicht zu viel!
Die ihr — es ist der pure Protzenstil —
Den heiligen Hain mit Diamanten pflastert.

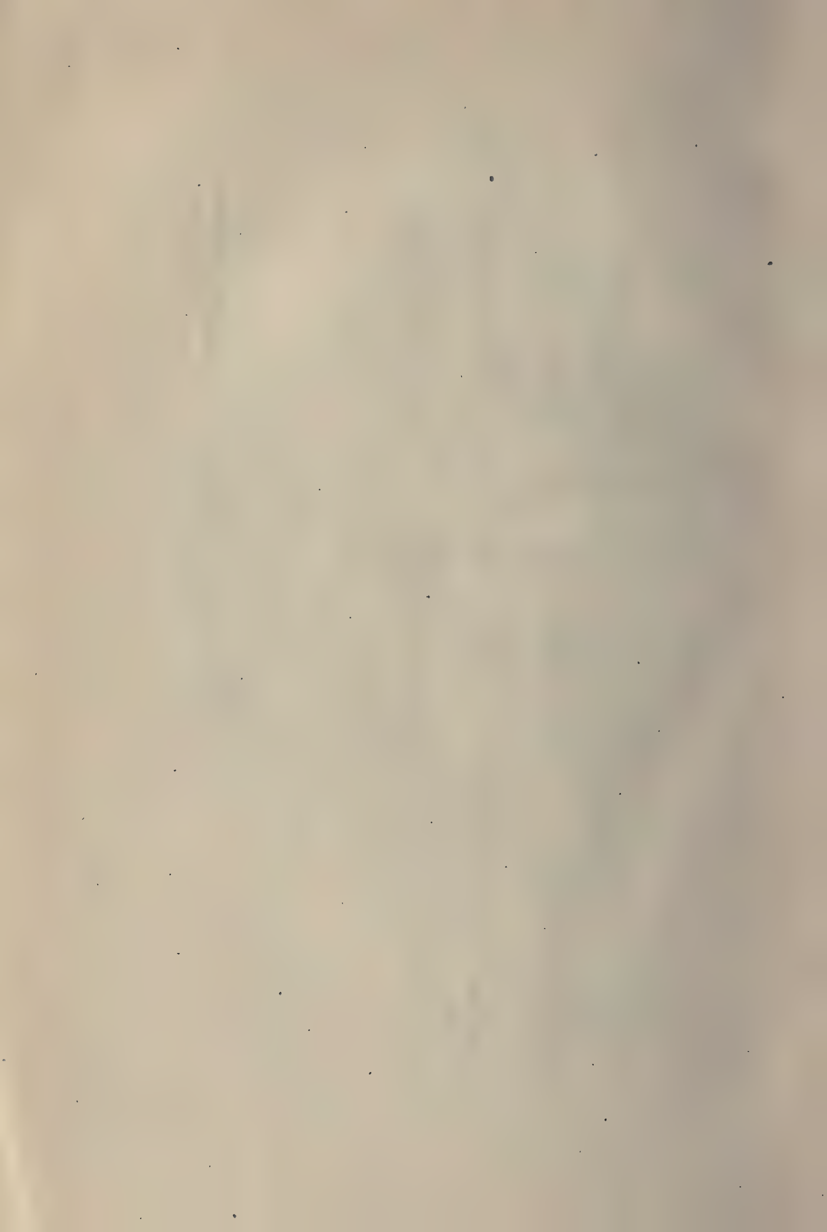
Erster Ertrag

Fiel Lied um Lied, fiel Korn um Korn
Aus unbekümmert weiter Hand —
Und manches fiel auf Stein und Dorn,
Und manches fiel auf gutes Land.

Der Sämann sieht es an dem Tag
Der ersten Ernteschau. Er sinnt
Und sammelt dankbar den Ertrag,
Bemessend, wie er neu beginnt.

Was? kann das sein? schon fünfzig alt?
Deine Augen, dein Mund, die lachen dazu:
„Das ist bloß der [illegible], der tut mir nicht weh,
Denn der heimliche Kaiser ist jung wie du!"

Hanns von Gumppenberg



Ein Menschenalter, reich an Freuden,
An ernsten Schicksalsstunden reich,
Durch Geist und Ziel uns beiden gleich
Entrollte sich und schwand uns beiden.

Aus seinem Herzen wundervoll
Der Strom gewaltiger Lieder quoll,
Der Rauschende, der Millionen
Entbürdet ihrer Last sie lohnen.

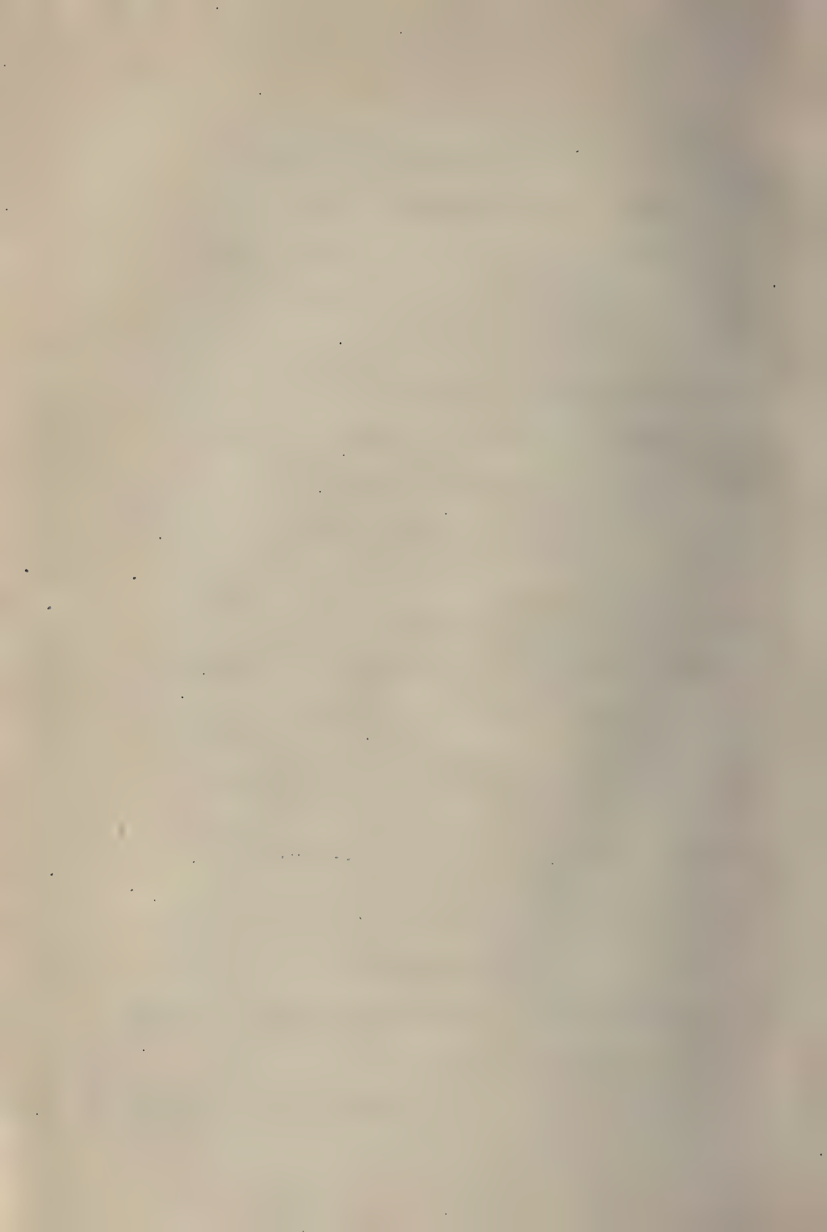
Und Lieder, die, ein Wunderhorn,
Erst dir, dann mir aus seinem Lieder Born,
Verjüngend uns in weiche Herzen wehn,
Gesellten sich dem nordischen Winde.

So magst du ferner am Gedichte
Der Liebe dich, der Freundschaft freun
Und alle Freunde unsrer Dichtung weihn.
So schenkst du uns noch manche frohe Stunde!

Dein alter

Frank Wedekind.

*



Am fünfzigsten Geburtstag

Auf einmal saß ich im Freundschaftskreise
Beim anmutblühenden, festlichen Mahl —
Die liebe Seele jubelte leise,
Durchzittert vom warmgoldigen Strahl.
Wie wenn sich heimliche Hände schlingen
Verstohlen um den Nacken im Spiel,
Froh überrascht seh ich umringen
Mich Freunde, denen mein Lied gefiel.
Ich danke herzlich der holden Feier,
Den Worten, die mein Wirken geehrt,
Ich lege den Kranz auf meine Leier
Und schmücke mit den Blumen mein Schwert.

Zu Kampf und Liebe ward ich geboren,
Flamme und Rose führ ich im Schild,
Mit dem Geschlechte des „reinen Toren"
Pfleg ich Verwandtschaft im Weltgefild.
Ich bin getappt durch neblige Klüfte,
Geritten durch gefährlichen Sumpf,
Nun trink ich ruhig die klaren Lüfte,
Fern unter mir, was stickig und dumpf.
Trotz Dunst und Dunkel dankbar dem Leben,
Der Liebe, die mein Werk nicht vergaß,
Weih ich den Geistern, die zeugend schweben,
Zartquellenden, segnenden Kräften mein Glas.

Der Fliederstock

Ein Fliederstock in vollem Schmuck
Und weißem Doldensegen
Gab mir nach dumpfem Winterdruck
Frohheimlich Herzerregen.

Viel duftige Kelchlein läuten mir
In leisen Feiertönen,
Sie läuten und bedeuten mir
Ein lieblich Weltversöhnen:

„Lausch auf den reinen Geisterklang
In Erdenlärm und -Wüten,
Ein Himmel lebt — o sei nicht bang! —
Der Dichtung Licht zu hüten.

Ein Himmel lebt im Schönheitssinn
Werkfreudiger Gefährten,
Sie tragen durch den Haß dahin
Die Botschaft der Verklärten.

Sie tragen durch den Rauch und Brand
Zermalmender Gewalten
Den Stern der Menschheit in das Land
Unsterblicher Gestalten.

Das ist der stille Geisterzug,
Der deinen Weg umwittert
Und, ob die Faust der Zeit dich schlug,
Dich aufhebt unerschüttert."

So klingt ein zart und stark Geläut
Mir aus den Fliedertrauben,
Das Herz, dem Hoffnung Blüten streut,
Erglüht in neuem Glauben.

Die Kunst, die wahr um Liebe wirbt,
Braucht nimmer zu verzichten,
Durch Treue, die im Sturm nicht stirbt,
Wird sie ihr Reich errichten.

Mutbringer

„Der Menge Spott hab ich beherzt verachtet."
Schiller

Wie trägt in lebensschweren Stunden,
Wenn sich erschöpft der Mut verlor
Und frisch es rinnt aus tiefen Wunden,
Der Großen Inschrift mich empor!

Erschüttert bis zum Grund der Seele
Vom rohen Metzgerstoß der Zeit,
All mein Vertrauen ich befehle
Den Geistern, die ihr Mut geweiht.

Die, wenn die Sterne rings verglommen
Und jeder Hoffnungsstrahl entschwand,
Mit der Verzweiflung Kraft geschwommen
Entgegen dem verhüllten Strand.

Hoch haben sie emporgehalten
Mit grimmer Faust ihr leuchtend Gut,
Trotz bietend allen Truggewalten
Von Pöbel- und Tyrannenwut.

Da steigt aus sternengoldnen Tiefen
Die Zuversicht, die nie vergeht,
In Worten mußten sie's verbriefen,
Durch die der Hauch des Ewigen weht.

Darin der Geist in Lichtgesängen
Durch finstre Gründe grollend schweift,
Ein Adler, der mit kühnen Fängen
In Gottes Heldenharfe greift.

Dann spür ich, wie es leise stählend
Durch meine tiefsten Adern rinnt,
Bis, ruhig sich der Kraft vermählend,
Mein Geist den sichern Grund gewinnt.



An Karl Henckell.

Du bist die Flamme, die sich selbst verzehrt,
Auf daß die Menschheit nicht des Lichts entbehrt.

Wie ein Prophet voll heilger Gotteswucht
Hast Du gemahnt, getröstet und geflucht.

Die falschen Götzen einer morschen Welt
Wie sanken sie, von Deiner Faust zerschellt!

Ein Held aus edlem, altem Sachsenmark
Standst Du auf Deinem Posten treu und stark.

Aus Deinen Liedern quoll der Odem der Natur,
Dein Werk war Schönheit, Segen Deine Spur

Das ist der Ruhm, den sich dein Tag gewann:
Du warst ein Dichter und ein deutscher Mann

München, 17 April 1916.

Michael Birkenbihl

Widmungen und Bilder

Kein Höfling, lyrisch ausstaffiert,
Kein Witzbold, der nur amüsiert
Die Majestät des Louisdor, —
Ein freier Dichter pocht ans Tor.
Vor seinem lautern Lebensstil
Entfloh voll Schreck das Falschgefühl,
Die Unnatur, die flennt und schreit,
Vor seiner starken Menschlichkeit —
So mög aus dauernden Bezirken
Lessing auf unser Wesen wirken!

Goethe und wir

1889

Goethe, wenn je mir der Schmerz
das Herz zerstach und verschnürte,
Trank ich aus deinem Pokal,
hebt ich in Freuden empor.
Wir sind ein siedend Geschlecht.
Nur selten zittert ein Lied uns
Leis wie gebändigte Flut.
Wogen schreien im Sturm.

Goethe

1899

Wer faßt die Welt, die er umspannte,
Wer seine Wirkung in ein Wort?
Wie jeder ihn für sich erkannte,
So ist er, so lebt Goethe fort.

Als Sonnenkönig laßt mich preisen,
Als Mehrer ihn vom Reich des Lichts,
Als majestätisch lebensweisen
Bemeisterer des Weltgedichts.
Der aufgetan war allen Tönen
Der Menschlichkeit und Gott-Natur,
In sich das All geeint zum Schönen
Und leuchtend zog lebendige Spur.
Der mit Prometheus-Faust gerungen
Um Freiheit, tiefsten Lebenssinn,
Der Höll- und Himmelslied gesungen,
Versucher und Versöhnerin.

O Wort so frisch wie Tau im Grase,
Wenn Morgensonne Perlen streut,
Wort feingeformt wie Griechenvase,
Wort brausend-stark wie Pfingstgeläut!
Wort aus des Wesens Kern entsprossen,
Des schalen Flitterprunkes bar,
Das Seelenwelten aufgeschlossen,
Und immer groß, weil immer wahr.
Du hast mein Herz mit süßen Schauern
Der Schönheitswollust oft erfüllt,
In Liebeslust und Todestrauern
Des Lebens Tiefen mir enthüllt.

Und der dich schuf, mit Zauberstärke
Zog mich sein Bild in frühen Bann,
Zu seinem Lebens-Meisterwerke
Sah ehrfurchtstaunend ich hinan.
Ich ward verzagt in meinem Sinne
Und doch erhoben und befreit,
Sein Beispiel wählt ich zum Gewinne,
Zum Vorbild die Persönlichkeit.
So dich erahnend mit den Jahren,
Vermähl ich, Goethe, mir dein Gut:
Mir ruhig Treue zu bewahren
In der verworrnen Lebensflut.

Der du mit freigebornem Blicke
Gewagt hast, ganz du selbst zu sein,
Und gingst durch der Philister Stricke,
Ein weiser Held, so kühn wie fein.
Du stießest ab, was dich entstellte,
Du schiedest aus, was dich gestört,
Und hast, ob rings die Meute bellte,
Auf deinen Dämon nur gehört.
Dicht um dich spannte böse Netze
Der Pfaffenpöbel jeder Art,
Du folgtest deinem Selbstgesetze
Und hast dich vornehm offenbart.
Dein Leben schlug die größten Schlachten
Des echten Menschen mit der Welt,
Um deine Lippen flog Verachten,
Wie Zeus hast du den Neid zerschellt.

Gewaltiger! Was wir dir danken,
Ist deine Dichtung, ist dein Sein,
Entragend des Jahrtausends Schranken
Lebst du im Blut, nicht nur im Stein.
Das Denkmal, das wir dir errichten
Zu dieser Zeit, an diesem Ort,
Ist unser Jubel deinem Dichten,
Frohlocken deinem Denkerwort.

Ist unser Stolz, dich zu bekennen
Als Stern und Führer auf der Bahn
Des eignen Wandels, uns zu trennen
Von falschem Schwarmsinn, trübem Wahn.

Und wenn wir grünen Lorbeer drücken
Auf dein geweihtes Künstlerhaupt,
So wisse: Frisches Geistentzücken
Ist dieser Kranz, der dich umlaubt!
Kein totes Blatt, von Staub umwittert,
Legt um steinkalte Stirn die Hand,
O nein: die Seele glüht und zittert
Entgegen deinem Lebensland.
Ergreifende Gestalten steigen,
Von deinem Blick bestrahlt, empor,
Der Äther tönt: zum Sternenreigen
Anschwellend braust dein Schöpferchor.



An Schiller

Ragender! Von deiner hohen
Firnen seligem Aufenthalt,
Wo die Morgenröten lohen
Um die Säulen von Basalt,
Wirkend wunderbares Klingen
Mit harmonischer Gewalt:
Komm, umrauscht von Adlerschwingen,
Lichtumwitterter, und laß
Deinen Atem uns durchdringen,
Fern des Tages Lärm und Haß!

Stürmender! Dein Jugendfeuer
Flamme wieder stark empor,
Wo der Schöpfergeist das Steuer
Aus erschlaffter Hand verlor!
Wo in kalten Brauches Banden
Flutend Leben längst erfror:
Ewiger Jüngling, auferstanden
Laß ob aller Tyrannei
Deine Feuerwogen branden,
Gib den Schlag des Herzens frei!

Ruhiger! Im Vorwärtsschreiten
Bannend der Gewalten Fluß,
Sehn wir dich zur Welt erweiten
Deinen tiefen Genius.
Schicksalschürzend auf der Bühne
Steigerst du das eherne Muß
Von Verkettung, Schuld und Sühne,
Heldentum, das stieg und fiel,
Frei zum Drama durch das kühne,
Seelenmächtig stolze Spiel.

Siegender! In Leidensschwäche,
Weltbeengnis willensgroß,
Schickst du brausende Alpenbäche
Zu der Dichtung Meeresschoß.
Phantasiebeflügelt lenkst du
Deiner Verse sichres Floß —
Schätze reiner Zonen schenkst du
Den Verlangenden im Tal,
Anker wie Kolumbus senkst du
Dort, wo grüßt dein Ideal.

Sinnender! Die edlen Züge
Formt der Ernst dir still und schön.
Fest beharrt dein Geistgefüge,
Rüttelt auch am First der Föhn.

So, im Wirbelwind der Zeiten,
Baust du auf der Wahrheit Höhn,
Wahlverwandten Freund zur Seiten,
Der dein Wesen ganz erkennt,
Feierlich zu Tempelweiten
Künstlers Menschheitsmonument.

Seliger! Dein Bild geschaffen
Hast du selbst, ein klar Symbol:
Groß im Geistzusammenraffen,
Lichtversammler, Ruhepol!
Lebenseinheit lasse fließen,
Scheuchend jedes Scheinidol —
Daß der Sehnsucht Strahlen schießen
Farbig in ein sonnig Licht,
Adelsmenschen zu erschließen,
Schön in Leben und Gedicht.

Schillers Büste

In den Schiller-Almanach der Wiener „Concordia"

Nur der begeisterte Mensch
soll Schillers Büste bekränzen,
Jedem Banausen des Spotts
welkt schon der Zweig in der Hand

Hölderlin

Der Frühling leuchtet blütenreich,
Die Glocken tönen schwellend weich.

Ein frischer Maienmorgenhauch
Küßt sehnend den Syringenstrauch.

Des Geistes Flur steht blütenleer,
Die arme Seele tönt nicht mehr.

Der Lebenshauch, der mich umfangen,
Ist — dreimal wehe mir! — vergangen.



Heinrich von Kleist

Es stieg im kühnen Morgenfeuer
Von Osten auf der Held des Lichts,
Der Schatten lagernd Ungeheuer
Lodernd zu schleudern in das Nichts.

Jäh über Berg und Flut hinfahren
Ließ er des Speeres Blitz und Glanz,
Er scheuchte der Dämonen Scharen
Mit purpurtrunkenem Strahlentanz.

Welch urgewaltig Glutenzucken! — —
Da kroch der Dunstdrach um die Welt.
Unheimlich Wälzen, Schleichen, Rucken.
Ein Ringen. Röcheln. Nebelschlucken.
Erstickt im Sumpf der Sonnenheld.

Ludwig Uhland

„Ich hatt einen Kameraden" —
Der uns dies Lied ersann,
War nicht von Fürsten Gnaden
Ein auserwählter Mann.

Er hat mit schlauen Worten
Ruhmredig nie geprahlt,
Ging scheu vorbei den Orten,
Wo falscher Flitter strahlt.

In seines Herzens Grunde
Ein Kleinod blinkte rein,
Tief mit dem Volk im Bunde
Stand dieser Edelstein.

Aus Ludwig Uhlands Weise
Grüßt mit der Treue Blick
Die echte Sehnsucht leise
Nach freiem Volksgeschick.

Annette von Droste-Hülshoff

An ihrem Grabe in Meersburg am Bodensee

Schlichte, unscheinbare Stätte
An des stillen Friedhofs Rand,
Dein bescheidenes Ruhebette,
Königin im Dichterland.

Droben von dem Turmgemache
Grüßest du mit Geisterhand,
Wo du liebend hieltest Wache
Bei der Muse Feuerbrand.

Daß die lautre Flamme lodre,
Von des Herzens Blut genährt,
Daß der echte Kranz nicht modre,
Den kein Säkulum verjährt.

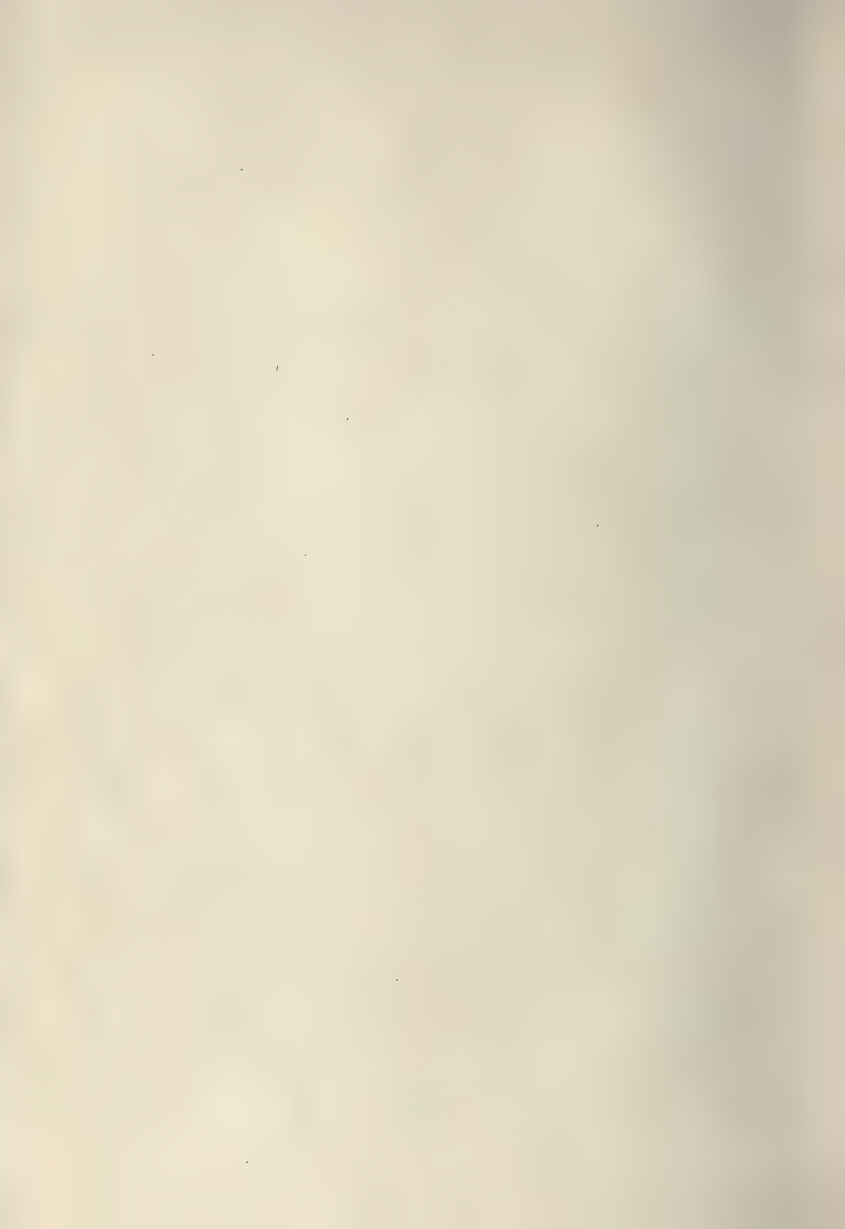
Einsam der Natur Vertraute,
Treue Bildnerin am Wort,
Die mit Seheraugen schaute
Wirklichkeit und Sagenhort.

Sippenstrenger Sitte Schranken
Fügte sich dein frommer Sinn —
Freiheit deine Träume tranken,
Dichterlandes Königin!



Die Muse des Anakreon — Arnold Böcklin

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München



Bist wie der morgenkeusche
Garten für Gotteskinder,
Tropfend vom Nachttau.
Goldregen überhängend;
Weiße Akazientrauben
Springen auf und hauchen
Kräftigen Wohlduft.
Zwischen Beet und Gebüsch,
Anmutschwebend,
Blütenzärtlich,
Summt ein liebereifes Mädchen
Heimlich für sich hin ein Lied.
Schelmisch lächelnd
Ob keck geträumten
Küssen der ahnungquellenden Nacht,
Vom Zweige bricht sie
Die volle Dolde
Dunkelblauen Flieders
Und kühlt im feuchten
Kelchsternengewimmel
Ihrer lieblich glühenden Wangen
Seltsame Sehnsucht,
Frühlingschauernd.

Sie lauscht versonnen und schaut:
Hochoben,
Wo das blaue Band durch die Lüfte weht,
Langsam schwimmen vorüber,
Behutsam geborgen auf silberhellem Gewölk,
Die singenden, spielenden, ruhenden,
Sonnennackten Engelsbübchen
Der unsichtbar schirmenden Mutter
Ewigkeit.

Was denken Sie von Heinrich Heine?

In ein Heinefestbuch der Bonner Dramatischen Gesellschaft

„Was denken Sie von Heinrich Heine?"
Wer fragt aufrichtig? Wer stellt mir Beine?
Weil von so kompliziertem Mann
Nur kompliziert man denken kann,
Paß ich mit solchen nicht zusammen,
Die nur bewundern, die nur verdammen,
Schlagen das Kreuz oder machen Bum-Bum,
Weil sie fanatisch sind oder dumm,
Oder mit konventionellem Gebimmel
Jegliches Liedel heben zum Himmel.
Ich sage vor allen Dingen das Eine:
Heinrich Heine bleibt Heinrich Heine,
Ob Ihr ihm Denkmäler setzt oder nicht —
Er hat ein zu interessantes Gesicht.
Braucht nicht zu stehen auf einem Sockel
Wie ein stockteutonischer Ehrengockel;
Er lächelte selbstironisch munter
Sich noch vom Piedestal herunter —
Die alte Faxe von Stein und Erz
Wär ihm ein grausamer Narrenscherz.
Doch müßt Ihr haben eine Symboltat,
So setzt was! Heine war eine Wohltat!

War eine Wohltat für Juden und Christen,
Proletarier und Kapitalisten!
Für alle, die etwas Geist im Sacke
Haben, ob mit Wams oder Fracke,
Gibts in der ganzen Literatur
Eben einen Heinrich Heine nur.
Gibts einen nur, der so spotten konnte
Über deutsche Philisterhorizonte,
Gibts einen nur, der die Zöpfetracht
So unbezahlbar ausgelacht,
Der die alte Schildbürgernachtwächterei
Gescheucht mit so lustigem Morgenschrei.
Hätt er nur diesen Ton auf der Saite,
Den Ton der freien, geistigen Weite,
Heil! rief ich, Heil dem seltenen Gast —
Trotz allem, was mir an ihm nicht paßt!
Heil ihm, der nicht langweilig gewesen,
Der nach Menschenaltern noch frisch zu lesen,
Als sei von heute seine Kunst,
Weil hell sein Blitz und dick der Dunst —
Und gilt ganz gleich, ob Christ oder Jude.
Wer anders denkt, ist ein Botokude.

Heinedenkmal in Düsseldorf

Zu Düsseldorf am Rheine ward
Ein deutscher Dichter geboren,
Der mit des Geistes Hellebard
Den Spießern saust' um die Ohren.

Der war die Flamme, der war das Schwert
Für eulenäugige Drachen,
Der hat die Saurier Mores gelehrt
Mit seinem erleuchteten Lachen.

Zu seinen Häupten um Mitternacht
Hört' er es schwingen und rauschen,
Und ein Lied, ein Lied ist ihm aufgewacht,
Dem die Freien, Lebendigen lauschen.

Ein Lied, so damaszenerscharf,
So silberglockenklangvoll,
Ein Lied, das brennende Blitze warf,
Dunstschneidend, neuzeitdrangvoll.

Die süßen Lieder rühm ich nicht,
Die durch die Herzen ziehen,
Draus unsres Volkes Seele spricht,
Die Lurleimelodien . . .

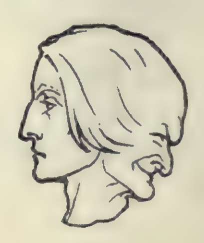
Ich rühme den Düsseldorfer Rat,
Den frommen und den reichen,
Vor dessen sonniger Ruhmestat
Die Sterne Heines erbleichen.

Ich rühme den Rat von Düsseldorf,
Ich will ihn nicht beleidigen
Und gegen seinen moralischen Schorf
Die Schönheit Heines verteidigen.

So mancher hat vor der Stirn ein Brett
Und kann doch nichts dawider,
Nicht jeder liebt wie Elisabeth,
Die Kaiserin, blitzende Lieder.

Ein Kaiserdenkmal hat jeder lieb
Im Düsseldorfer Senat wohl,
Was ein Düsseldorfer Jude schrieb,
Geniert den christlichen Staat wohl.

Der Stumpfsinn kann den Geist nicht verdaun
Zu Düsseldorf am Rheine,
Er wird sich selber ein Denkmal baun
Anstatt dem Heinrich Heine.



Ferdinand Freiligrath

Zum 18. März, dem Todestage des Dichters.

„Denn dies ist die Schlacht um den Birkenbaum.“

Frisch Märzenwind. Frei Feld. Aus Schollen-
braun drängt Saat
Zu Luft und Licht. An knorrigem Wanderstabe
naht
Ein Mann. Von fernen Höhn gekommen . . .
Oder entwuchs er dort dem Hünengrab? Sein Pfad
Kreuzt meinen Pfad . . . Ist ers? Er hält —
's ist Freiligrath —
Am Birkenbaum, frührotumglommen.

Mit Löwenhaar und -Bart, breitschultrig ragt er vor
Vom weißen Stamm . . . Er ruft: „Beim alten
Donnerer Tor,
Noch trieft der Birkenbaum vom Blute!
Noch immer schlägt wie Pest des Ostens Sklaverei
Die Welt, und doch erdröhnt dumpf nur ein einziger
Schrei:
‚Fort mit Kosakentum und Knute!‘

Wie lange, lange noch, wie lange währt der Fluch,
Der auf den Westen wälzt sein starres Leichentuch,
Wie lange noch der weiße Schrecken?

Ward denn noch immer nicht zu End gekämpft die Schlacht,
Und kann kein Übermaß von Schimpf und Niedertracht
Der Freiheit brüllende Löwin wecken?

O Märzsturm, der du wild um meine Haare schweifst,
O Frühhauch, der du kühn in schwanke Kronen greifst,
Wühl auf die Gräber deiner Zeugen!
Laß aus den Grüften rings den Heerbann auferstehn,
Vor seiner Schwingen Erz die Schmach der Welt vergehn,
Daß sich die schuldigen Schergen beugen!"

Im roten Frühlicht rufts der sehergleiche Mann . . .
Ihm melden möcht ich, wie sein Volk ihn lieb gewann,
Den aufrecht Markigen, den Freien.
Er aber bietet schlicht hinschreitend Wandergruß
Und wünscht — und sicher setzt er vorwärts Stock und Fuß —:
„Toll Märzen, bring uns blühenden Maien!"

Friedrich Hebbel

„Wer schwimmen kann, den reizt die Tiefe nur.“
Du bist durch Tiefen wie ein Wal geschwommen,
Hinuntertauchend zogst du weite Spur
Und bist auf manches Meeres Grund gekommen.

Die Nachen tanzen fern von deinem Gang,
Senkblei und Anker deine Schläfe streifen,
Du lauschst des Weltmeers ewigem Rätselsang
Und kannst um Kronen von Korallen schweifen . . .

Gottfried Keller zum 70. Geburtstage

1889

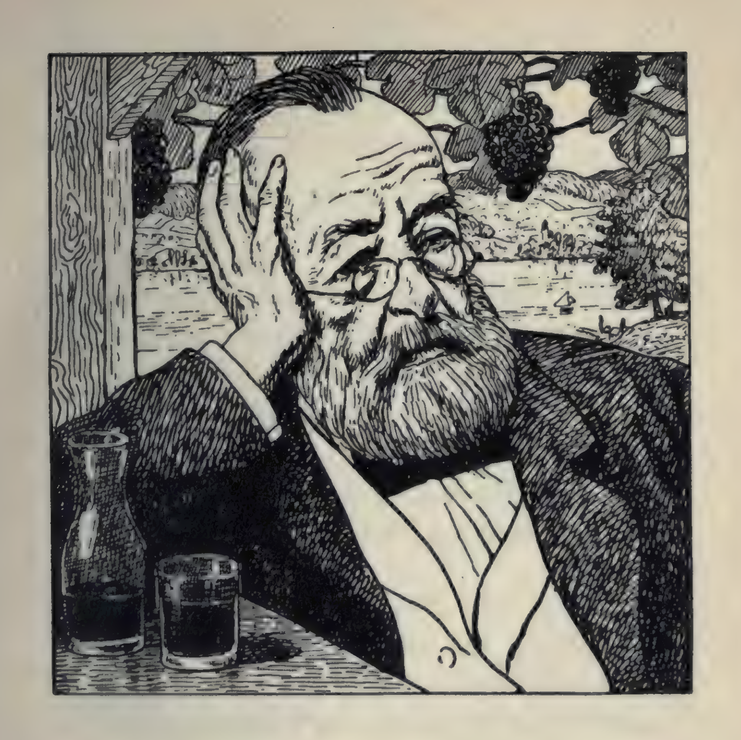
Mit einem Rosenstrauß

Nimm diesen Gruß von Rosen, Gottfried Keller,
Des Sommers Duft und Fülle nimm von mir!
Sieh, an den Kelchen hängt manch freudeheller
Tautropfen in des Morgenglanzes Zier.

Die frische Glut der lichtgeküßten Fülle,
Sie atme dir, erdwüchsiger Meister du,
Aus dunklen Schoßes zarter Sammethülle
Den satten Hauch lebendiger Schönheit zu.

Wie köstlich echt, wie schelmisch fein am Mieder
Der deutschen Dichtung bist du aufgeblüht,
Wie zittert durch Legenden, Mären, Lieder
Weltklar dein Sinn, goldsonnig dein Gemüt!

Glückauf dir, Alter mit der Seelenfrische!
Dich grüßt ein Junger, den der Sturm umweht.
Stell auf mein Sträußchen am Geburtstagstische,
Du lieber, rosengläubiger Poet!



Herrn Karl Henkell
zu freundl. Erinnerung
der Spätere. Zürich 25. IV. 1889
G. Keller

Holzschnitt von Ernst Würtenberger

Widmung in Kellers „Gesammelten Gedichten“



Das Kellerglas

Eine Erinnerung

Es war das Glas — die Tage sind versunken,
Doch leuchten sie wie warmer Himmel Gold —
Das Glas, draus Gottfried Keller nur getrunken ...
Mir botest du's als besten Dichtersold.
Du hasts gefüllt mit bodenwürzigem Weine,
Des Alten wert, den beide wir gekannt,
Auch seine Blume war die selten feine,
Gediehn in einem echten Sonnenland.

Ich trank es leer und schlürfte tiefe Freude —
Der schönkristallne Kelch von ihm geweiht! —
Mein inneres Auge ging auf satter Weide,
Mein lauschend Ohr vernahm ein klar Geläut.
Von Licht und Rosen kam ein Strom geflossen,
Des Lebens starke Lust durchquoll mich ganz ...
Du nahmst das Glas und hast es still verschlossen,
Mir aber war, ich stünd in Gold und Glanz.

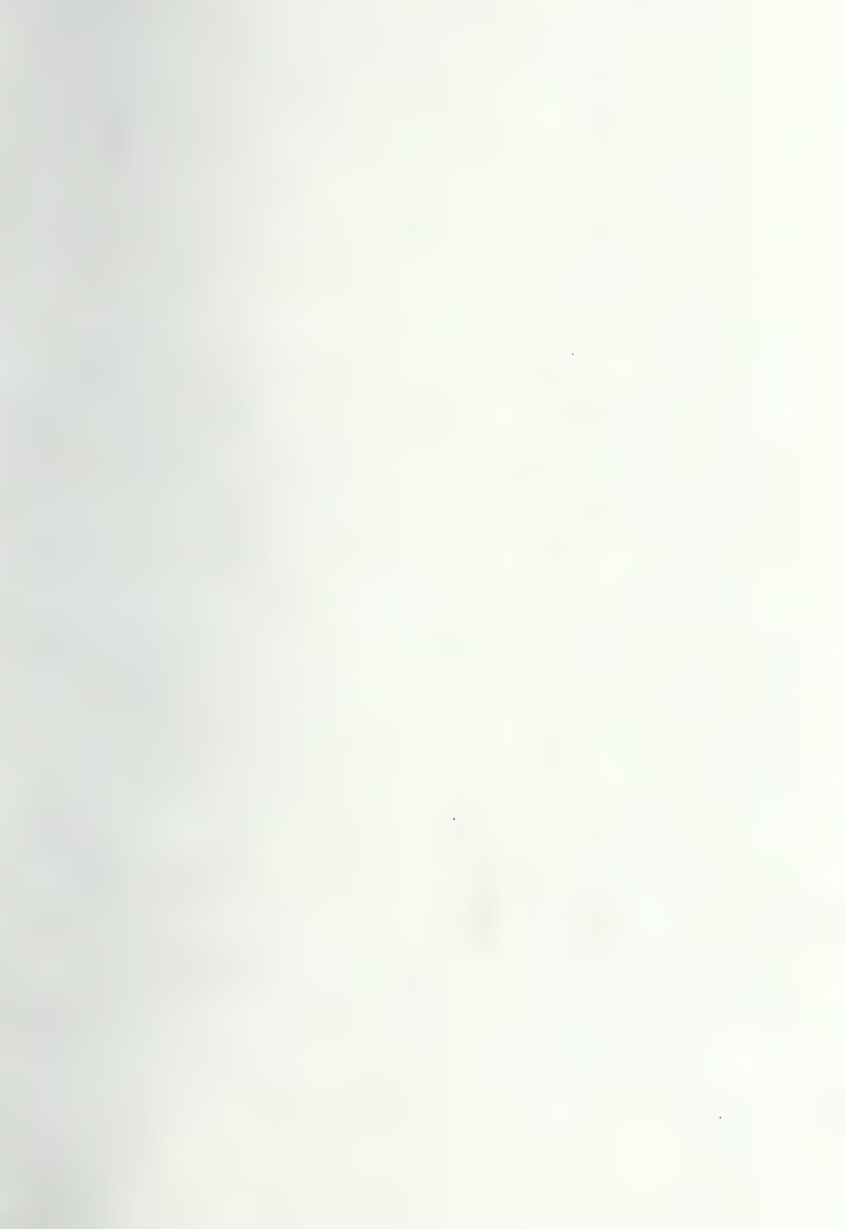
Conrad Ferdinand Meyer

Das durch Purpurflut des Abends gleitet,
Einen müden Dichter birgt das Boot,
Letztes Feuer noch sein Haupt umloht,
Eh der heilige Schatten näher schreitet.

„Fährmann, führe mich zur stillen Klause,"
Mit dem großen Blick der Meister spricht —
„Meine Seele trinkt des Friedens Licht,
Wo mir Ruh winkt, ist mein Herz zu Hause."

„Wo dir Ruh winkt, will ich gern dich führen,
Deine Freunde folgen dir von fern.
Noch ein Weilchen, und der Abendstern
Läßt den milden Glanz der Welt dich spüren."

Leises Warten, wie nach innen Lauschen;
Sieh! Der Leuchtende lehnt sich zurück.
Silberlocken streift ein goldig Glück,
Und von reinem Ruhme geht ein Rauschen.



Geehrter Herr,

ich danke Ihnen
freundlichst für die
Übersendung der Strophen,
welche mich, so viel
ich bis jetzt davon

gelesen, mehr ergötzt
haben, als sich wohl
für einen alten
Herrn schicken mag.
Es ist viel Menschliches und
irdisches darin, ein



keiner Musik und ein wirklichen
Talent wenn ich nicht ihre
Durchsichtigkeit ist alles
noch ein bischen typisch
noch ohne hervorstechende u.
sehr
hervorstechende ...
klein wie wäre das

möchten mir 28 Jahren
Todes da kommen, wo[rden]
Sie herzlich beglückwünscht

Ihr
Hofmeyer

[illegible] bei Wien
17 April 1881

Meiningen, den 14
Januar 1907

Hochgeehrter Herr und Freund!

Durch ein mit meinem Krank-
heit zusammenhängendes Augenleiden
war ich daran verhindert,
Ihnen früher schreiben und
und zugleich meinen auf-
richtigen Dank für die herz-
lichen Worte zu sagen, womit
Sie Ihre Betrachtungen meiner
geistigen Eigenart in Ihrem
Streifzug durch die Literatur unse-
rer Zeit begleiteten. Wunderlich

andern Beobachtern überein zeit-
genössischen Quellen nach Ihnen
[illegible] zeigten, so dürften
[illegible] die Schiffs[illegible] unter-
einander sich beiden [illegible]-
[illegible], gewiß ein er-
zwungenen Tragens des Ball-
ons, [illegible] bis zum
[illegible] zu [illegible]
wieder gegen [illegible]. Daß
diese [illegible]
bis nach [illegible] bis zu [illegible]
[illegible], [illegible] sich [illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible]

handelte, die einzigen Belehrung:
ung [illegible] mich bis dahin Erfahrungen
[illegible] meine anderen u. fast ge-
gen [illegible] gefährlichen Richtung
[illegible]
zur Geltung zu bringen. Aber
durch [illegible] Schaf-
fens [illegible]
meine ganz [illegible]
[illegible]
die [illegible] daß
mein [illegible]
durch den [illegible]
[illegible]
[illegible] die andern
[illegible]
[illegible]
[illegible]

neu gestärkt. Denn trotz aller
[illegible] furchtbaren Kriegsjammers
des [illegible] in den Hütten des
[illegible] wieder [illegible]
[illegible] Verdrehung der Wahrheit [illegible]
[illegible] in der [illegible]
Welt [illegible] und [illegible]
[illegible] in der [illegible] zu=
[illegible] der [illegible] und [illegible]
[illegible] werden ich mich stets
[illegible] nur geringen [illegible], die
mir, durch das Leben und [illegible]
[illegible], weil man weder [illegible]
[illegible] stets [illegible]
[illegible], der mich Ihr [illegible]
und Ihren [illegible] besonderes [illegible]
[illegible] ich mich Ihnen [illegible]
[illegible] zu empfehlen bitte, [illegible]
[illegible] hochachtungsvollem Gruß
Ihr [illegible]

München, den 14. Januar 1907

Hochgeehrter Herr und Freund!

Durch ein mit meiner Krankheit verbundenes Augenleiden war ich daran verhindert, Ihnen früher schon, als es nun geschieht, meinen aufrichtigen Dank für die herzlichen Worte zu sagen, womit Sie Ihre Charakteristik meiner lyrischen Eigenart in Ihrem Streifzug durch die Lyrik unserer Zeit* begleiteten. Würden sich andere Betrachter unserer zeitgenössischen Poesie nach Ihrem Vorbilde richten, so könnten wieder die Schaffenden untereinander sich brüderlich verbunden fühlen, wie es in vergangenen Tagen der Fall war, statt daß jetzt sie wie Streitende in getrennten Haufen einander gegenüberstehen. Doch diese Kampfbereitschaft würde sich noch natürlich erklären lassen, wenn sich fremdartige Anschauungen durchweg gegenüberständen und es sich darum handelte, die eigene Überzeugung in rücksichtslosem Ringen mit den einer andern und für verwerflich gehaltenen Richtung Angehörenden zur Geltung zu bringen. Aber diese Gegner kommen vielfach nicht einmal aus der Sphäre einer ganz anderen Kunstauffassung her, was schon die Tatsache beweist, daß eine Befruchtung ihres Schaffens durch den Bekämpften in offensichtiger Weise stattgefunden hat, wie es, soweit ich die modernen Poeten kenne, mir gegenüber in der Ablehnung

* Deutsche Dichter seit Heinrich Heine. Berlin 1906

meiner „Naturleierei" unleugbar geschehen ist und noch geschieht. Hier tritt mehr der häßlichste Kampf ums Dasein in der Gestalt des Totschweigens oder absichtlicher Verdrehung der Wahrheit auf, welcher schon in der materiellen Welt uns anwidert, und um so mehr in der dem Idealen zugewandten der Kunst und Poesie.

Mit Freude erinnere ich mich daher der leider nur wenigen Stunden, die wir, durch das Leben und Schicksal sonst getrennt, miteinander verbrachten, und die mir stets unvergeßlich bleiben werden, da mich Ihr offenes Wesen und Ihre gemütvolle Wärme besonders anzog. Indem ich mich Ihrer hochverehrten Gemahlin zu empfehlen bitte, verbleibe ich mit erinnerungsvollem Gruß

Ihr altergebener

Martin Greif

Martin Greif

Wie ein Kind, halb träumend und halb im Wachen,
Mit weißen Blüten spielt, die der Wind in den
Schoß weht,
Kränzlein flicht und löst und wieder von neuem
Flicht . . .
So deine schlichten Ketten ringelst du, Martin
Greif,
Deiner lieben Mutter Natur
Um das gedankenvoll sinnende Haupt.
Wiegenlieder, allbekannte, herzliche Lieder,
Singt und murmelt sie dir mit trauter Stimme,
Und du greifst schier verwundert nach Sonne,
Mond und Sternen,
Ziehst mit zarter, tastender Hand
Die uralten, göttlichen Dinge
Dicht an dein zitterndes Menschenherz.

Friedrich Nietzsche

Nietzsche, du Dichter unter den Weisen,
Großer Einsamer unter den Winzigen,
Wortgewaltiger unter den Schwätzern!
Deine Lehre vom Mitleid klag ich,
Mitleid kann die Tugend der Schwachen,
Leidenschaft kann sie der Starken sein.
Das heroische Mitleid rühm ich,
Seine Taten und seine Lieder,
Deine Lehre sät Irrtums Saat.
O du Tanzender unter den Denkern,
Denkerkünstler unter den Plattfüßern
Philosophasternder Mammutei!
Der du leuchtende Lyriktafeln
Mit erhabenen Rhythmen beschrieben,
Wortblitzschwingender, lachender Fürst!
Schlug der fittichdüstere Wahnsinn
Schauerlich schattend über dein Haupt?
Armer König, du birgst an der Mutter
Treuer Brust dein zerschmettertes Haupt?

Wandle träumend in Überwelten,
Löse dich leidlos spielend ins All!
Siehe, ich sah einen kranken Löwen,
Der an den speerscharfen Stangen des Kerkers
Brüllend zerrissen sein mächtiges Haupt . . .
Röchelnd lag er im Dämmer des Wahns,
Über-Löwen umwandelten ihn.
Aber die Unter-Läuse der Schreiber
Wimmelten juckend in seinem goldnen,
Majestätisch mähnigen Fell . . . . . .

Leopold Jacoby*

zum Gedächtnis

Er lag im offenen Sarge,
Und die verstummte Lippe sprach:
„Mein Leben lieh, das karge,
Mir Leid zum Lohn; feind war ich aller Schmach.
Ich gab nicht preis mein Lied und Wort,
Die Zunge wäre mir verdorrt,
Der Freiheit blieb ich treugesinnt,
Mir träumt, ich war ihr liebstes Kind."
Sprach die verstummte Lippe
Aus offenem Sarg hervor —
Über den Friedhof der Frostwind fuhr,
Sein dunkles Grablied sang der Chor.

* Geb. 29. April 1840 zu Lauenburg in Pommern. † 20. Dez. 1895 im Krankenasyl zu Zürich. Begraben auf dem Friedhof Rehalp dort.

Die dichterischen Hauptwerke dieses viel zu wenig gewürdigten Vorkämpfers und Märtyrers des deutschen Sozialismus sind das epische Gedicht „Çunita", das vom Sozialistengesetz verbotene Buch „Es werde Licht!" und die „Deutschen Lieder aus Italien".

Die ersten Schollen deckten
Des toten Dichters schmales Haus;
Mir war, drei Flammen reckten
Sich ätherzüngelnd aus der Gruft heraus.
Die rote sprühte Wahrheitsmut,
Schönheit blüht auf in blauer Glut,
In großer, weißer Flamme stieg
Der Glaube an des Edlen Sieg. —
Die ersten Schollen deckten
Des toten Dichters schmales Haus . . .
Zwei treue Augen sah ich glänzen,
Die Flammen küßten sich und loschen aus.

Ein Bündel Erika für Liliencron

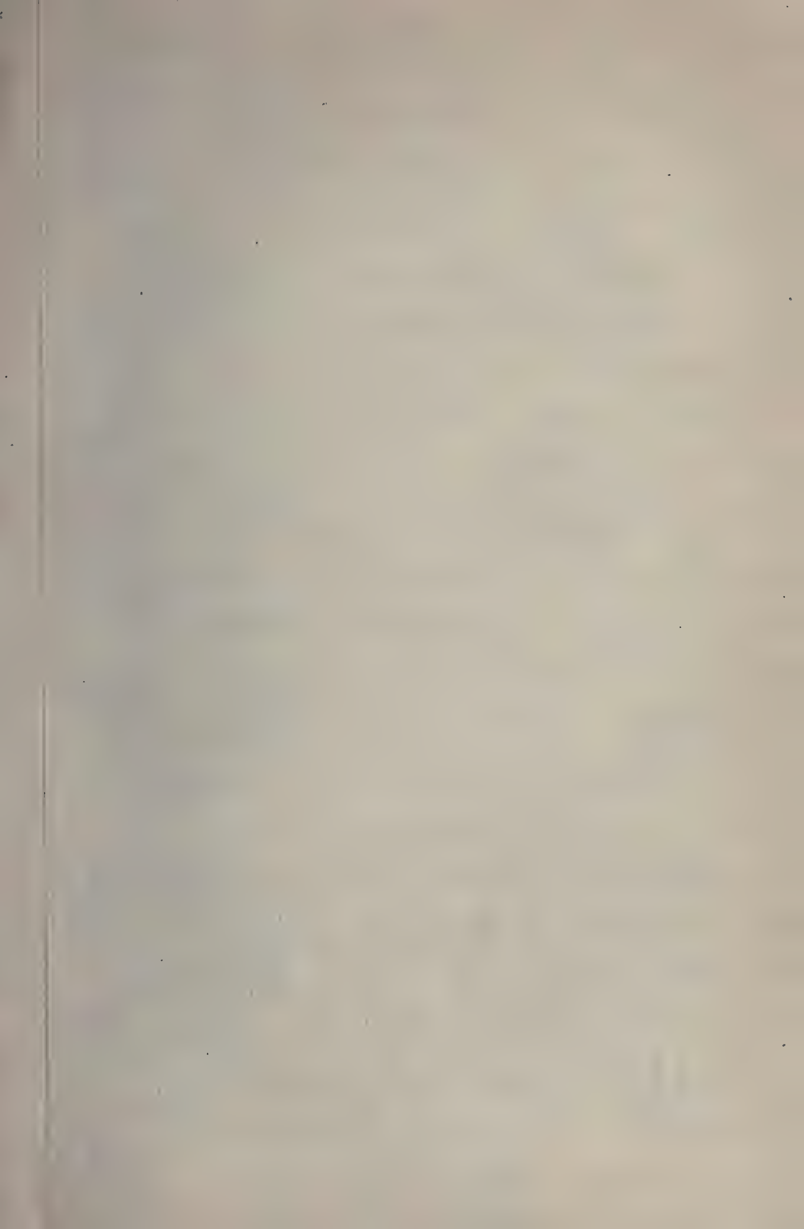
Begleitschreiben 1890

Ein volles, frisches Bündel Erika,
Dir, Heideprinz der Poesie, hurra!
Die rote Heide deiner Heimatweiten,
Die süße Weide deiner Einsamkeiten
Soll Wonne dir und Sehnsuchtsduft bereiten,
Du Honigbiene deutscher Dichtung, du!
Im Schweizer Aargau haben wir gepflückt,
Was eines Niedersachsen Herz entzückt.
Frischrot, jungblühend hat's uns angelacht,
Wir haben gleich dabei an dich gedacht
Und selig ausgerauft mit beiden Händen,
Was wir dem Liliencron nach München senden.
Ein Büschel Dank für soviel Hochgenuß,
Süßsaftig wie der Liebe-Sommerkuß,
Wenn wir im Tannenwalde tiefverschwiegen
Naturerquickt uns in den Armen liegen.
O köstlich, köstlich schmeckt dein Dichtertrank,
Ihn schlürfe, wem das Herz im Leibe krank!
Wem seine Schwinge tropft von Blut und Wunden,
Er schlürfe ihn, zur Freude zu gesunden . . .
Mein Lieb und ich, von wildem Wein umquollen,
Den Dank der Zecher müssen wir dir zollen:
Dir, Heideprinz der Poesie, hurra,
Dies volle, frische Bündel Erika!



Detlev von Liliencron

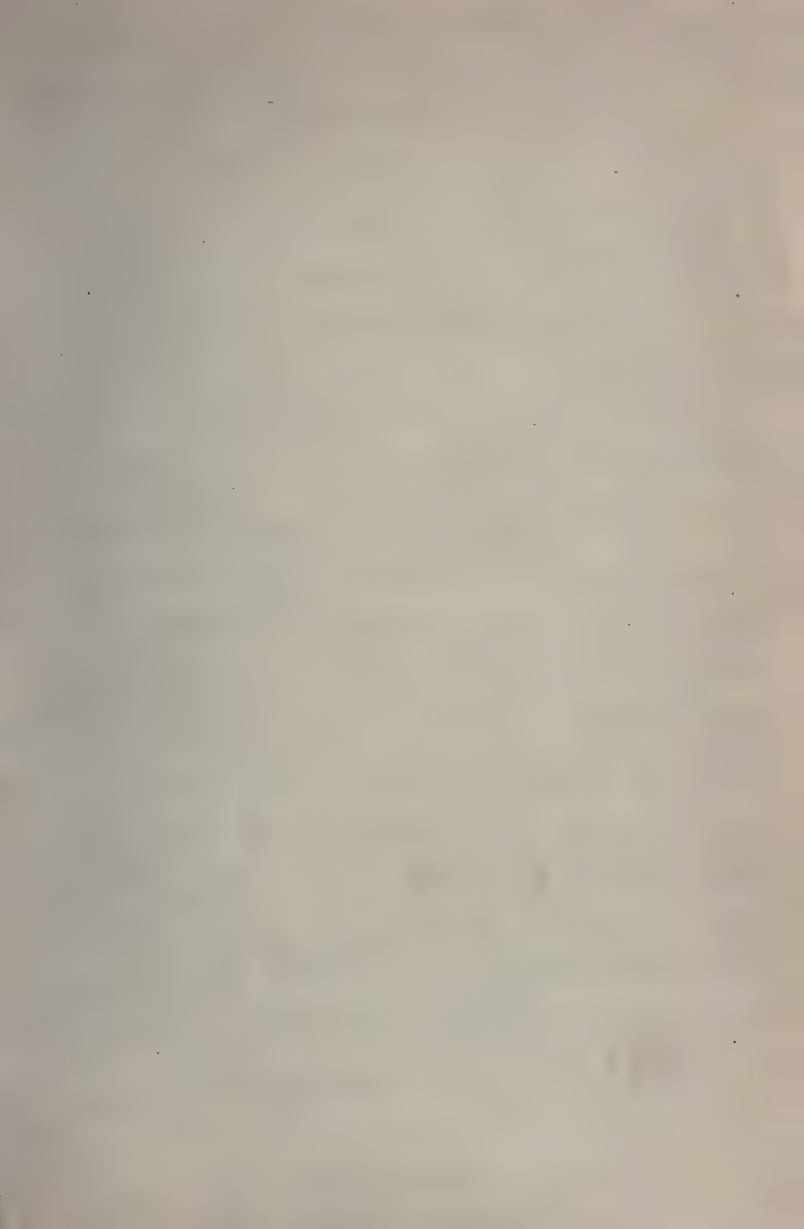






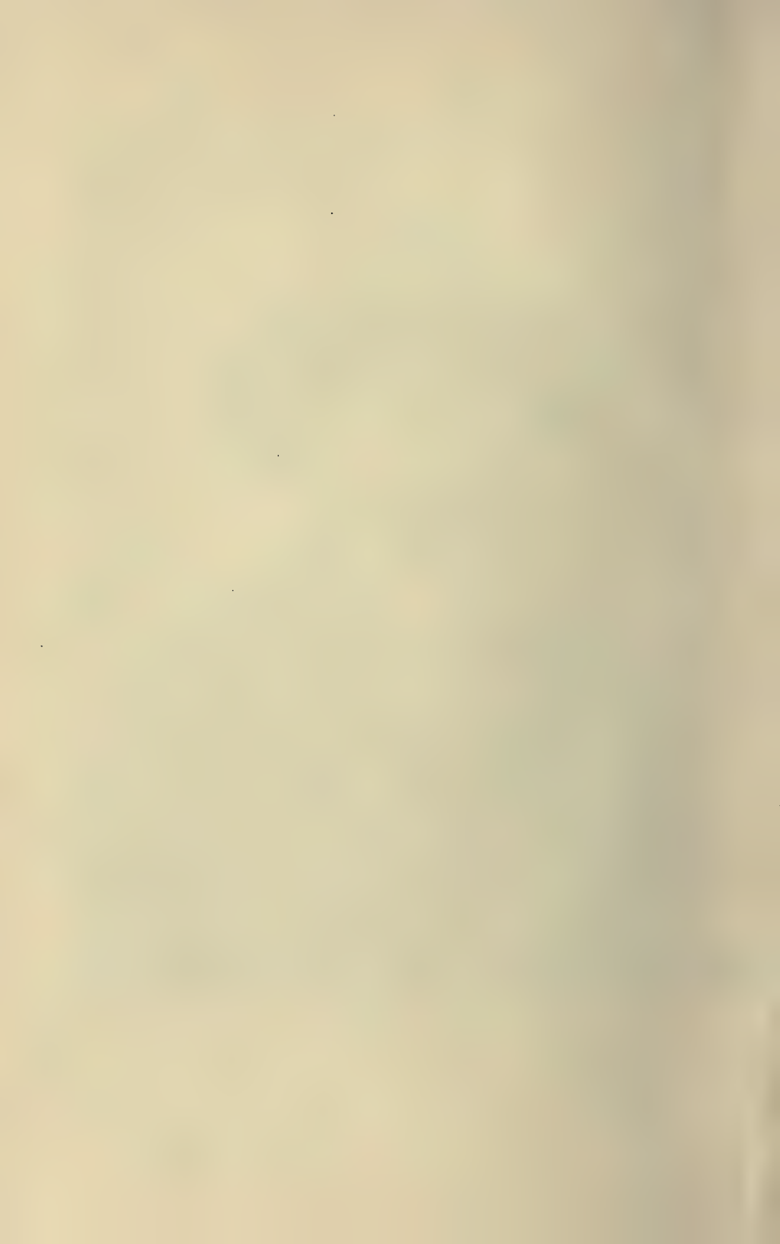
der Freund dem Freunde, der
Fürst dem Freunde, der
Künstler dem Künstler,
Herrn Karl Hummel,
in herzlicher Verehrung
dankbar zur Erinnerung.
Belvedere, Herbst 1889.





[illegible]
das, glaub' ich, wenn der Dichter [illegible]
[illegible]
[illegible] leben und
erleben. [illegible]
[illegible]
zu gehen.

Ich habe nun den ganzen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Cornwallis
[illegible]
[illegible] will, [illegible]
[illegible]
[illegible]
— — — O Gott, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]



Vollständiger Brieftext zu nebenstehendem Faksimile
Detlev v. Liliencrons

Abdera in Holstein, 14. 11. 89

Das war eine große, liebe Überraschung, theurer Karl Henckell, als ich Ihr Lichtbild erblickte. Menschenskind, das nenn' ich einen Künstlerkopf! Ein wenig: ein bischen Bosheit um die Lippen. Und so klug, so interessant, und dabei dieser römische Kopf. Tausend Dank! und tausend Dank auch für Ihre Begleitzeilen — Sie wissen, was ich einmal vom Gedichtelesen im „Mäzen" sage, und so mache ich es mit Ihnen, nur der Unterschied, daß ich nur immer eins zur Zeit lese. Denn Ihre Poeme sind dermaßen etwas anderes, als der gewöhnliche Wischwasch, daß ich immer Halloh schreie vor Staunen und das Maul aufsperre. Ich bin in Ihren Gedichten jetzt auf Seite — 15, schreibe „fünfzehn." Allein das Gedicht „Armband" hat mir Tage, Wochen gebraucht, ehe ich die Herrlichkeit verarbeitet hatte. Es ist ein Riesengedicht tiefster Schönheit, Liebe und Wahrheit voll. Dann fielen mir auf diesen ersten Seiten noch auf besonders: „Liebeslied", „Nächtlich Verlangen", entzückend! „Schwimmt Leander, meine Lust, zu Heros Nachtveranda:" Heiliges Mohrenelement, das ist schön. Das entzückt meine Künstlerseele. Dann „Wunsch". Ihre politischen Lieder lese ich als Dichter mit wehmütigem Lächeln, und sage mir immer: Wenn Karl Henckell in meinem Alter sein wird! Vor einigen Nächten war ich mit Ihnen, Ihnen gegenüber auf der Barrikade. Ich mit dem blauen Blümchen der Treue auf dem Helme. Wir durchstachen uns gegenseitig, und gaben uns dann sterbend die Hand als — Dichter. Merkwürdiger Traum. Sie sehen, wie ich mich mit Ihnen beschäftige. — Ich habe nicht die Angst, daß Sie überproduzieren. Es steht einzig da, wie Sie aus dem Ärmel schütten, einzig, in der That. Ich zeigte heut Morgen gleich einem hiesigen Herrn, der ein fanatischer Anhänger von Ihnen ist — er radikal, ich durch und durch Royalist — Ihr Bild. Er hatte eine Zeitung mit einem langen Gedicht von Ihnen, im „Henckell-Ton" bei sich, das er mir wies. Es ist mir vollkommen gleichgültig in

Betreff politischer Ansichten. Ich sage mit Bismarck: „Ein Gutsnachbar wie Lasalle ist mir lieber als 100 dumme Gutsbesitzer; nur interessant will ich die Menschen haben.“ Mit dem Obengenannten (Molkenbuhr) treff' ich zuweilen am dritten Ort zusammen. Wir haben uns von vornherein das Versprechen gegeben, nicht von politischen Dingen uns zu unterhalten, und so geht denn die Sache vortrefflich, zumal er der Einzige hier ist, mit dem ich mich über litterarische Dinge — er ist ein großer Goethe-Kenner und Liebender (ja Goethe!!!) — auslassen kann.

Für Hille schrieb ich an unsern Botschafter in Rom und kann noch kaum Antwort haben. Ich hörte vorzügliches von Graf Solms, seinem milden, schönen Herzen. Aber ob er auch die Dichter als Künstler rechnet, weiß ich nicht. —

Im „Mäzen“ wird Sie: „Shakespeare und Goethe, 1890 erscheinend“, erfreut haben. Entschuldigen Sie auf der letzten Seite von „Richtschwert aus Damaskus“ das dreimal wiederkehrende Wort „ununterbrochen“. Das ärgert einen nachher scheuslich. Die kleine Line Blunck . . . hm, hm . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

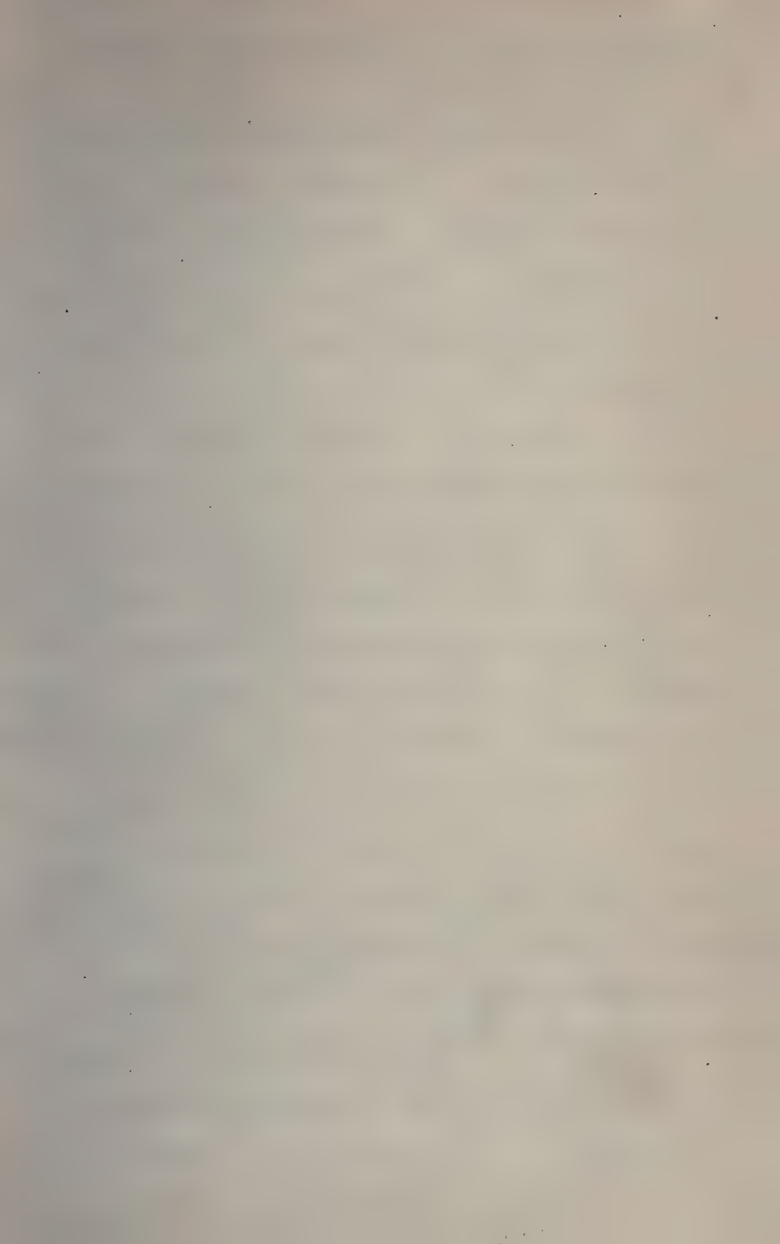
Ich verstumpfe und ersticke jetzt hier in den kleinen Verhältnissen. Noch einmal, wohl zum letzten Mal konnte ich 6—10 stürmische Liebeslieder schreiben. — Das, glaub' ich, war der Schluß meiner Dichterei. Der Dichter soll leben und erleben. Und Sie thun sehr recht, nach Wien zu gehen.

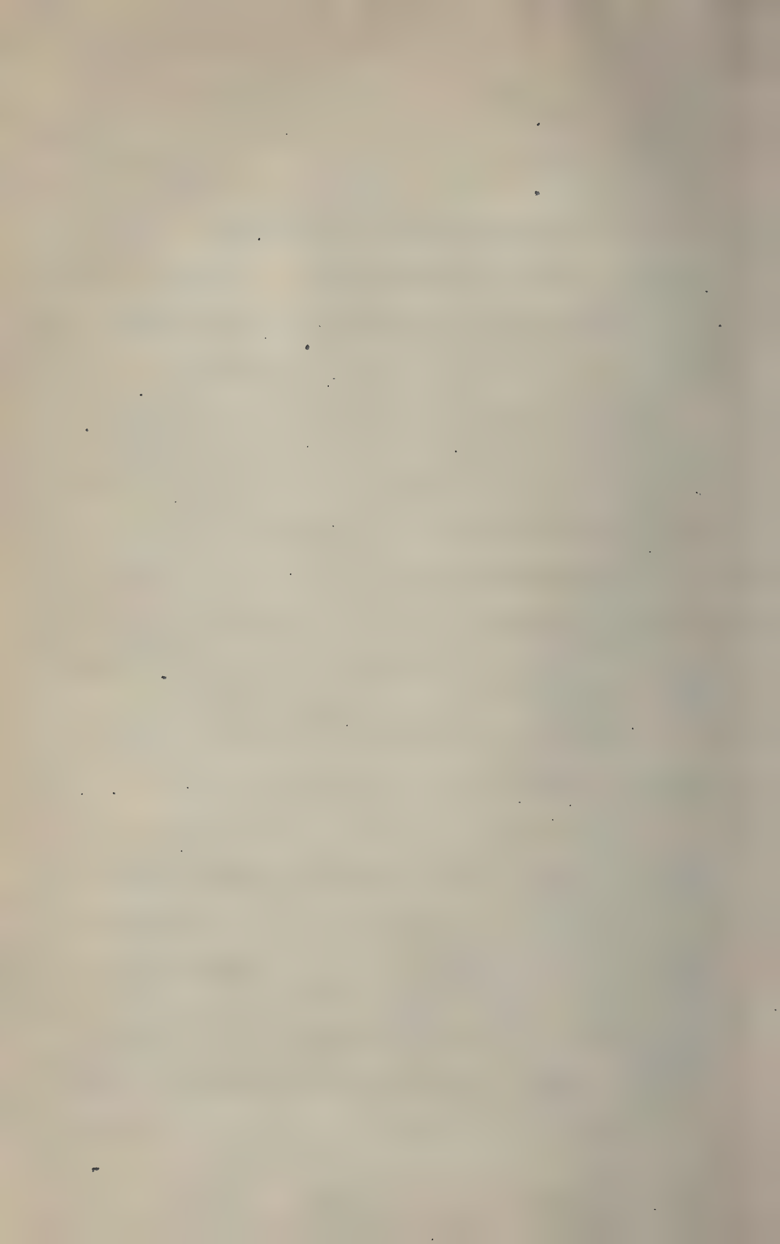
Ich habe von unserem Peter Hille einige herrliche Aufsätze untergebracht. O, diese Canaille, die diesen Herrlichen nicht verstehen will, oder milder ausgedrückt: nicht verstehen kann. — — — — O Gott, Karl Henckell, das Verständnis der Poesie fehlt den Deutschen. Ihr herrliches Gedicht „Das Freudenmädchen“ freut mich riesig, es aufgenommen zu haben. Donnerwetter, die Gesichter von den alten Tanten. Es ist goethisch, shakespearisch!

Ihr

Detlev L.

Am Rande: Mein Traum von Ihnen beschäftigt mich dichterisch. Vielleicht wird's was. Haben Sie eine dazu stimmende Stunde: Schütten Sie's auch aus!!! — Bitte: Haben Sie ganz schwarze Haare?





Liliencron

Dem Toten 1909

„Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.“
D. v. Liliencron: „Schrei.“

„O wär es doch!“ So klang dein Sehnsuchtsschrei —
„O wär es doch!“ — Aus der Philister Land,
Wo man ums Herz dir enge Netze wand,
Hinauszufliehn in Wälder groß und frei.

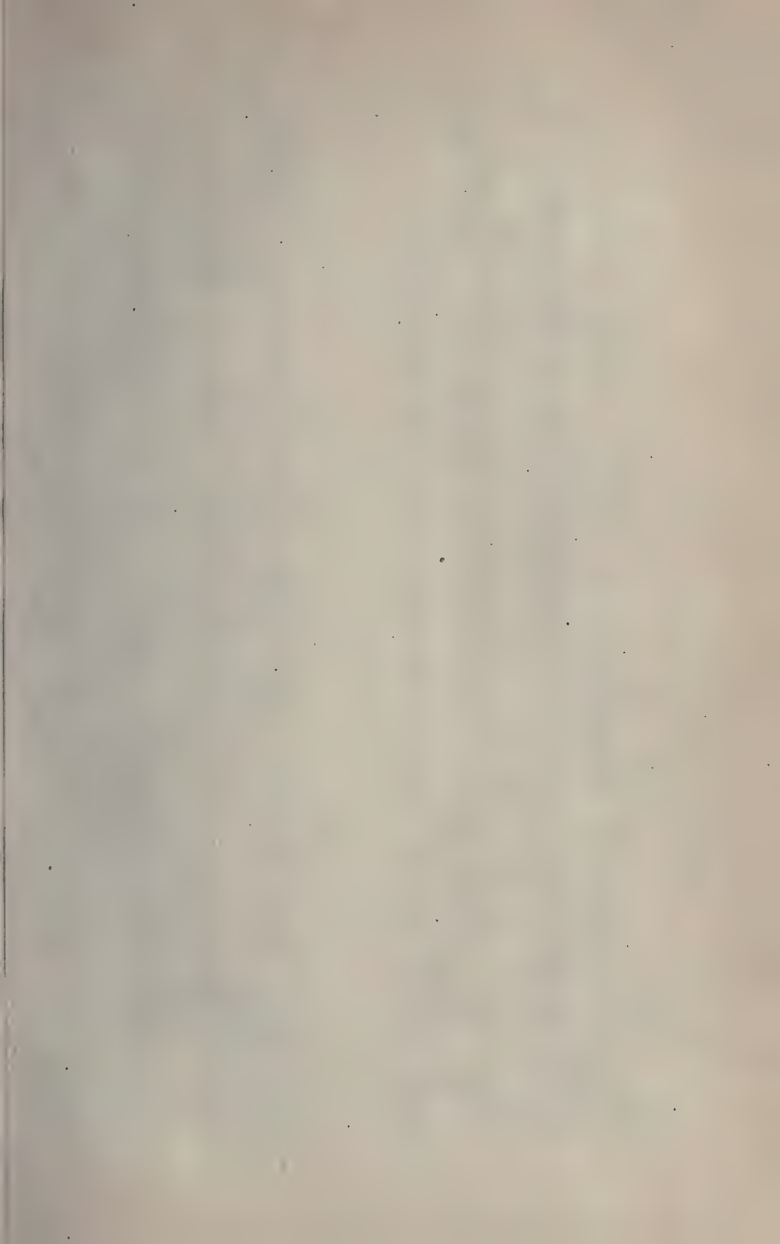
Einsam, auf nacktem Deich seh ich dich ragen,
Die Sperberaugen spähen fern aufs Meer,
Die feine Künstlerhand spielt auf der Wehr,
Mit Gold hat sie der Sonne Glut beschlagen.

Du Dichter und Korsar am Strand der Not,
Der rauhen Distelwegen, dornumsäumt,
Entstampft ein Rosenmeer, das überschäumt
Und tief verschüttet, was dir wüst gedroht!

Du hast aus nichts gezaubert Millionen
Und im Verschenken fürstlich ohnegleichen
Geherrscht als Souverän in Traumesreichen,
Begnadet mit der blühendsten der Kronen.

Am eignen Herd, auf Heidegang und Flur,
In Pulverqualm und heißem Erntetag,
In Liebesrausch und Nachtigallenschlag
Dein Lied ein brünstiger Atem der Natur.

„O wär es doch!“ — Und in dir ward es Bild.
Erfüllt hat sich des Lebens mächtiger Wille
Zum reifen Werk. Dein treues Herz liegt stille.
Dich deckt erkämpften Ruhmes erzener Schild.





Berlinerstr. 166,
23. 3. 08.

Mein lieber Haeckel,

Sie wissen, ich gehe nicht auf Bä=
lle. Aber wenn Sie morgen Abend
für all' d. lieben Kleider ein leises

kleinen Cörnern, die auch der Ferien,

so sollten Sie auch, ehe er der meinen

ist, gewiß denn ich zu den Ihren Rosen s

gewiß denn ich auch Ihr Glück trinken.

In alter Freundschaft Ihr

John Henry Mackay.

Prost, Mackay!

Prost, John Henry! Wonniger Italienerwein,
Süßer Asti Spumante, schäumende Labe!
Purer, flüssiger, goldener Sonnenschein,
Festliche, köstliche, dreimal heilige Gabe!

Prost, John Henry! Gläser, wie klingt ihr so hell
und rein!
Freiheit, dir gilt, was ich getrunken habe!
Dir nur, dir laß Leben und Lieder weihn
Inniger, feuriger bis zum dunklen Grabe!

Prost, John Henry! Hassen wir, hassen wir hart
wie Stein
Herrschaft mit ihrem hündelnden Knechtschaftsstabe!
Glühender Wahrheit laß treu uns ergeben sein,
Perlender, duftiger Schönheit! — Noch eine Asti,
Knabe!

Bitte

an

Otto Erich Hartleben

Teurer Vetter und Freund,
Nun höre,
Worum ich kniefällig dich beschwöre
Wie ein Verliebter!
Schenk uns mit geübter,
Ironischer Dichterhand,
Bitte, bitte, so einen ganzen Band
Stockprotestantischer Pastöre!
Die Muster hast du ja nah bei der Hand
In unserm lieben, angestammten Hannoverland.
Sei es nun Stolberg oder Klaustal,
Göttingen, Lüneburg oder Celle,
Du hast die Wahl,
Du schöpfst aus der Quelle

auch manche Dinge, angesichts deren man es nicht mehr zu einem Lächeln bringt. Hierzu gehören für meine Gefühle beispielsweise die Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung, wie sie vorkommen. Ich bin nämlich jetzt königlich preußischer Gerichtsreferendar, wie du wohl weißt und habe meinem König den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen.

Trotzdem würdest du mich freilich sehr verkennen, wenn du mir das Vertrauen zuwenden wolltest u. würde ich dir wundervoll gern den Beweis

desselben ersetzen, falls Du keine Dedicationsexemplare mehr besitzen solltest.

Ich interessiere mich sehr für die „Moderne Dichtung" in Brünn und habe mich sehr gefreut, daß wir gleich im ersten Hefte Schulter an Schulter dagestanden sind. Ich bitte Dich, Mad. ay von mir bestens zu grüßen: ich hoffe, daß sie sich meiner noch erinnert..

Laß mal wieder was von Dir hören: ich bin Dir innerlich ganz treu geblieben. herzlichst

dein Erich.

Der Papst von Loccum mit seinem erzpietistischen
Reigen,
Aus jedem Schornstein schon sieht er ihn steigen,
Daß er alle nicht völlig Rechtgläubigen frißt,
Den leibhaftigen Gottseibeiuns mit Hörnern und
Schweif,
Wenn es mit Leiter, Kugel und Reif
Auch nur ein schwarzer Kinderschreck und Kamin-
kehrer ist.
Zwar kommst du zweifellos in die Hölle,
Schändest du ihren gloriösen, konsistorialen Samen
In skandalösen Geschichten von ominösen, horizon-
talen Damen
Aus seltsamen Mädchenpensionaten usw. . . . in
Gottes Namen,
Amen!
Ja, der Uhlhorn wird dich holen,
Geröstet wirst du auf glühenden Ketzerkohlen,
Deine herausfordernd freche Brustwarze werden
zerfleischen
Mit heiserem, sündergefräßigem Krächzen und
Kreischen
Schwarze, kohlschwarze, orthodox-lutheraner-
schwarze Kirchendohlen.
Und der Satan mit seiner Bratengabel
Spießt dich mitten durch deinen frivolen Dichternabel,

Während Lilith mit ihren Kusinen
Zu ihrem Spaß
Dir mit wollustverzückten Mienen
Hinter des Teufels Großmutter Gardinen
Dein aufsässiges, heidenmäßiges Hinterpolster ver-
sohlen,
Du Rabenaas!
Das wird dein Lohn sein
Bei den „Frommen":
Du wirst niemals in den Himmel kommen!
Doch wir respektlosen Schäker und „Vettern"
Versetzen dich zu den seligen Spöttern,
Zu Momus und seinen satirischen Göttern,
Bläsest du uns mit schelmkichernder Laune
Gleich einem komisch tänzelnden Faune
Mit bäffchenbelächelndem Humor
Noch manchen geistesverwandten „gastfreien
Pastor",
Daß mal draus wird voller Schalkgenie
Eine ganze reigenverknüpfte,
Flötentrillerdurchhüpfte,
Lustige, legendäre „Pastoralsymphonie".



Otto Erich Hartleben

Zeichnung von Arpad Schmidhammer

Aus der Münchner „Jugend 1897“.



Otto Erich v/e. Carl Hendrich

Wir wollen der Tage gedenken,
die jung wir miteinander genoß,
in heimischen Räumen der Schenken
miteinander gereicht den Stoff,

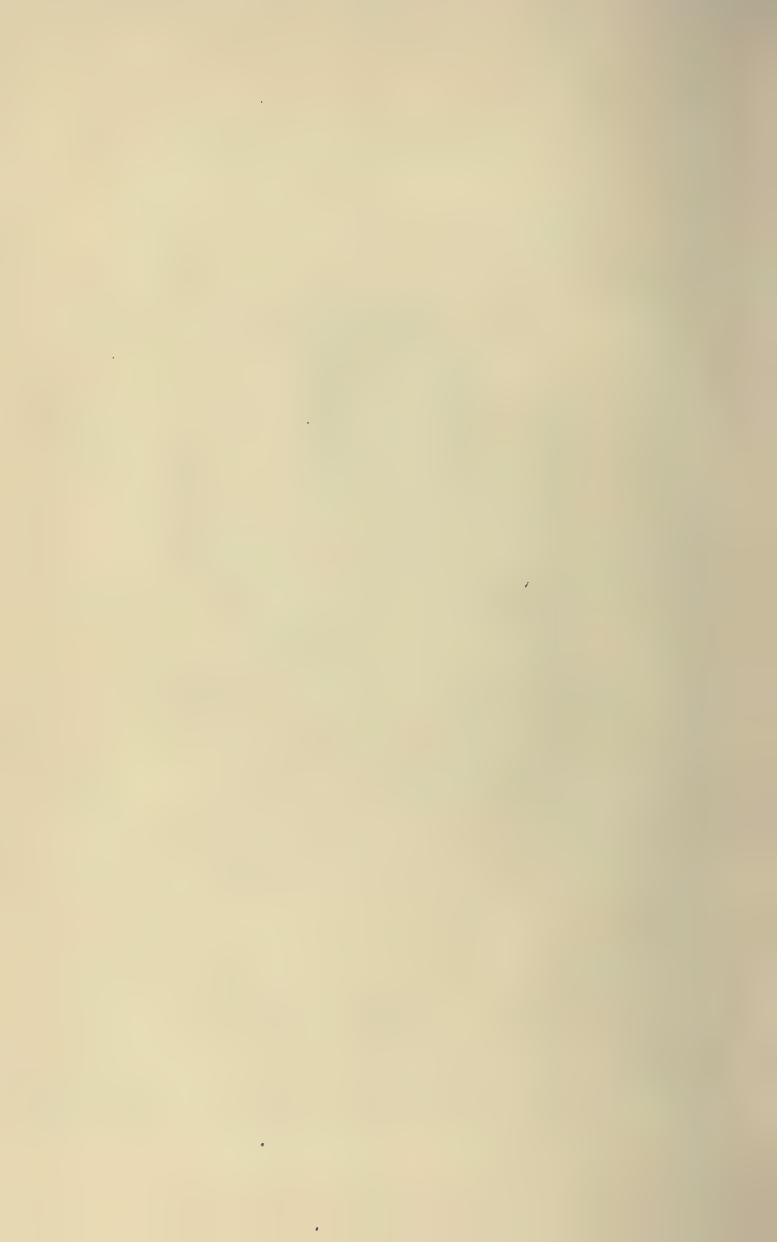
in nimmerverhörten Disputen,
als Meistern der BKBO,
miteinander beschenkt mit Würden
miteinander belobt mit dem „Au!“ –

Wir wollen der Zeit noch gedenken,
wenn einst sie für immer vorbei,
doch wollen wir jetzt darauf denken,
die Treu zu *erhalten* sie sei!

Dein Freund und Meister

Erich Hartleben

Hannover 30. December 1884.

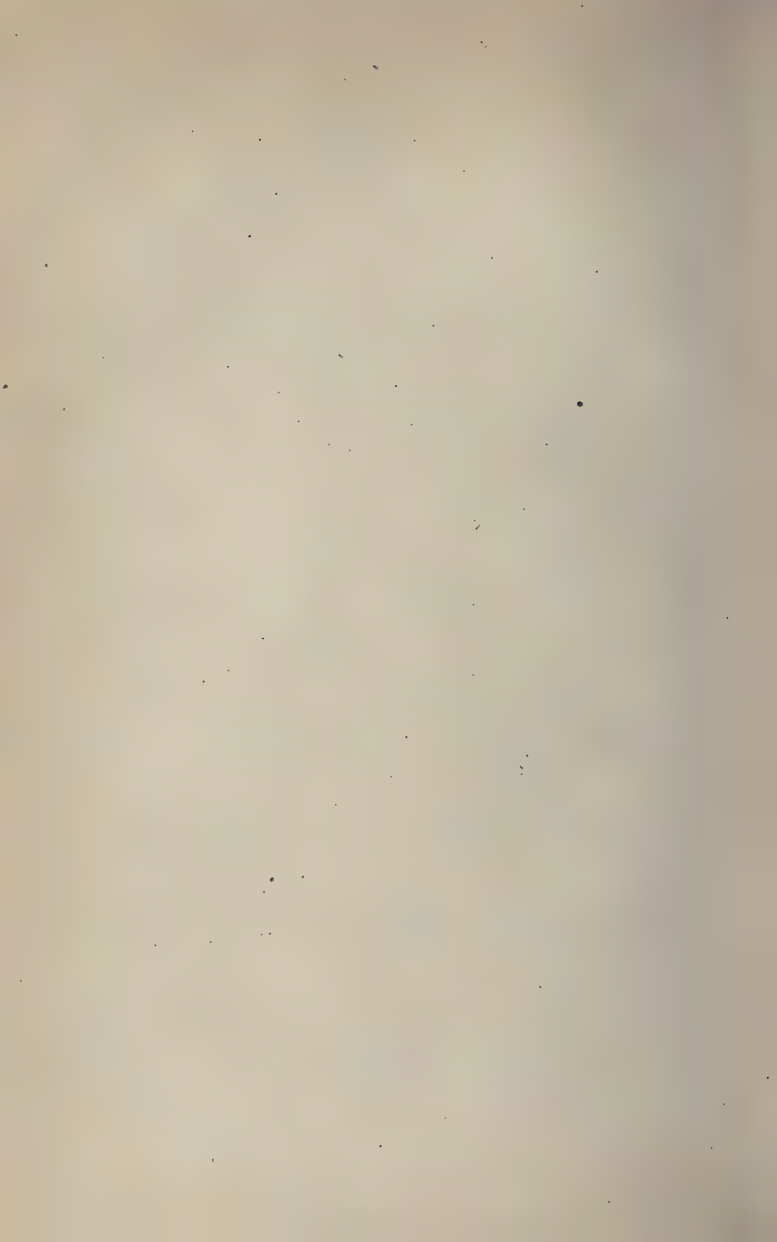


Und es mag sein, daß unser Spruch spurlo
im Sand der Zeit verweht,
Der Geist so tatendürstig und lebensdürstend
vergeht;
Wir hoffen, all der Blütenstaub fliegt frucht
über Feld und Rain,
Doch fällt vielleicht der Samen nur auf Do
und auf nacktes Gestein.
Sei's drum! Stoß an! In unserer Brust hat al
einmal doch gelebt,
Der Kampf ist schön, auch ohne Tr
Stoß an! Einmal war's doch erst

In Freundschaft und
Waffenbrüderschaft

Berlin
. 84.

Julius Hart



Julius Hart

ins Stammbuch*

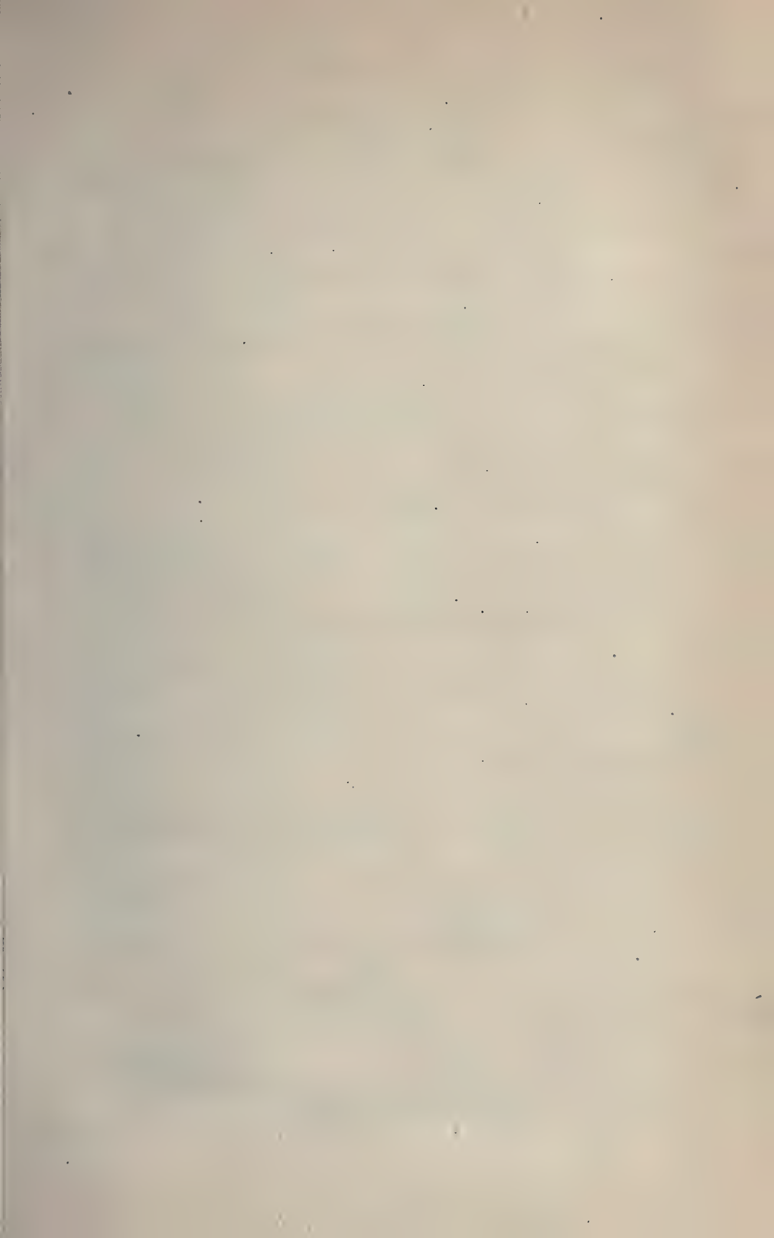
Der Kampf ist schön und schön der Preis;
siehst du, wie er herüberwinkt?
Wir haben nicht umsonst gekämpft;
wir siegen, eh die Sonne sinkt.
Wir sehen, all der Blütenstaub
fliegt fruchtend über Flur und Rain,
Und rote Rosen springen auf,
und grünes Moos umschwillt den Stein.
Ja, unsre Spur im Feld der Zeit
verkündet klar, was wir erstrebt.
Der Kampf ist schön und schön der Preis.
Stoß an! Die neue Dichtung lebt.

Lenzburg, 7. März 1891

* Antwort auf das nebenstehende Selbstschriftblatt des Dichters

Hermann Conradi

Kaum des Gymnasiums Grabestor sich schloß,
Da wardst du mein, da ward ich dein Genoß.
Weil unser Herz in gleichem Wirbel pochte,
Weil unser Hirn in gleichem Feuer kochte,
Weil unsrer Lieder schäumend Blut verwandt,
Schnell reichten wir als Brüder uns die Hand.
In Briefen lösten wir der Seele Leiden,
In kühnen Zügen schriebst du Schwur auf Schwur,
Ein todestreuer Zeuge der Natur,
Scharf in das faule Fleisch der Schmach zu schneiden,
Und Ecce homo flammte deine Spur.
Kampffreunde so, die nie sich leiblich sahn,
Ging jeder vorwärts seine Zukunftsbahn,
Ging jeder, seine Gaben zu gestalten
Und seinem Credo künftig Wort zu halten.
Mich trog ein Traum, der Liebeslieder sann,
Du setztest spitz den Seelenbohrer an
Und bist mit deinen fünfundzwanzig Jahren
Tief in die Stollen unsres Ichs gefahren.



Gertrud Pfander*

Beim Tode der jungen Dichterin

Warum so früh bist du dahingegangen
In jene Stadt, draus keine Wiederkehr,
Davor die Schleier undurchdringlich hangen?

Du lässest einen Thron der Schönheit leer
Aus schneeig blutgeädertem Gesteine,
Zart wie dein Lied und wie dein Leid so schwer.

Ich aber seh dich noch im späten Scheine
Des Herbstes sitzen auf dem Marmorthron,
Dein Auge groß gerichtet auf das meine.

Und eine dunkle Flamme fühl ich lohn
In diesem Blick, geschürt von Krankheitsqualen,
Aufleuchtend schmerzlich im Erlöschen schon.

* Geb. 1. Mai 1874 in Basel. † 9. Nov. 1898 in Davos.

Das von mir herausgegebene Buch: Helldunkel (Bern, 1908) enthält die Gedichte und Bekenntnisse der genialen Schweizerin.

Und Weinlaubröten wechseln mit den fahlen
Novembernebelfarben kurz und jäh,
Darüber deines Himmels Sterne strahlen.

Wie auf den Grund ich deiner Seele späh,
Seh ich Verzweiflung mit der Sehnsucht ringen,
Und keine Rettung winkt in Fern und Näh.

Da stirbt dein Schrei: du lauschst dem Engelsingen,
Der Schicksalsfluch verklärt sich zum Choral,
Und wie die Saiten deiner Brust zerspringen,

Beut dir dein Lebensfürst den heiligen Gral.

Peter Hille

Gestorben im Mai 1904

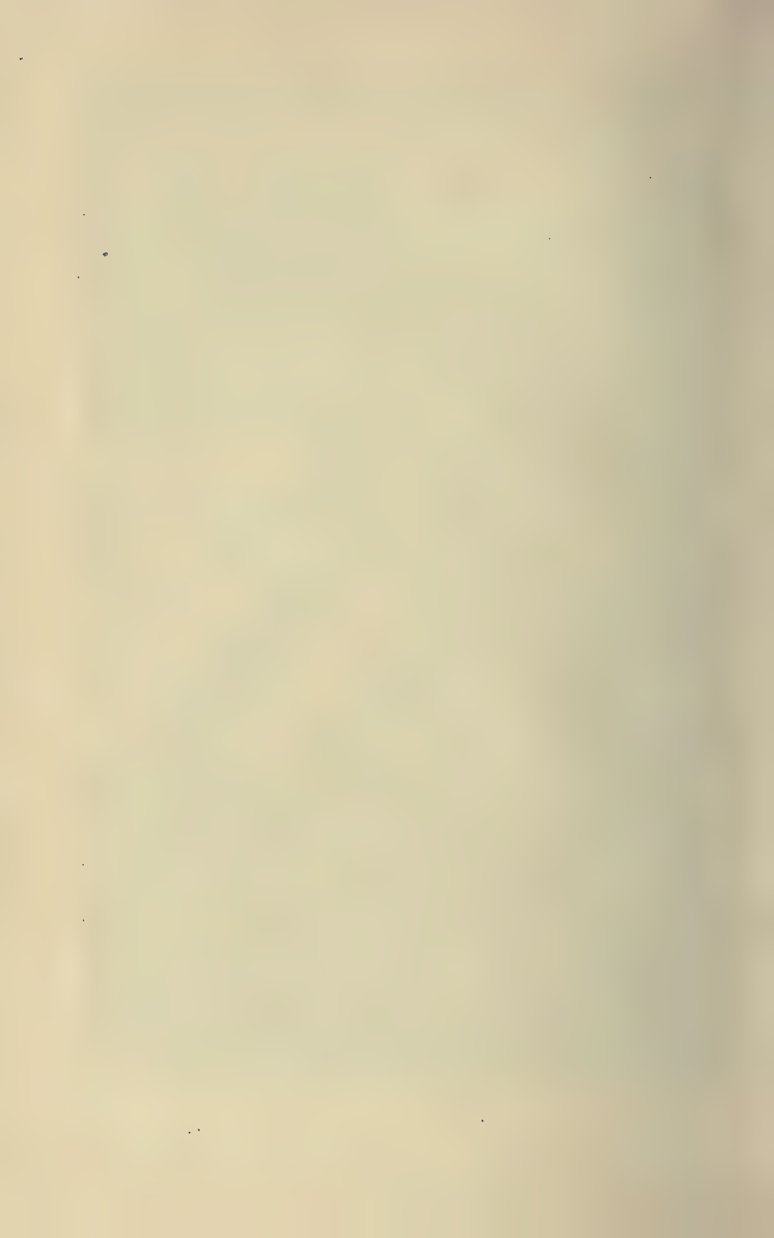
Maienglöckchen im Walde klangen:
„Peter Merlin, wohin bist du gegangen?
Lieber Zauberer, deine zarte,
Schmale, strählende Hand im Barte,
In dem Barte des Dichterweisen,
Deine Worte, die tastend leisen,
Die nach innen zurück sich zogen,
Ehe den feinsten Sinn sie verbogen,
Deine tiefverstehenden, milden
Augen in geistdurchfurchten Gefilden,
Menschenaugen, wie selten nur
Wir sie sahn auf der Erdenflur —
Ach, und deine lauschenden Ohren
Des waldträumenden, reinen Toren,
Die an moosdurchgluckernder Quelle
Horchten wie das Eichhörnchen helle,
Die gehört auch unser Geläut —
Peter Hille, wo weilst du heut?

Strömend quillt das Grün aus den Bäumen,
Sonne spinnt, mit Gold sie zu säumen —
Kommst du nicht, im Maiwind zu träumen?
Dessen Seele vom Staube rein,
Lockt dich nimmer der heilige Hain?
Bist doch ein Seher und Germane
Uralter Art, ein Runenahne,
Brausenden Elementen vertraut
Wie der Sehnsuchtsseele der Menschenbraut.
Feinere Schwingung des Weltalls zu fühlen
Bist du begnadet, wirkender spülen
Wellen des Ozeans um deine Stirn,
Wahrer prägt sich die Welt in dein Hirn.
Ja, wir sahen dich manchesmal
Waldesdämmer im Abendstrahl
Mit lärmscheuem Schritt durchstreifen
Und nach tanzenden Sonnen greifen,
Die du mit rascher Zauberhand
In dein witterndes Wort gebannt.
Ließest triefen auf weiße Fetzen
Purpurgoldenes Lichtergötzen,
Schreiber im Scharlachmantel du —
Und das Einhorn staunte dir zu.
O, wir Waldeskinder wissen:
War dein Havelock auch verschlissen,

Für Landstreicher dein Filz zu schlecht,
Warst ein König nach göttlichem Recht.
Ein König unter den Weltverkannten
Mit märchenfunkelnden Krondiamanten;
Wie wenn Liebesaugen sich lächelnd feuchten,
Sahn wir die seltnen Juwelen leuchten
Von deinem Kronreif weit und breit —
Zum Zeichen deiner Gottseligkeit."
Also die Maienglöckchen klangen,
Trugen nach Peter Merlin Verlangen,
Traurig sang dann ihr silberner Chor:
„Tot ist Peter, der reine Tor.
Hat gelebt nur fünfzig der Jahre,
Heute hoben sie ihn auf die Bahre,
Den in Krankheit, Blut und Wunden
Nachtverirrt am Weg sie gefunden.
Aber die Krone auf seinem Haupt
Hat nicht Hunger, nicht Tod ihm geraubt.
War wohl ein arm, einfältig Mann,
Jedes Wichtlein sein spotten kann,
Das mit güldenen Ketten geschmückt
Hinstolziert und murmelt: Verrückt!
Wichtlein! Peter Humanus Hille
Stand in Stürmen des Schicksals stille,
Stolz-demütig, in Ungemach groß,
Ruht' er kindlich im ewigen Schoß,



Peter Hille Lovis Corinth



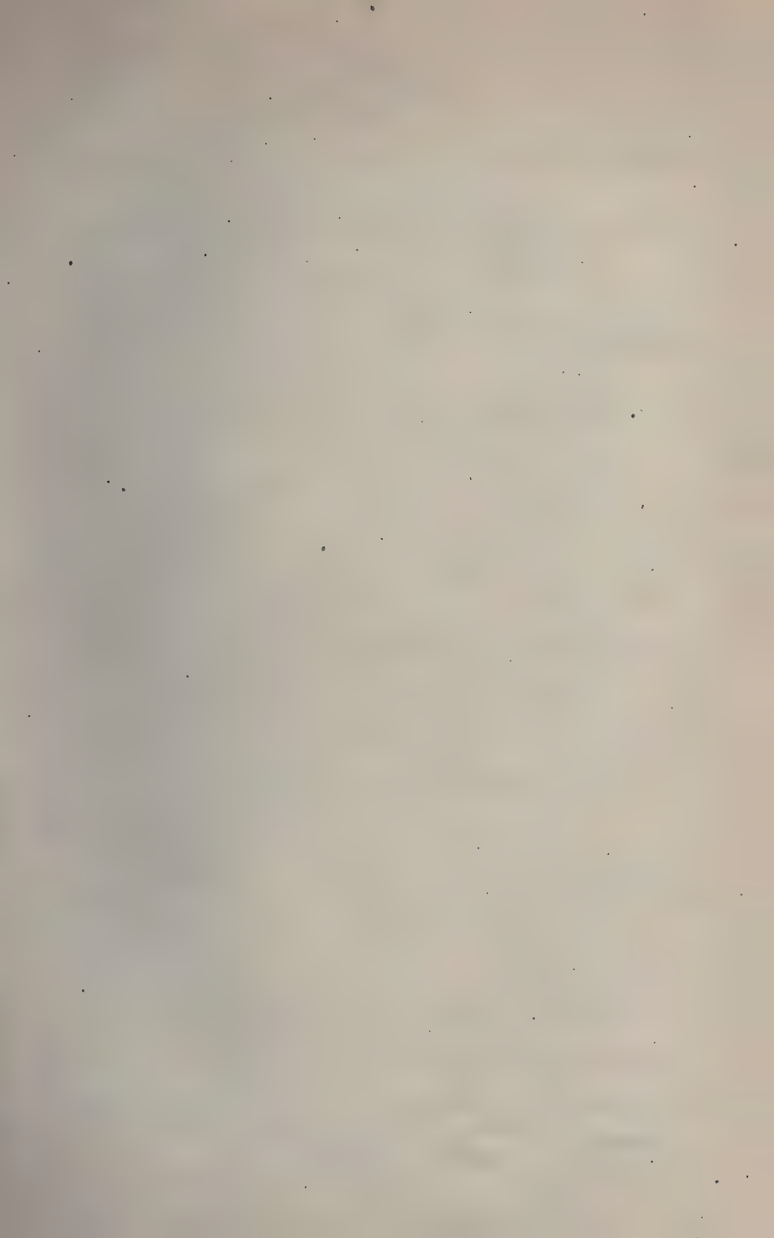
Ging er glücklich durch Fährlichkeiten,
Ließ den Hagel vom Herzschild gleiten,
Fern seinem hohen Sinne schier
Blieb all Neid und niedere Gier.
Und so ist er mit adligem Wesen
Pilgersmann und Poet hier gewesen,
Der beladen mit Schätzen kam,
Schenkte, kopfnickend Zehrgeld nahm,
Mit Foliowertpapier vom Parnasse
Durch das Leben fuhr vierter Klasse,
Vor Hunger und Wonne sich mal berauschte,
Sich sattschwelgte, aber mit Satten nicht tauschte
Und auf dem römischen Trümmerfeld
Weltliebend thronte, ein traumwacher Held.
Mocht er in rohe Kampfwelt nicht passen,
Konnt er den Born in Bücher nicht fassen,
Der reich aus ihm rauschte — schicksal-gelassen
Wollt er dem Siegtag entgegengehn,
Da im Sonnenfestglanz Girlanden wehn . . .

— — — — — — — — — — — — —

Als er nun lag, dem Verhängnis zu Falle —
Hört es, ihr Blumen des Waldes, alle! —
Und eine Mitleidige wollte trösten
Den vom Sterbepfahl halb schon Gelösten,
Wehrt' er — es war sein letztes Gestehn —:
„Einmal mußt es auch schlecht mir gehn",

Neigte sein Haupt in leisem Frieden
Und war verschieden.
Weinet, ihr Schwestern des Waldes, weinet,
Sonne auf unsre Tränen scheinet,
Perlen wir tauen und süßesten Duft
Auf Peter Merlins Poetengruft".





Neigte sein Haupt in leisem Frieden
Und war verschieden.
Weinet, ihr Schwestern des Waldes, weinet,
Sonne auf unsre Tränen scheinet,
Perlen wir tauen und süßesten Duft
Auf Peter Merlins Poetengruft".



Lucifer:

Schön ist es, wenn jung das strahlende Auge
Durchmißt des weitsichtigen Morgens
Rosenfingrigen Rand
Und grüßt die unsterbliche Sonne,
Die leuchtende Rose des Weltalls
Und milder noch aber kräftiger [illegible] schön
Wenn der Sonne in das Auge sieht
Das erstaunende Auge dess,
der die Welt erschaffen;
Werke und Tage,
Wenn eins um das andere
Gott es geschaffen,
Liebe Sonne –
Mein Sinn hat nicht
Verdunkeln sich brauchen,
Keiner mir konnte ich schauen,
Reinheit schaut du noch heute
[illegible] schwärmeren Auge.
Darauf sitze bin ich
Werde dein Licht
Doch wieder von



Von dir
Nehmen lassen von mir,
Das ich im Tode
Nicht verschüttet.
Berlin 27. Oktober 1885 von Ihrem
Freunde Peter Hille.

Lucifer:

Schön ist es, wenn jung das strahlende Auge
Durchmißt des veilchigen Morgens
Frischüppiges Rund
Und grüßt die weißwärmende Sonne,
Die leuchtende Rose des Weltalls,
Und milde nach aber fünfzig der Jahre
Treu der Sonne ins forschende Auge sieht
Das verstehende Auge deß,
Der die Welt erfahren:
„Werke und Tage,
Treu eins wie das andere,
Hast du gespendet,
Liebe Sonne —
Mein Sinn hat nicht
Verdunkeln sich brauchen,
Reines nur konnte ich schauen,
Reinheit scheinst du noch heute
Schon unbegehrendem Auge,
Beruhigt bin ich,
Werde dein Licht
Bald wieder rein
Von dir
Nehmen lassen von mir,
Das ich im Tode
Nicht verschüttet."

Berlin
27. Oktober 1885

von Ihrem
Freunde
Peter Hille.



Wilhelm Holzamer

Gesprochen bei der Feuerbestattung des 37jährigen Dichters in Jena am 25. September 1907

Die Flamme glüht. Im heißen Feuerbade
Versinkt der Leib. Vom grausamen Gestade,
Das Tod und Leben trennt, schon winken wir
Dir letzten Gruß. — Du fliehst, wir bleiben hier.

Wärs nur ein Traum! Kanns einer von uns fassen?
Nein, nein! Du hast uns viel zu früh verlassen.
Warst für die Asche, die im Wind zerstiebt,
Zu jung, zu schaffensfrisch, zu sehr geliebt.

Dein Herz war echt und deine Seele lauter.
So wardst du bald dem schweren Leid vertrauter
Als jedem leichten Glück auf diesem Stern —
Die Welt will glatte Schale, harten Kern.

Du Sohn des Rheins von perlendem Geblüte,
In dem der Geist so lebenspendend sprühte,
Du schönheitskundig kunstgeübter Mann,
Zu fein und kühn für enger Sphäre Bann:

Du gingst den Weg, den du für wahr erfunden,
Auf Brust und Rücken brannten dir die Wunden,
Verleumdung schlug ihr gieriges Gebiß
Dir tief ins Fleisch — und falsches Band zerriß.

Doch eines seltnen Lichtes reine Welle
Glitt über dich mit wundersamer Helle,
Dein Scheitel ward gekrönt von seligem Licht,
In Liebe blühte Leben und Gedicht.

Zu freiem Ausblick, früchtefrohen Hängen
Begann dein Fuß zu steigen — von Gesängen
Und von Geschichten quoll's, als atme jetzt
Der Künstler auf, den jahrlang Kampf gehetzt.

Wie mutig schrieb die kräftige Feder wieder
Bücher des Lebens und des Schicksals Lieder!
Der Reife Werk von unbeirrter Art
Wuchs mählich: Liebe Segen offenbart.

Da ist der schonungslose Tod gekommen,
Hat jäh die Feder aus der Hand genommen,
Der liebsten Frau, den Kindern Heil und Haupt,
Den edlen Dichter seinem Volk geraubt.

Und trostlos starren wir in Rätsel-Tiefe . . .
Uns ist, wie wenn ein ferner Rufer riefe:
„Leb wohl, du eine, die mein Stern gewesen,
Lebt, Teure, wohl! — Ich bin zum Licht genesen.“

Bruno Wille

Drahtgruß zum 60. Geburtstage am 6. Februar 1920

Dem Dichter-Weisen, dem Weiser der Ziele,
Dem Förderer von lauterem Gold,
Der edle Schätze gehoben für viele,
Sei freudig Dank des Volkes gezollt.

Und sind wir arm und suchen zerrissen
Nach wahrem Reichtum, rettendem Gut,
Wohl denen, die noch zu verehren wissen
Des Geistes heilsames Heldenblut!

Franz Diederich*

Zum 50. Geburtstage am 2. April 1915

Feinhörig-hellsichtiger Dichter der Heide,
Zart wie Birken im Sonnengold, zäh wie knorrige
Uferweide . . .
Dein Wort ins freie Licht der Natur getaucht,
Kühn vom Atem der kraftschwangeren Welt durch-
haucht!
Treuverstehenden Sinns vermählt dem Lebendig-
Wahren,
Wächst du, Kampfesgenoß, jung mit den wachsen-
den Jahren.

* † 28. Februar 1921

Joseph Ruederer

Gestorben im Oktober 1915

Das warst du: in Liebe, Haß und Zorn
Ein Dichter von echtem Schrot und Korn.
Trugst das Herz auf dem rechten Fleck,
Ein unerschrockner Philisterschreck.
Kein fader, sentimentaler Schleimer,
Der für ein hohes Publikum schrieb,
Kanntest du deine „Pappenheimer"
Mit „idealem" und anderem Trieb.
Du hast die Majestät so nackt
Wie den Posthalter Kalbsharn angepackt,
Ließest in Hofbräu und Residenz
Die Exzellenzen und Rettichschwänz,
Die Bürgerbonzen, Gamaschenschranzen
Nach deiner Spötterpfeife tanzen,
„Großkopfete" und mindere Bayern
Im Spiegel sich scharmant entschleiern,
Mit überlegener Ironie
Maltest du in natura sie.



JOSEF RUEDERER

MÜNCHEN
MARIA THERESIASTRASSE 28.

17/II.10.

Verehrter Herr Henckell!

Vorgestern im Konzert war ich mir bei meinem, in der That erbärmlichen Physiognomiengedächtniss nicht ganz klar, sind Sie's oder nicht; heute, da ich Ihren Vortrag angezeigt lese, weiss ich, dass Sie wieder in München weilen, ja das Volksblatt sagt mir sogar,

dass Sie ganz in meiner Nähe wohnen.

Dieses Glück soll Sie in Ihrer Beweglichkeit nicht stören; ich bin Ihnen auch keinen Augenblick böse, wenn Sie gar nicht darauf eingehen. Aber ich erinnere mich immer noch mit Freuden der wenigen Stunden die wir vor 7–8 Jahren zusammen verlebten — die Zitterstür ist nun.

freundlich, und der Herzogin Dank und

viel weniger — so pflege ich es, als

Sie 'mal mit mir wieder zusam-

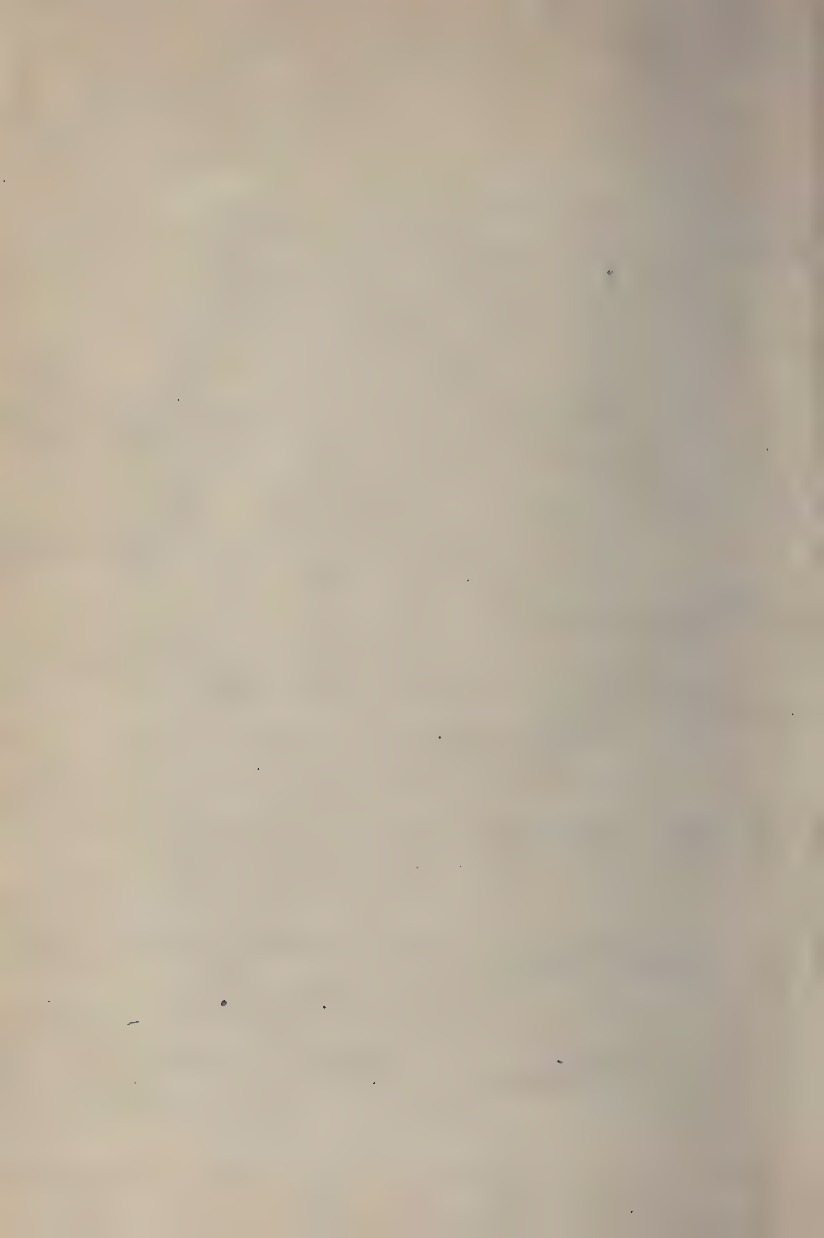
men kommen lassen!

In unterthänigster Verehrung

Ihr

Oscar [illegible]





Herrgott, du warst kein lendenschwacher
Salonhumorist und Lustigmacher,
Der blinzelnd um den Brei rumschleicht,
„Satirisch" der Lacher Lohn einstreicht.
Dir brannte das Herz in grimmiger Glut
Über die pfäffisch verlogene Brut
Der Würdeheuchler und Ehrenhuber
Mit Maßkrug oder Champagnerzuber.
Dein Lachen quoll aus prächtigem Groll,
Du lachtest so frei, so launevoll,
So kampfesfreudig und gradhinaus
Wie alte Recken zum heißen Strauß . . .
Wo sich Ästheten in Floskeln wickeln,
Daß man die Nieren ja nicht erkennt,
Aus literarischen Konventikeln
Riefs zur Natur dich, zum Element.
So warst du, in Liebe, Haß und Zorn,
Ein Dichter von echtem Schrot und Korn.

Michael Georg Conrad

Zum 70. Geburtstag

Es war die Zeit, da schlugen die Flammen
Der jugendgärenden Geister zusammen
In einem jähauflodernden Brand.
Wir waren satt der blutleeren Weise,
Des Lebens gewaltige Zauberkreise
Umzogen uns zuckend mit feurigem Band.

In jenen sturmestrotzigen Tagen
Hast du die zündende Fackel getragen
Voran dem zukunftsschwangern Geschlecht.
Du warst ein mächtiger Rufer im Streite,
Der uns von schwächlicher „Schönheit" befreite,
Und hobst auf den Schild, was markig und echt.

Der du ein kämpfender Kunstheld gewesen,
Von einem Sämann hab ich gelesen
Bei dir ein sonnenleuchtend Gedicht:
Dein Vater wirft in der Heimat Schollen
Zeugenden Samen. Dies Lied durchrollen
Blutstropfen erdstarker Zuversicht.

Wie deinen Vater dort seh ich dich schreiten,
Als Säemann kühn uns den Segen bereiten,
Wachstum und Ernte kernhafter Natur.
Es wehen die Frühlingswinde wieder
Um deine barhäuptig ragenden Glieder,
Und heimliche Jugend umsingt deine Spur.

~

Cäsar Flaischlen

* 12. 5. 1864, † 16. 10. 1920

Tapfrer Singer,
Zäher Ringer
Aus des Alltags Kram und Gram:
Sonnaufschwinger,
Freudebringer,
Nimmer wardst du flügellahm.

Deiner Lieder
Lichtgefieder
Scheuchte Nacht und Schatten fort —
Wer will rauben
Deinen Glauben?:
Selbsttreu heißt das Siegerwort.

~

Anna Croissant-Rust

Zum 60. Geburtstag

Du hast von menschlichem Hassen und Lieben,
Not, Jammer, Jubel und Narretei,
Getreu der eigenen Weise geschrieben,
Von modischen, schlechten Manieren frei.
Du hast mit hellem, schelmischem Blicke
Des Lebens krause Gänge durchschaut,
Geschildert „allerhand Gattung" Geschicke,
Mit köstlichen Raritäten vertraut.
Mitlebend, mitliebend, mitlachend, mitleidend,
Warm quillt der Humor dir aus tapferm Gemüt —
Sein Schimmer vergolde, noch lange nicht scheidend,
Dir Feder und Heim! Heil echtem Geblüt!

Henrik Ibsen

1885

Schroff eine Wettertanne sah ich ragen,
Die stolz dem Blitz die freie Krone bot.
Rings Krüppel nur, die lahm am Boden lagen,
Verwachsen Strauchvolk, mutlos, schwach und tot.
Die feigen Wichtlein hört ich winselnd klagen
Ob ihrer Engnis schwerverschlungner Not,
Doch keiner kühnte frei sich zu entfesseln,
Blieb, was er war, Gesell von Kraut und Nesseln.

Da quoll aus bodenschleichender Beschränkung
Ein giftig Murmeln zu der Heldin Ohr,
Ein wirr Gebräu von kümmerlicher Kränkung,
Der trägen Masse schmeichelnd, spritzt' und gor.
„Was ragst du," zischt' es aus der dunkeln Senkung,
„Zu jenem Licht, das uns verhaßt, empor?"
Die Tanne sprach verächtlich zu den Winden:
„Ein Pack von Kriechern, die im Sumpf sich finden!"

Björnstjerne Björnson

Stand eine Königseiche
Mit Wurzeln knorrig und weit
Im hohen Norwegreiche,
Silbern die Krone beschneit.
Von mächtiger Kanzel schaute
Sie über Fjord und Land —
Wenn drunten der Nebel braute,
Thronte die Lichtvertraute
Jenseits der dunstgrauen Wand.

Voll rauschte durch ihre Äste
Freiwüchsiger Weisen Gewalt,
Hier kamen die Adler als Gäste,
Hier machten die Wildgänse Halt.
Wenn aber der Frühling schäumte
In tosenden Bächen zu Tal,
Ihre grünen Wipfel säumte,
In raunenden Blättern träumte
Der Sonne goldiger Strahl.

Die kleinen Vögel sangen
Von fröhlichen Burschen und Fraun,
Ihre frischen Lieder klangen
Wie köstliches Weltvertraun:
Was aus der Urkraft Grunde
Sich zuversichtlich erneut,
Das ewige Gesunde,
Was mit den Quellen im Bunde
Ein kräftiges Herz erfreut.

Doch wenn in Europas Marken
Aufspritzte des Unrechts Schlamm,
Dann wühlt' es von grollend-starken
Stößen im ragenden Stamm.
Dann zuckte der wettergraue
Berghäuptling, der markig und zäh
Mit scharfer, zornbebender Braue
Ausspähte fern über die Gaue —
Und es blitzte und donnerte jäh . . .

Nun ließ, der über den Sitzen
Der Donner und Stürme droht,
Seine eisige Sense blitzen
Hoch von den Gletschern der Tod.
Und es neigte der silberne Recke
Sein freies, sein feuriges Haupt —
Einhüllt ihn die schweigende Decke,
Doch er harrt, daß der Frühlingssturm wecke
Die Lichtsaat, an die er geglaubt.

Verlorene Poeten

Wie Blumen, den Winden geboten zum Spiel,
Besonders geartet, auf zarterem Stiel
Mit schwereren, volleren Kelchen gekrönt,
Verschütten den Duft sie, von Rhythmen durchtönt.

Ein Pilger nur horcht auf den seltsamen Sang
Der zitternden Häupter am einsamen Hang.
Sie neigen sich lieblich, nun steigen sie kühn
Erhoben zum Äther. Sie leuchten, sie glühn.

Doch sie leiden am Leben, das ihnen so kalt
Entgegenschauert mit fremder Gewalt.
Verletzbar durch Bosheit, von Roheit erschreckt,
Früh werden sie müde zu Boden gestreckt.

Ihr letzter Laut — ein verschollenes Ach!
Jäh packt sie der Wirbel, der wütende Bach.
Der dunkleren Lose schwermütiges Lied
Geht schluchzend verloren in Röhricht und Ried.

S/l.

Karl Henckell

zum

17. April 1914

Cäsar Flaischlen.

Was ist Kunst..
die besten Jahre
hat man sich herumgestritten
und gehungert und gelitten:
was ist Kunst?!
und auch nicht einer
kam davon ganz ohne Wunde!
und wie viele,
die das Höchste
wollten,
gingen lautlos vor die Hunde!

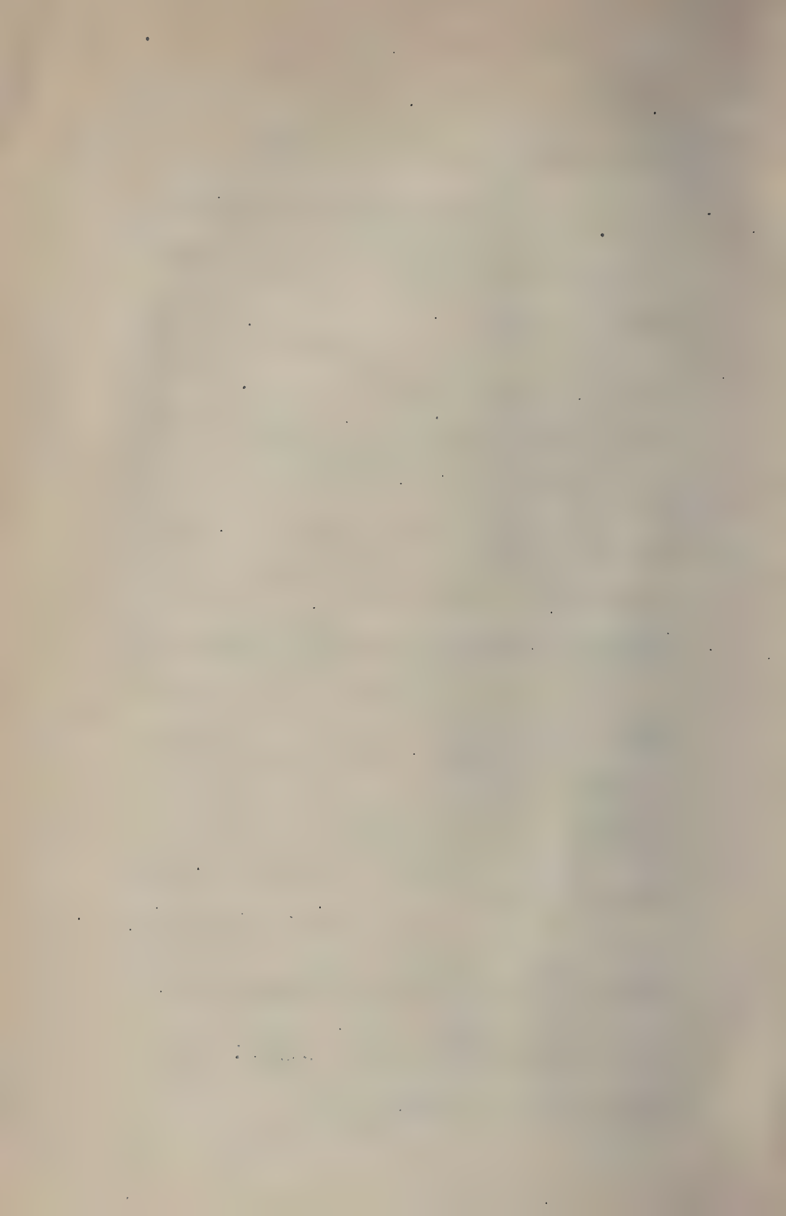
Was ist Kunst..
die alte Frage
ach und immer neue Klage..
was ist Kunst?!

Ist es Jugend, ist es Alter?
Ist es Kampflust oder Freuden?
Wahrheit oder schöner Schein?

ist es, was die Menge jubelt
oder sind es weltentrückte
lebensfremde Träumereien?!

Ach, ich meine:

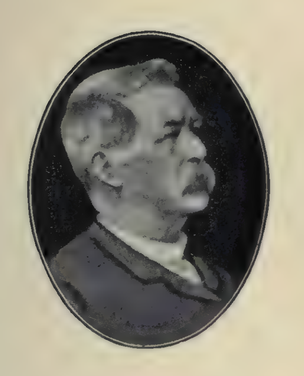
Groß und ewig war noch immer
nur, was mit befreitem Flug
über die gebundenen Grenzen
unseres Werktagsdaseins trug!
was mit festem Fuß auf fester
Erde .. doch von allem Bann und
Zwang und aller Schwere frei..
lächelnd, wie als Spiel, uns schenkte,
was das Leben uns zu leben
nicht vergönnt
und wonach doch unsere Sehnsucht
immer übermächtiger drängt.



Arnold Böcklin

Ein Widmungsreigen





Zu Gast des Meisters [illegible]
in seinen Bildern treu [illegible]
und wie als Dichter [illegible]
steht
so wird uns heut der Maler [illegible]

H. Wölfflin

H. Trog

J. Bluntschli

N. Kempf

Gustav Gull

[illegible]

Rudolf Löw

Marie [illegible]

Louise Betz

Gertrud Staehelin

J. Staehelin-Bachofen

H. Blümner

Dr. Hermann Bodmer

Adolf Frey

H. Vetter

A. Wirz

H. Hitzig

J. Hitzig

F. Bluntschli

B. Keller

R. Koller Maler

A. Hommel

Hans Bodmer

M. Blümner

Postkarte bekannter Züricher Kunstfreunde an den Dichter, gelegentlich einer Böcklin-feier des Lesezirkels „Hottingen", bei der Heinrich Wölfflin die Gedächtnisrede hielt und eine Anzahl Böcklin-Gedichte von Karl Henckell zum Vortrag gelangten.



Zum 70. Geburtstag des Künstlers

1898

Das weiß ich nicht, ob vor der Welt berufen
Zu Deinem Jubeltag mein Lied sich weiht
Und Blüten streut auf Deines Hauses Stufen.

Nicht würdigt mich die eigne Wirkenszeit,
Auch zähl ich nicht zu Deinen Festgenossen,
Noch lockt mich Gratulanteneitelkeit.

Doch gern abseits hätt ich mich angeschlossen
Und als der Jüngern Dank für Deine Kunst
Dir meines Liedes Spenden ausgegossen.

Kein Freund bin ich von eitler Reden Dunst,
Frack und Zylinder lass ich lieber hängen —
Bei welchen Musen stünden sie in Gunst?

So nimm den kleinen Kranz von Seelenklängen,
Die mir beschert die quellende Natur,
Sie widmen sich, sie wollen sich nicht drängen.

Der Geist ergeht auf reicher Meister Spur
In Wonnen sich, die jenseits armer Worte
Den überwältigen, der sie erfuhr —
Sie öffnen schweigend ihm der Schönheit Pforte.

Du und der Tod?

Du und der Tod? O herrlicher Pilot
Durchs blaue Wundermeer der Malerei!
Wem solche Schöpferglut den Arm durchloht,
Er wandelt siegreich selbst dem Styx vorbei;
Charon, der Fährmann, rudert seinen Kahn
Die Schattenflut zurück auf bleicher Bahn . . .
Ich sah vordem dich wohl durch Zürich schreiten,
Langsam, zu stiller Sommermittagszeit,
Dein Blick schien sinnend vor dir hinzugleiten
Und trank doch träumend alles weit und breit.
Dann bliebst du stehn. Und eine farbensatte,
Goldgelb durchblühte Wiese bot dir Halt,
In deine Augen wirkte sich die Matte
Zu unverwelklich bleibender Gestalt.
Ein Pappelbaum, schwermütig ätherragend,
Wob sich darüber, dunkel sehnsuchtklagend . . .
Weißt du, kraftleuchtend königlicher Mann,
Wie du die Seele nimmst in seltnen Bann?
Aus deinen Bildern sieht mich die Natur
Mit Augen an, die festlich mich beglücken,
Und wenn Gott Pan tief lacht vom Lichtazur,
Durchflutet mich ein schwelgendes Entzücken.
Du, Böcklin, hast dem urgewaltigen Leben
Der Welt das Lied der Malerei gegeben.

Frühling

Auf feuchtem Anger schossen
Viel Blumen gelb hervor,
Saftstrotzend ausgegossen
Ein junger Frühlingsflor.

Die mütterlichen Quellen
Durchrieselten das Land,
Rings war ein Knospenschwellen,
Bis an vieltausend Stellen
Die Welt in Blüte stand.

Was quoll aus nasser Scholle?
Den Augen traut ich kaum . . .
Aus Wies' und Wurzelknolle
Wuchs wer . . . War's Mann, war's Baum?

Wuchs einer auf mit Grinsen,
Bocknärrsche Kreatur,
— Sein Schurz aus Wasserlinsen —
Pfiff sich ein Lied auf Binsen,
Großmeister der Natur.

Drei Frauen fand ich lehnen
An Stämmen traumesstill,
Den Sommer in den Sehnen,
Der alles reifen will.

Ich weiß nicht, was sie sannen
Zu Gottes Satyrspiel —
Das trug der Hauch von dannen,
Wo Hügel fern verrannen
Zum dunkeln Himmelsziel.

Schweigen im Walde

Still! Schweigendes Geheimnis künden
Will sich im tiefen Hain. Kein Laut.
In dämmergrünen Waldesgründen
Auf Traumes Spur
Das Einhorn nur
Groß auf des Mooses Sonnenzittern schaut.
Wenn jetzt ein Zweig zur Erde fiele,
Es wär ein Lärm in heiliger Ruh,
Die Waldfrau schaut dem stummen Spiele
Seltsamer Lichter staunend zu.
Die Flecken an den Stämmen funkeln,
Die Pilze leuchten plötzlich hell,
Auf einmal liegt der Wald im Dunkeln,
Laubgeister wispern leis und flüstern,
Sacht tränkt das Einhorn sich am Quell.

Odysseus und Kalypso

„Das Lied ist aus. Mein goldenes Saitenspiel
Lockt nimmermehr den vielgeprüften Mann,
Dem heiße Sehnsucht schon die Anker lichtet.
Sein Herz entfloh, und sein Verlangen sucht
Die Heimatinsel. Einsam bleib ich hier
Und muß verstehn, was bitter doch zu tragen.
Leb wohl, Odysseus!" — Seitlich rückwärts kehrt,
Des Grames kund, die göttliche Kalypso
Dem Dulder zu ihr sterngekröntes Haupt.
Sie stützt die flache Rechte, wie zu Haltung
Und Schutz vor aufgelöstem Schreck der Glieder,
Fest auf den Stein. Ein Teppich scharlachrot
Fließt von dem schwärzlich-braunen Felsblock nieder,
Drauf die Beherrscherin der Grotte ruht.
Des ärmsten Weibes edelstolzen Bau
Umspielt die Hüften abwärts ein Gewand,
Gewirkt aus Wellenschaum und Mondesschimmer,
So schleierduftig. Schlank und blühend scheint
Das schöne Bein durchs silbrige Gewebe,
Des Leibes Wuchs, des Busens Pracht liegt frei.

„Und jene Höhle ward zum Paradiese,
Und meine Liebe brannte wie dies Tuch,
Das unser Lager war. Odysseus!“ Ach,
Odysseus hört nicht mehr. Hochragend steht
Und abgewandt am letzten Ufervorsprung
Geheimnisvoll die schweigende Erscheinung,
Dem Geisterschiffer gleich aus Nordlands Mär,
Und schaut hinaus in die Unendlichkeit
Der weithinrollend schicksalsdunklen Wogen.
Vom schwarzen Haupthaar fällt bis auf den Fuß
Um ihn des langen Mantels blaue Hülle,
Und „Sehnsucht“ schreibt die Linie der Gestalt
In Welt und Wolken. Aus dem Wogenchor
Tönt ihm nur eine einzige Stimme wieder,
Das Lied von Ithaka — Penelope . . .
Kalypso bebt. Der Wind seufzt durch die Saiten.

Vita somnium breve

Wie leuchten auf der grünen Au
Die weißen Margueriten!
Wie fein hat Lila, Gelb und Blau
Rings eingestreut die Blumenfrau,
Die leise den Lenz durchschritten!
Es rinnt ein flaches Wässerlein
Mit seltsam kupferrotem Schein
Durch saftig grüne Wiese.
Ein Mägdlein und ein Knäblein spielt
An Baches Rand — ihr Seelchen fühlt
Sich wohl im Paradiese.
Zwei flackerrote Blüten hält
Im Arm mein schlohweiß Bübchen
Als Zepter seiner Zauberwelt —
Er ist ein wahrer Märchenheld,
Prinzeß ist ja sein Liebchen.

Die stützt auf beide Ärmchen sich,
Schaut neubegierig nach
Der Sternenblume, die entwich
Hinab den Rieselbach.
Die weiße Marguerite schwimmt
Ins himmelblaue Meer bestimmt,
Es träumt das Kind und faßt es kaum —
Das Leben ist ein kurzer Traum.

— — — — — — — — — — — — —

Und höher auf dies Kindesglück
Schaut eine reife Frau zurück;
Sie hat am heiligen Lebensbronnen
Gepflückt den Strauß der tiefsten Wonnen.
Das glüht und blüht in ihrer Hand
Und will das reiche Rosenland,
Das Land der Liebe loben —
Ihr blau durchsichtiges Gewand
Glänzt sterngolddurchwoben . . .
Sieh, in die Ferne reitet
Jenseits der starren Brunnensphinx,
Die üppig Rosen überhängen,
Der Mann zu Taten und Gesängen.
Der führt im Schild kein Bild des Lamms,
Wie Bärenzunge leckt sein Wams,
Auf seines Rosses breitem Rücken
Zieht er zum Kampf mit Schicksalstücken;

Das Fähnlein weht, der Helmbusch flattert:
„Zu Ruhm und Sieg, obs kracht und knattert!"
— Was Sieg und Ruhm! Zeus lenkt den Zaum.
Das Leben ist ein kurzer Traum.

— — — — — — — — — — — — —

Mit wallend weißem Haar und Bart,
In henkersrotem Kleide,
Der müde Greis es kaum gewahrt,
Wie hinterrücks nach Meuchlers Art
Der Lump, der leichengrüne,
Ausholt, der klapprige Hüne.
Mit roh zersplittertem Keulenstumpf
Haut der auf den Nacken los. Tod bleibt Trumpf.
Die Wolken wandern. Was raunt der Baum?
Das Leben ist ein kurzer Traum.

Ein Frühlingstag

Veilchenblauer Frühlingshimmel!
Wölkchen leicht wie Watte schweben
Durch die weiche Bläue hin.
Grüne, buntbeblümte Rasen,
Überragt von hellen, hohen,
Schleierzarten Birkenreihn!
Vorn am Bach ein liebend Pärchen
Ruht vom ersten Lenzspaziergang
Seine Glieder wohlig aus.
Weißes Kleid und heller Strohhut,
Lärchengrün von Tüll umflattert —
Er im räuberroten Wamse,
Mandolin und Federhütchen —
Drunter himmelblaues Plaid.
In dem Bauch der Mandoline
Singt und summt, rumort und klimpert
Höchst verliebt ein Frühlingslied . . .
Baumflankierte Römervilla,
Mit den breiten Mauerbogen,
Liegt in Ruhe klassisch einfach
Still für sich im Hintergrund.

Kaktus überwacht mit spitzen
Stacheln treu den Treppenaufgang
Zu der langen Galerie.
Schlanke Dame von der Villa
Bringt den Kindern einen Imbiß,
Die im Gras sich gütlich tun . . .
Dort am Wasser ganz alleine
Steht ein Herr im dunklen Gehrock,
Hält den Hut auf seinem Rücken,
Kühlt die Stirn an feuchtgelinden
Lenzeslüftlein und erquickt
An dem Farbenspiel die Seele . . .

Der Eremit

In den heiligen Einsamkeiten,
Wo der Welt Geräusche schweigen,
Hört ich wie auf Engelssaiten
Einen greisen Klausner geigen.

Wundersanfte, selige Töne
Klangen aus der kleinen Hütte,
Wie wenn höchste Himmelsschöne
Erdenschmerzen überschütte.

Wie wenn Kinder Gottes kämen
Mit den goldurchsonnten Mienen,
Und für alles dunkle Grämen
Wär Erlösungstag erschienen.

Frauen schlängen Friedensreigen,
Weiße Rosen in den Haaren . . .
O, es war ein süßes Geigen
Und ein lieblich Offenbaren!

Heilige Cäcilia schickte
Zarte Büblein-Flügelwesen —
Lauschend durch den Türspalt blickte
Eins, vor allen auserlesen.

Gefilde der Seligen

An den seligen Gestaden,
Wo im blauen Element
Wunderwesen wonnig baden,
Will auch ich zu Gast mich laden,
Weil die Seele dort
Ihren Heimatsort
Nach den Wirren dieser Welt erkennt.

Traumhaft ziehen dort die Fluten,
Ruhig jenseits Not und Zeit,
Keines Hauptes Wunden bluten,
Nur die roten Rosen gluten,
Um die Stirn gekränzt,
Drauf es göttlich glänzt
In verklärter Himmelsheiterkeit.

Wie der Wasserspiegel, siehe!
Hier perlmutterfarben blinkt!
Wenn der Leib sich Flossen liehe,
Unten gleich zum Fisch gediehe,
Oder Urweltkraft
Mann zum Roß sich schafft,
Wellenreitens schäumende Wollust trinkt!

Schneeweiß hochgehalste Schwäne
Furchen stolzgelassen hin —
Mit emporgesträubter Mähne
Zeigt kein Raubtier hier die Zähne,
Auf beblümter Flur
Streckt ein Paar sich nur
Mit dem spielend unbeschwerten Sinn.

Lichte Birken! Silberweiden!
Lüftewipfelnd, flutgeneigt.
Fern von allen Erdenleiden
Schöne Tänzer, sonder Neiden,
Um den Lichtaltar
Festgeschmückte Schar,
Draus zu blauen Höhen Wohllaut steigt.

Pietà!

Er liegt in Rosen rot auf weißem Steine,
Durchbohrten Fußes. Über ihm die Eine.

Marias Haupt, dicht auf der Brust verhüllt,
Ward von dem tiefsten Weh der Welt erfüllt.

In ihres weiten blauen Kleides Falten
Ist's wie des Tempels Vorhang jäh zerspalten.

Um seine Schulter greift die rechte Hand,
Als werde durch Umklammern Tod gebannt.

Und ihre Linke zuckt nur unterm Haupte
Des, den der Menschheit ganze Schmach bestaubte.

Er wusch sie ab mit seinem heiligen Blute
Und mußte sterben. Denn Er ist der Gute.

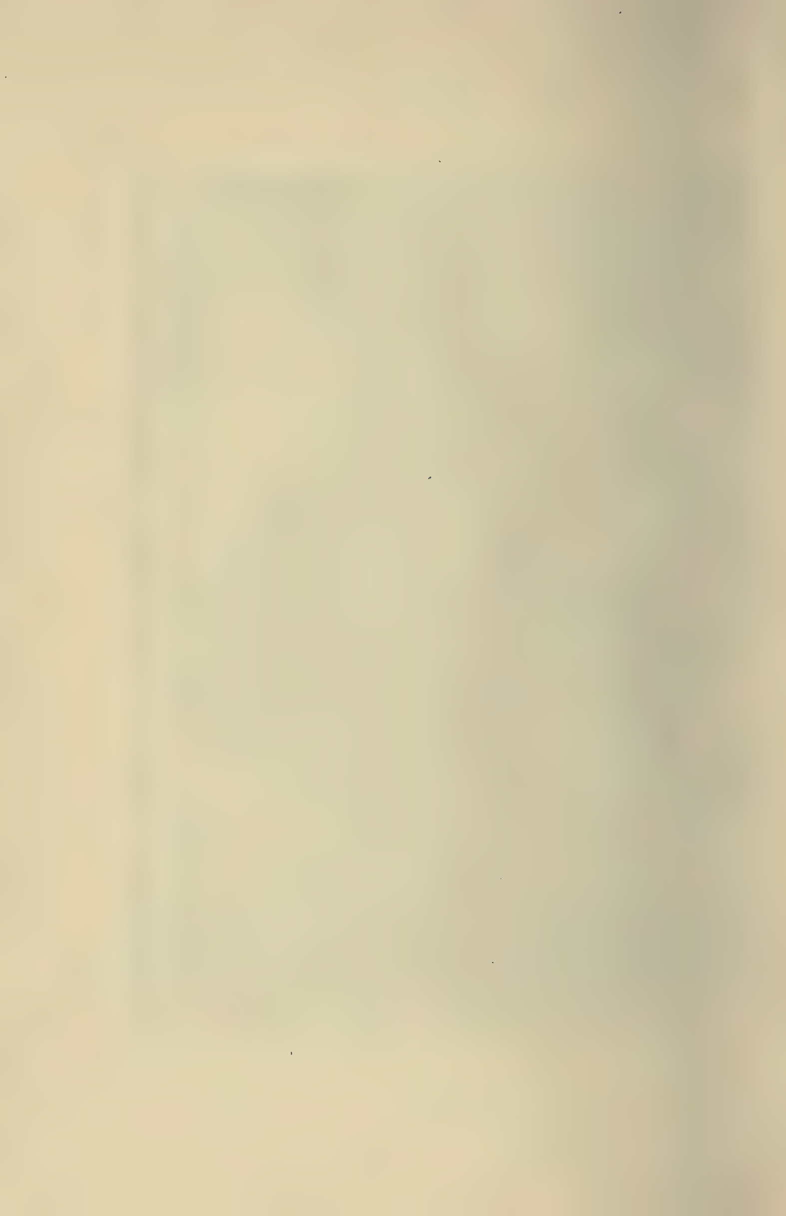
Zerteilend grau Gewölke naht dem Schmerz
Marias ewiges Mitleid erdenwärts.

Helfend und segnend streckt sich eine Hand
Der Liebe her aus feurigem Gewand.

Bang schaun die Kindlein Gottes her, die reinen,
Und eines birgt sich, mit Marie zu weinen.

Pietà

Arnold Böcklin



Meeresbrandung

An den Felsen wurde geworfen die Welle
Mit unbezähmbarer, wilder Gewalt,
Und die schäumende Spitze ward auf der Stelle
Zur hingeschleuderten Weibgestalt.

Es flattern des Haares nachtschwarze Strähne
Wie Strudel der Leidenschaft um ihr Haupt,
So schüttelt die Brandung ihre Mähne,
Wenn sie vor Wollust aufschreit und schnaubt.

Hoiho! Stark greift an abschüssiger Klippe
In die Riesenharfe die rollende Flut,
In gischtweißer Trunkenheit zuckt ihre Lippe,
Rasende Wut nur besänftigt ihr Blut. —

— Es ragen die riesig granitenen Wände
Empor in unerschütterter Ruh —
Kein Anprall, der sie besiegbar fände . . .
O Seele, sei Brandung, sei Fels auch du!

Toteninsel

Aus der schnöden Tageshelle
Über blasse Todesflut
Ladet mich des dunklen Eilands
Schattige Zypressenhut.

Nimm nach dieses lauten Lebens
Tollem Schwalle, wildem Lauf,
Ewig stille Toteninsel,
Nimm die müde Seele auf!

Ausklang an den Künstler

Meister, könnt ich Worte leihen
Deiner Meereskinder Chor!
Wie sie schaukeln ihren Reihen,
Untertauchend und empor!
Wie sie scherzen, tollen, schreien,
Bauschend ihren blauen Flor:
Wasserweiber und Gesellen —
Spiel der Leiber, Spiel der Wellen!

Wenn ich nun ein Meermann wäre,
Wasserros' im feuchten Haar,
Führt ich aus die keckste Märe,
Die der Ozean gebar:
In die allgewaltige Sphäre
Raubt ich — hei! — den Jubilar,
Trüg ihn, spottend Tod und Tücken,
Triumphierend auf dem Rücken.

Trüg ihn über Wogendämme,
Trüg ihn durch das tiefste Tal,
Überspritzt vom Schaum der Kämme,
Zu des Meergotts Krönungssaal . . .
Daß ihm wird, wie wenn er schwämme
Zu dem Weibe seiner Wahl
Jugendleicht mit starken Armen,
Wonneschauernd zu erwarmen.

Und von allen Seiten kommen
Die Geschwister gleich herbei
Jubilierend rings geschwommen,
Wellenfaun und Wogenfei.
Denn das Meervolk hat vernommen,
Wer der Gast des Gottes sei:
All die strotzend Starken, Schönen
Wollen ihren Schöpfer krönen.

Auf den Thron wird er getragen,
Den Okeanos ihm beut:
Siegeszug von Muschelwagen!
Welch ein Meeresfesttag heut!
Minnetanz und Purzelschlagen,
Wie's den König Maler freut —
Die Najaden und Tritonen
Glühen, seine Kunst zu lohnen . . .

Flut und Fülle will ich preisen,
Spiel und Urkraft der Natur,
Weltgelächter und der leisen
Einsamkeiten Einhornspur.
Wipfelwehn und Fabelweisen,
Wahr dem Ewigjungen nur,
Seliges Geleucht der Farben,
Künstlers Ernte goldner Garben.

Rembrandt

Die Sonne sank. In Glanz getaucht
Das Himmelsfeld. Der Tag verhaucht.
Mit goldigbraunen Dämmerungen
Hält Schleierdunst die Stadt umschlungen,
Zu meinem Erkerfenster herein
Quillt glutgesättigter Abendschein.
Da seh ich von dunkelroter Wand,
Aus Mattgoldrahmen, altwohlbekannt,
Mit Lockenhaupt und Federbarette,
Um den Kragen die kostbare Kette,
Den Schnurrbart rauh gekräuselt nach oben,
Ihn, den sein Kunstwerk zum König erhoben,
Recht zwischen Lichter- und Schattengraun
Verstehend auf mich herniederschaun.
Wie gab der kern-lebendige Blick
Mir oft schon Mut in schwankem Geschick,
Fest dreinzuschaun und standzuhalten
Dem Schleichgewimmel, den Schreckgewalten,
Die einem freigebornen Poeten
Am liebsten mit Schlingen den Hals umdrehten!

In Rembrandts sicheres Auge schaun,
Das stärkt die Seele, weckt Selbstvertraun,
Läßt einen Künstler auf dieser Erden
An seiner Sendung nicht irre werden;
Wenn schlimme Zagheit ihn niederschlug,
Mahnt ihn des Meisters kraftzäher Zug . . .
So will ich denn mit Dankessinn
Bekennen freudigsten Gewinn,
Den ich aus deiner Kunst und Art
Mir zog, gar herrlich offenbart,
Der du wie hinter Vorhangs Hülle,
Die vom Geheimnis leise fällt,
Heraushebst der Gestalten Fülle,
Dein unerschöpfliches Bild der Welt.
Du hast erschaut sie, sie durchschaut,
Das Heilige wird nahvertraut,
Das Nahvertraute heilig schier:
Drum schufst du Gott und Mensch und Tier,
Faust, Jesus, Lazarus, das Schwein,
Den Cherub und das Krüppelbein.
Nichts war dir Reichem so gering,
Das heimlich nicht zu glühn anfing
In einem stillen, warmen Glanz —
Dein Blick erwählts, dein Griffel bannts,
Und deiner Farbentöne Grund
Tut deinen innigen Tiefsinn kund.

Wie dehnt sich deine Landschaft weit!
Dahinten liegt die Ewigkeit.
Der sturmbestrichnen Bäume Macht
Hält hügeldrohend dunkle Wacht,
Mit stillen Flügeln steht die Mühle
Fern, fern der Welt und ihrem Gewühle . . .
Den Bettler seh ich, den Bauernschelm,
Deinen Bruder mit dem güldenen Helm —
— Herrgott, ist das ein Kopf! Drin haben
Sich Kampf und Sturmgang eingegraben,
Herber Wille, männlicher Schmerz,
Geschlossen Visier, Blick Harnisch von Erz.
Seh mit bewunderndem Behagen
Jesus die Krämer zum Tempel rausjagen:
Hei, wie das wirbelt, stürzt und rollt,
Aus den Geldsäcken saust das Gold,
Holterdipolter gefegt von den Tischen,
Wütend möchten die Wechsler entwischen,
Rasende Hämmel rennen dazwischen —
Und der Heiland in göttlichem Zorn
Schwingt seine Geißel, sprengt sie nach vorn,
Und ein heiliges Flammen weht
Um die Faust des Erlösers. Seht,
Wie ihn der schmutzige Köter umbellt,
Und er reinigt doch Tempel und Welt! —



Moses zerschmettert die Gesetzestafeln Rembrandt



Moses, den riesigen Richter, seht,
Wie er, vom Sturmwind Gottes umweht,
Wild mit schmerzgewaltiger Macht,
Daß der Priester Zungen verdorrn,
Die das goldene Kalb vergöttert,
Über Frevel und Niedertracht
Die Gesetzestafeln zerschmettert,
Welterschütternder, großer Prophet! . . .
Rembrandt, mit welch tiefzitternder Klarheit
Triffst du die Lüge, zeichnest die Wahrheit!
Seh ich nur Joseph und Potiphar:
Joseph, in kindlicher Unschuld starr,
Sieht und hört das durchtriebene Weib,
Das ihn verlockte mit lüsternem Leib,
Wie sie mit abgefeimtem Lug
Ihn noch verleumdet beim Manne! — Der Zug
Falscher, schamloser Hinterlist —
Keiner je die Gebärde vergißt . . .
Ja, die Menschen, die der geschaffen,
Die Gesichter! Mit Wehr und Waffen
Steht der „Bürgerfähnrich" stolz und kühn,
Mit weißseidener Fahne. Seine Augen sprühn,
Jede Linie Triumph und Viktoria!
Siehst du näher hin, ist ers selber ja,
Der unaufhörlich im Ausdruck Neue,
Doch stets sich selbst im Grunde Getreue,
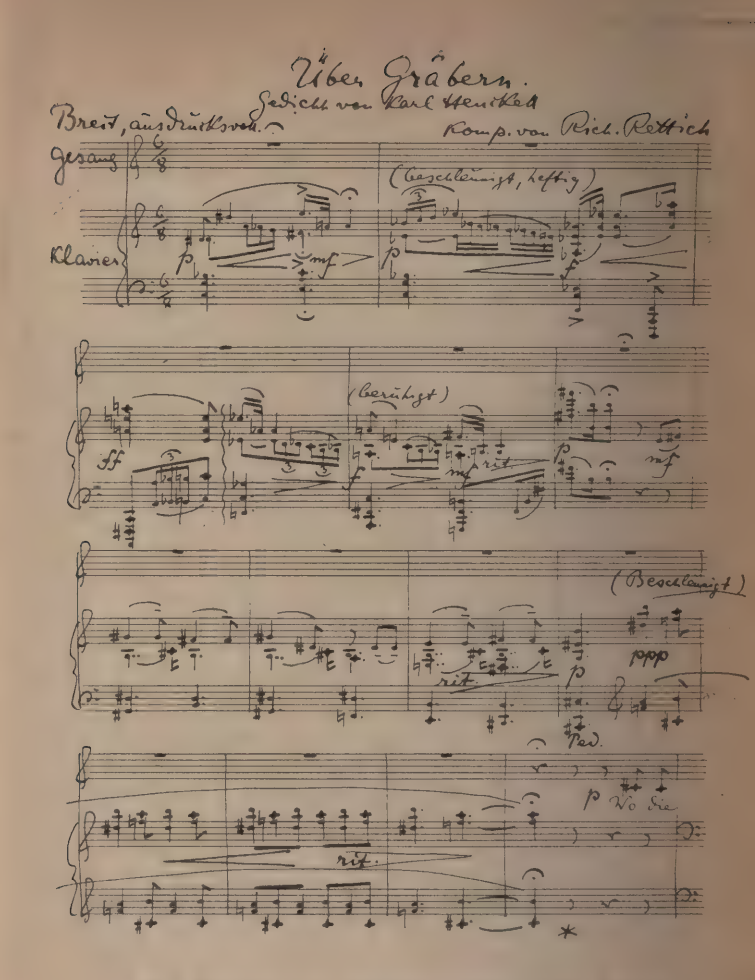
Der seines Wesens unendlichen Fluß
Im Wandel fassen und festhalten muß.
Hier forsch verwegen, lustig toll,
Da ernst versonnen, gedankenvoll,
Dort weltverachtend in Gram und Groll,
Ein Mensch, ein Künstler jeder Zoll!
Doch wie ich dich in Dresden gefunden,
Des Bildes Anblick läßt mich gesunden,
Wenn mal der dumme Satan mich packt,
Mit Grillen und Trübsal schabernackt.
Das bist du mit deinem festlichen Weib,
Du liebender, lachender Spender der Lust,
Du wiegst auf den Knien sie, umfaßt ihren Leib,
In der Rechten das perlende Weinglas — nun bleib
Uns der Knauser gestohlen, der dürftige Knecht,
Der Lebende jauchze Lebendigem Recht,
Ein Schöpfer und Segner soll leben!

Karl Stauffer-Bern

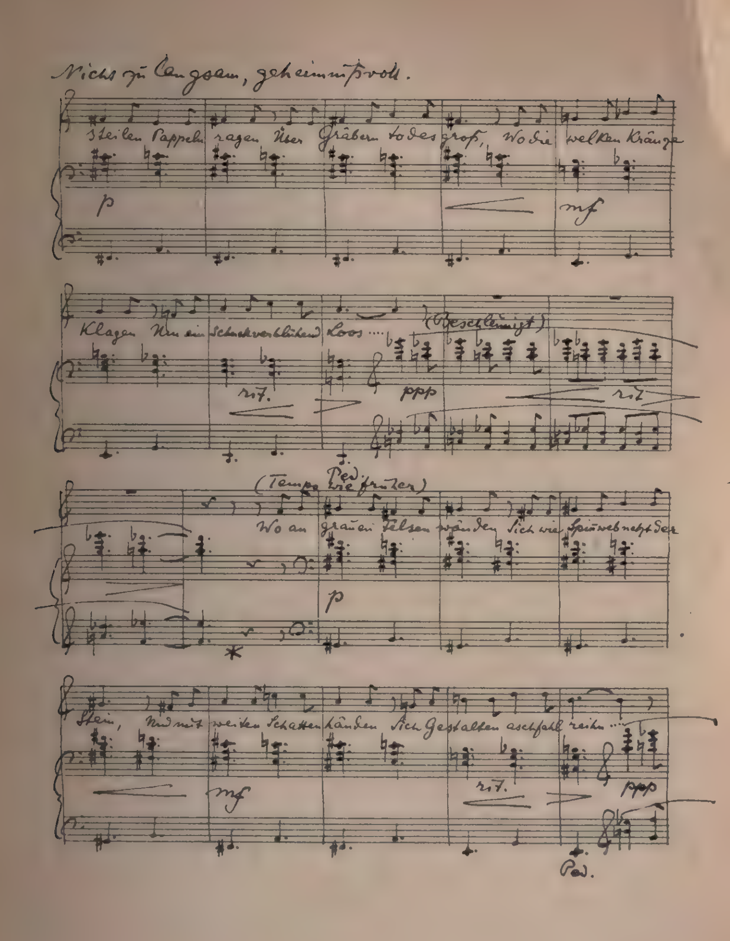
Im Belvoir-Park, Zürich

Zu Glanzkristallen fror der Schnee
Und glitzerte von Baum zu Baum
Wie Silberschaum . . .
Du hobst den Schleier in die Höh,
Und leise deiner Lippen Saum
Hab ich geküßt . . .
Wo die Girlanden
Voll Rosen sich im Sommer wanden,
Hing strohbedeckt und blütenlos
Das Dorngerank . . .
Im weißen Schoß
Des menschenleeren Parkes lag
Die Villa, die vor Jahr und Tag
Dem kunstberauschten Liebespaar
Verhängnis, Schmach und Schuld gebar.

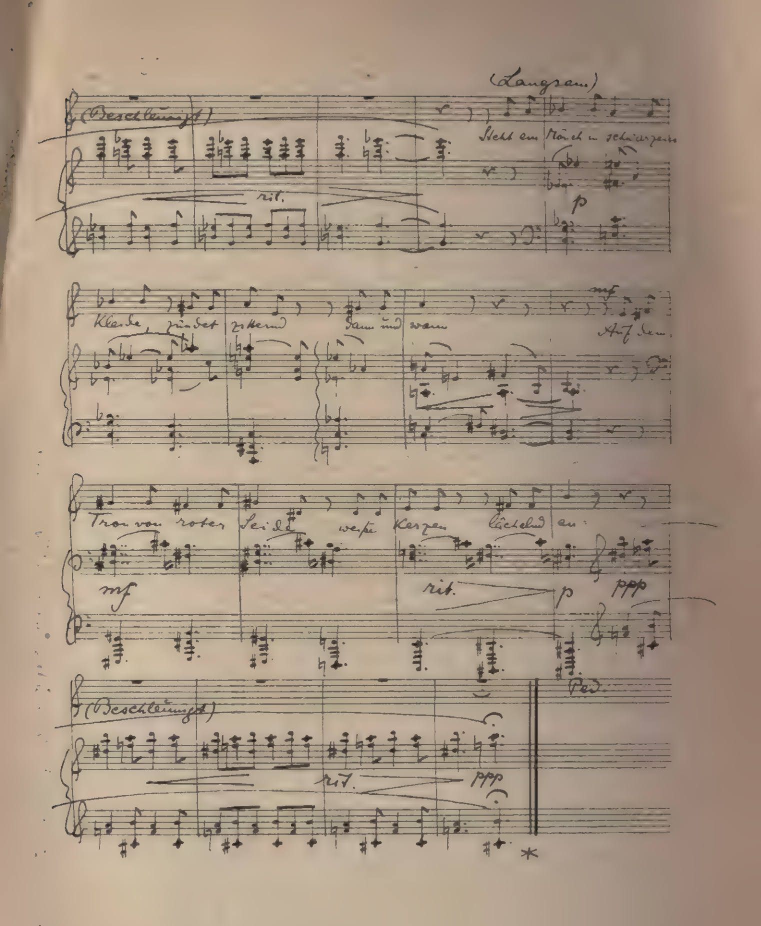
Und als den Arm um deine Hüfte
Ich leicht gelegt und wir den Pfad,
Wo die Verstrickung sich genaht,
Mit scheuem Schritt hinuntergingen,
Jäh sah ich da zwei Schicksalsgrüfte
Tiefklaffend auseinanderspringen.



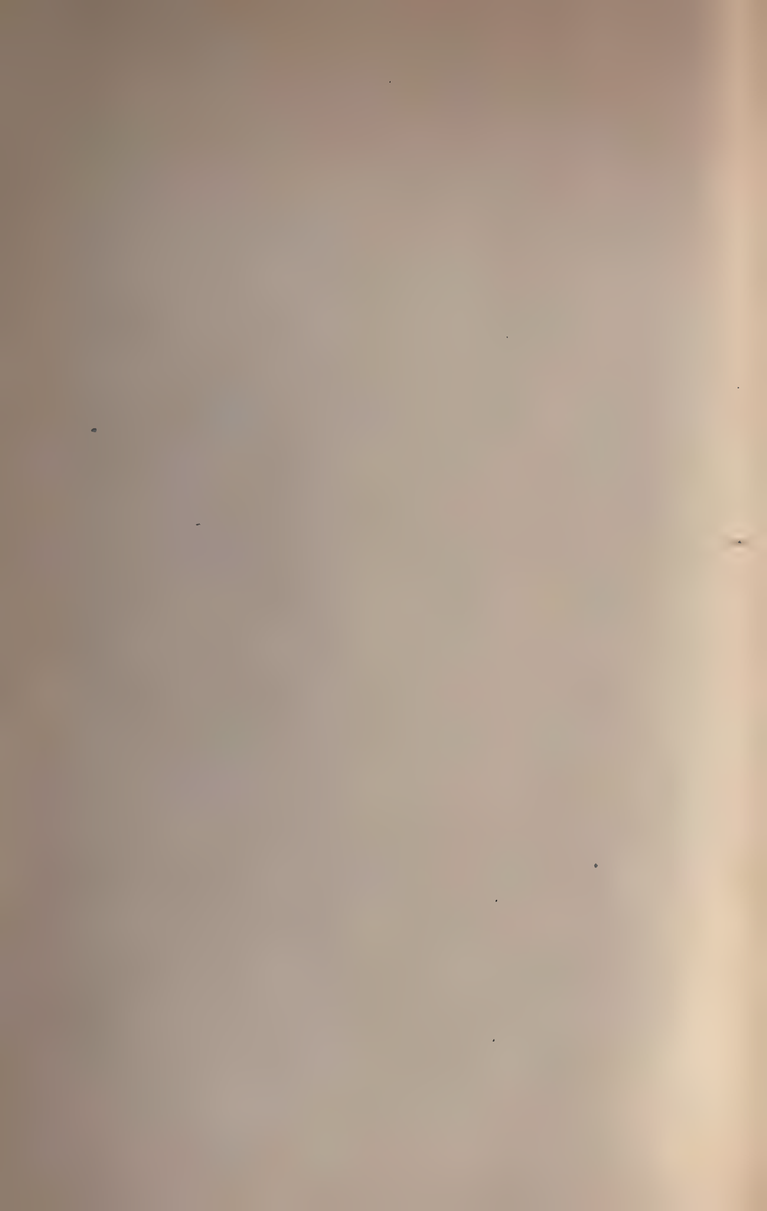
Mit Genehmigung des Komponisten Richard Rettich, München



Nicht zu langsam, geheimnisvoll.
Steilen Pappeln ragen über Gräbern todesgroß, Wo die welken Kränze
Klagen Um ein Schnellverblühend Loos....
(Beschleunigt)
p
mf
rit.
ppp
(Tempo wie früher)
Ped.
Wo an grauen Felsenwänden Sich wie Spinnweb netzt den
Stein, Und mit weiten Schattenhänden Sich Gestalten aschfahl reihn....
Ped.



(Langsam)
(Beschleunigt)
Steht ein Mönch in schwarzem
Kleide, zündet zitternd dann und wann
Auf dem
Tron von roter Seide weiße Kerzen lächelnd an.
rit.
Ped.





Über Gräbern

Nach einem Bilde

Wo die steilen Pappeln ragen
Über Gräbern todesgroß,
Wo die welken Kränze klagen
Um ein schnellverblühend Los . . .

Wo an grauen Felsenwänden
Sich wie Spinnweb netzt der Stein,
Und mit weiten Schattenhänden
Sich Gestalten aschfahl reihn . . .

Steht ein Mönch in schwarzem Kleide,
Zündet zitternd dann und wann
Am Altar von roter Seide
Lächelnd weiße Kerzen an.

Die Blinde

Wenn ich dich frage, dem das Leben blüht:
O sag mir, sage, wie das Mohnfeld glüht!
Das rote Mohnfeld, wie es jauchzt und lacht:
Tot ist mein Pfad und ewig meine Nacht.
Wohl manch ein Unglück schlägt den Menschen schwer,
Wer so viel trägt, kennt keinen Jammer mehr.
Die sonnenhellen Fluren wankt er blind
Und tappt nach Spuren, die verschüttet sind.
Ich träume Sonnen, strecke weit die Hand,
Ich möchte greifen durch die dunkle Wand,
Ich möchte fassen durch der Schatten Schicht
In roten Mohn und strahlengoldenes Licht . . .
Aus fernen Zeiten zuckt ein Schimmer nach,
Im toten Auge blieb die Sehnsucht wach,
Und wissend von der Herrlichkeit des Lichts,
So ganz enterbt geh ich durch Nacht und Nichts.
Ob Freud, ob Leid begegnet meinen Wegen,
Tot ist mein Fluch, und tot ist auch mein Segen.

Bauern

Nach einem Bilde von Eugen Laermans

Mit Heugabel, Rechen,
Riesigen Sensen,
Ziehn sie die steinrauhe
Straße dahin.
Sturm beugt die Pappeln,
Not biegt die Nacken,
Seinsnot, die steingraue
Weltherrscherin.

„Wir Bauern, wir bauen
Andern den Acker,
Disteln am Wege schier
Sind unser Lohn.
Des Vaters Scholle
Ward längst erschlichen,
Fremdes Gehege hier
Hütet der Sohn.

Wir Bauern, wir bauen
Nimmer ein Heim uns,
Stattlichen, breiten First —
Die Zeit liegt fern.
Hablose Wandrer
Sind über Nacht wir —
Kette der Not, du klirrst,
Hart sind die Herrn!"

Mit schweren Holzschuhn
Und schweren Herzen
Hinziehn bestaubt sie
Den Zaun entlang.
Gewitterwolken
Sehn schwarz sie androhn,
Des Muts beraubt sie
So schwerer Gang.

Künstlers Erdenwandel

Mühsam aus der spröden Masse,
Mit der innerlichen Glut,
Mit der Liebe, mit dem Hasse
Meißl' ich aus, was ragend ruht.
Schmerzen wanden mir den Hammer
Oft schon aus der müden Hand,
Jeder Wicht spielt den Verdammer,
Und mein Bestes bleibt verbannt.

Aber was sich so gestaltet
Zwischen Leid und stolzer Not,
Was im Kampfe sich entfaltet,
Stärkt des Künstlers Machtgebot.
Meine Formen wachsen sicher,
Unverrückbar aus dem Grund —
Über Spott- und Hohngekicher
Wird der Sieg des Werkes kund.

Vor einer Kohlezeichnung

Ja, bist du's oder bist du's nicht?
Wer kennt denn selber sein Gesicht?

Wie du dich kaum gesehen hast,
So hat der Künstler dich erfaßt.

Von hohem Sitz, aus freier Ruh
Schaust du dem Weltgetümmel zu

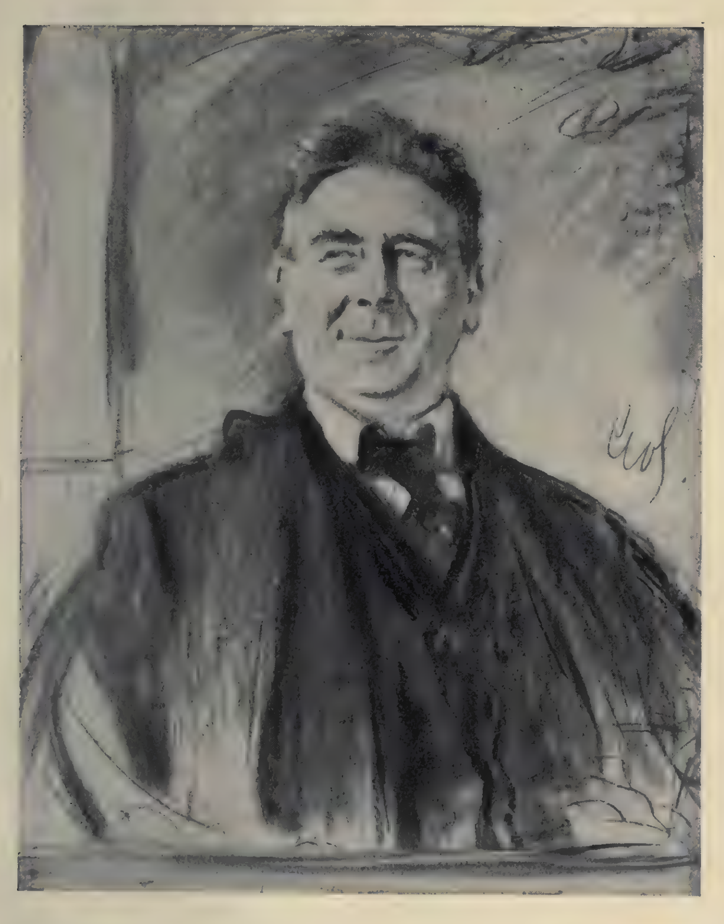
Und läßt das wirre, wilde Leben
Tief unter dir wie Rauch verschweben.

Was kümmert dich all Neid und Streit?
Das stößt und zerrt sich, zankt und schreit.

Ein bißchen lächelndes Verstehn —
Und alles würde leichter gehn.

Ein wenig freudiges Vertraun —
Wie ließe schön die Welt sich baun! . .

Einstweilen, Meister, soll den Glauben
Ans Licht kein böser Geist uns rauben.



Karl Henckell Leo Samberger
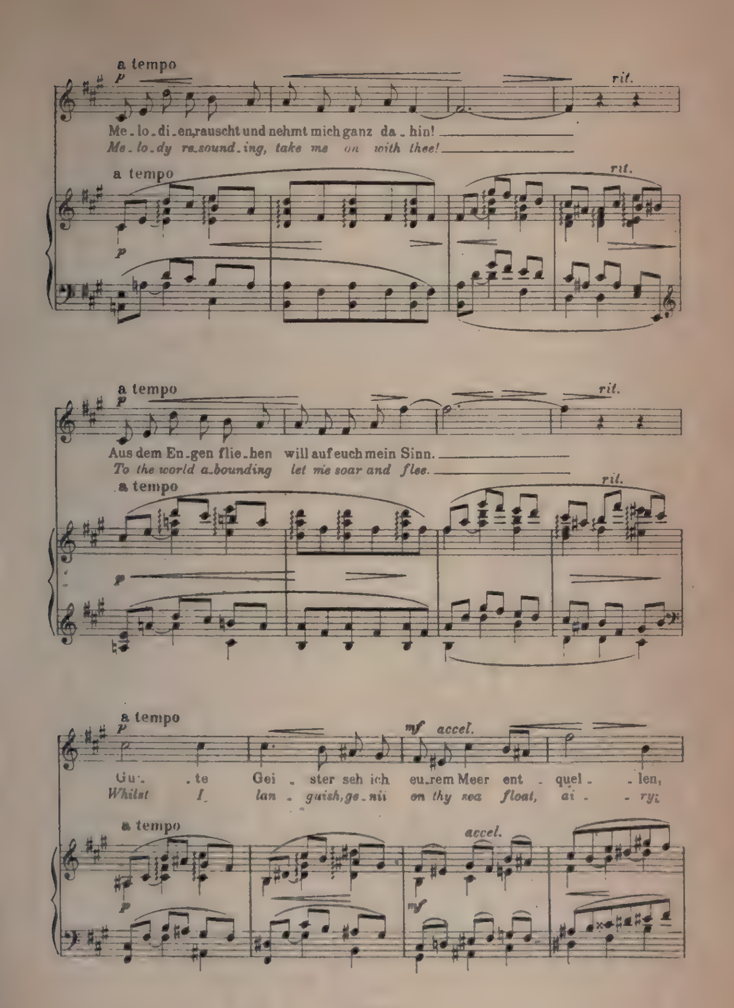


Melodien

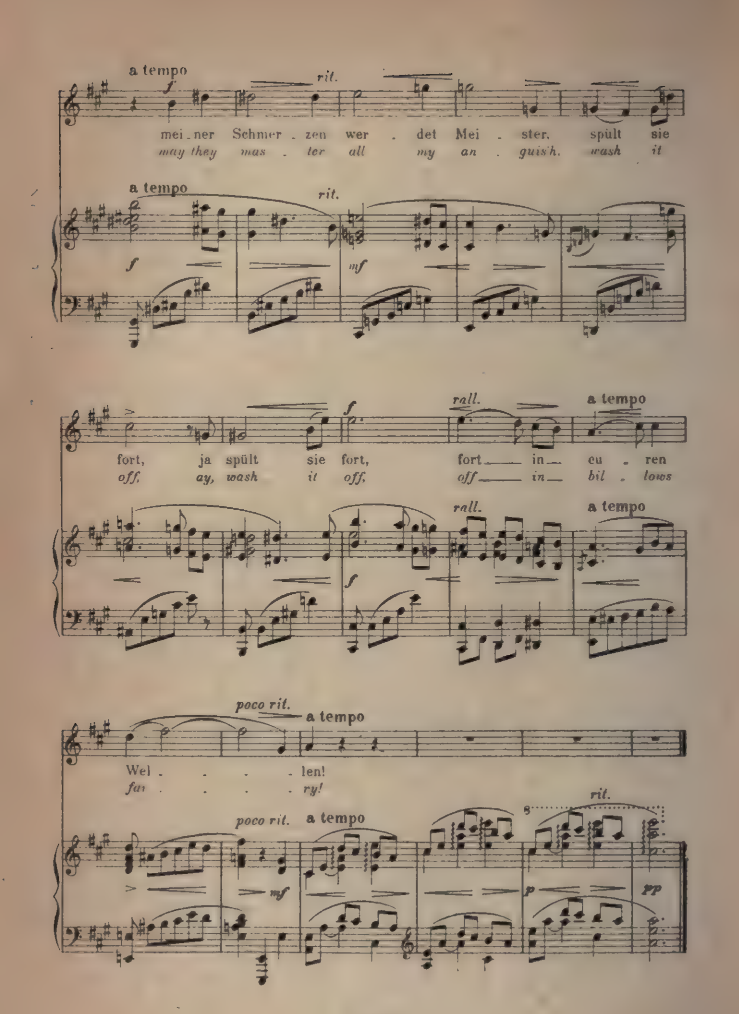
Melodien klingen
An mein lauschend Ohr,
Und auf Traumesschwingen
Schwebt mein Geist empor.
Düstre Töne,
Wildes Lied, aus Qual geboren,
Deiner kunstverklärten Schöne
Folgt mein Sinnen weltverloren.

Heimat, deine Räume
Steigen auf im Flug,
Wo ich stolze Träume,
Trotziger Knabe, trug
Und verlassen,
Gramgefoltert, Sklav des Zwanges,
Durch die Wälder, durch die Gassen
Jäh hinstürmte dunklen Dranges.

Da auf heiße Wunden,
Die kein Blick erschaut,
Haben selige Stunden
Balsam mild getaut:
Kindeswangen,
Schwesterhaupt so treu umschlossen,
Wenn die Töne voll erklangen,
Zauberwelten uns umflossen . . .

Rauscht, ihr Melodien,
Nehmt mich ganz dahin!
Aus dem Engen fliehen
Will mit euch mein Sinn.
Gute Geister
Seh ich eurem Meer entquellen,
Meiner Schmerzen werdet Meister,
Spült sie fort in euren Wellen!


a tempo
Me - lo - di - en rauscht und nehmt mich ganz da - hin!
Me - lo - dy re - sound - ing, take me on with thee!
a tempo
rit.
Aus dem En - gen flie - hen will auf euch mein Sinn.
To the world a - bounding let me soar and flee.
Gu - te Gei - ster seh ich eu - rem Meer ent - quel - len,
Whilst I lan - guish, ge - nii on thy sea float, ai - ry;
accel.


a tempo
rit.
mei - ner Schmer - zen wer - det Mei - ster, spült sie
may they mas - ter all my an - guish, wash it
a tempo
rit.
fort, ja spült sie fort, fort in eu - ren
off, ay, wash it off, off in bil - lows
rall.
a tempo
Wel - - - - len!
fu - - - - ry!
poco rit.
a tempo
rit.

Meiner Schwester Berta

Du warst es, die in düstern Stunden
Mit deines Spieles Zauberhand
Des Knaben Seele losgewunden
Aus Not, die schneidend mich umwand.
Wenn bangen, früh verstörten Blickes
Die Pein mich müde hingestreckt,
Wenn Jugendschmerz gequälten Schulgeschickes
Mich jäh erschreckt.

Ach, keiner, der die linde Kühle
Der Weisheit weihte meiner Glut,
All meine tosenden Gefühle
Schaumwirbelten wie Gießbachs Flut.
Gleichgültigkeit und platte Rüge
Riß mich in Trotz und scheue Wut,
Höhnisch verhüllt ich meine wahren Züge
Mit wehem Mut.

Du warst es, die in solchen Wirren
Beethovens Urlied aufbeschwor,
Von Mozart ließ ich hold mich kirren,
Liszts Ungartanz riß mich empor.
In Lächeln leuchteten die Tränen,
Der Alp zerschmolz vor deinen Melodien,
Und meine Wünsche ließ mit goldnen Mähnen
Ich nach der Hoffnung Heilsoasen fliehn.

Meiner Schwester Thea

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!“
Goethe-Beethoven

Käm ein tongewaltig neuer
Künstler für mein eignes Lied,
Und du sängest voller Feuer,
Was das Schicksal mir beschied . . .

Was Natur, die gabenreiche,
In das Leben mir gewebt,
Was die liebezitternd weiche
Seele wonnig mir durchbebt . . .

Und du sängest mit der feinen,
Mit der Stimme morgenklar
All mein Jauchzen, all mein Weinen,
Wie ich froh und traurig war . . .

Aber horch! Der schwellend schöne
Frühlingsjubel perlt und sprüht
Aus der Kehle dir . . . die Töne
Leuchten, deine Wange glüht.

Beethoven

Beim Besuch seines Geburtshauses in Bonn

Durch diese Kammer eng und klein,
Mit dachesschräger Wand,
Trat der erhabne Genius ein
Ins Erdenland.

Kam nicht in Gold und Purpurpracht,
Die Staub und Moder sind,
Doch nie war eines Herrschers Macht
Groß wie dies Kind.

Auf unsichtbarem Geisterfeld,
Wo Höll und Himmel ringt,
Der tongewaltige Siegesheld
Sein Zepter schwingt.

Heerscharen führt er durch die Luft,
Gewitternachtumdräut,
Hinwogend über Wieg und Gruft
Sein Laut gebeut.

Der Sturm der Leidenschaftlichkeit
Wird Hauch durch seine Kraft,
Vom tiefsten Lebensschmerz geweiht
Er Höchstes schafft . . .

Ein armer Mann, zum Spott erzeugt,
Sproß der geringsten Saat,
Wer nicht dem Genius sich beugt,
Wie er auch naht!

Was will der welke Lorbeer hier
Zum dürftigen Gerät?
Ehrfürchtig senkt das Haupt sich mir:
Dank, Majestät!

Johannes Brahms

Seine Werke loben den Meister,
Tiefe Wirkung mißt ihren Wert,
Flacher Ruhm, heut schimmert und gleißt er,
Doch kein Morgen ist ihm beschert.
Nur wer echt war, unsterblich heißt er,
Nur der Starke ragt unversehrt
Aus den zeitverschlingenden Wogen,
Die zum Abgrund den Nichtigen zogen.

Ruhig auf der sicheren Barke
Fährt der Held der Töne dahin,
Lebensglut im männlichen Marke,
Herzensklang im menschlichen Sinn.
Durch die sonnen- und stürmestarke
Harfe saust es am Bug: „Ich bin
Ausgespannt den Fluten und Winden,
Wahren cantus firmus zu finden.“

Aber der festen, wuchtigen Weise
Spröder niedersächsischer Art
Mild vermählt sich die zitterndleise,
Selige Lyrik sehnsuchtzart.

Ziehender Wolken südliche Reise,
Himmlische Bläue, rein offenbart,
Leuchtender Schweizer See, winkende Sterne
Wiener Wälder, aus ewiger Ferne.

Menschheitsziel und Aufstieg zum Schönen
Maß sein gedankenvoll mächtiges Haupt.
Tod alles Irdischen klagt er in Tönen,
Aber den Strahl, den Prometheus geraubt,
Feiern die Fugen; Entzwein und Versöhnen
Kämpfender Kraft, die an Göttliches glaubt,
Schreitet in schwerem Wogen und Ringen
Aufwärts zu läuterndem, reinem Verklingen.

Tonwerk des Meisters — ihm müssen wir lauschen.
Sei auch im Künstler des Menschen gedacht!
Nimmer zu prahlen, nimmer zu bauschen,
War seines Wesens gediegene Tracht.
Lieber als schmeichelndes Scheinwort zu tauschen,
Derb oder herb — aufrichtige Macht
Guter Natur und goldene Fülle
Liebenden Sinns, grausilbern die Hülle.

Weltmusik

Eine Orchesterphantasie

Unergründlich
Brütet das Schweigen,
Ballt sich zusammen
Die schwangere Nacht —
Taub und tonlos
Kauert der Reigen,
Dumpf Verdammen
Lauert und wacht.

Hinter Blöcken
Finstre Dämonen,
Nebelschleichend,
Tückisch und krumm —
Matte Monde
Aus Nebelzonen
Ziehn erbleichend,
Totenstumm . . .

Plötzlich verworren
Regt sich ein Raunen,
Lichter aufzucken,
Riesen stehn nackt,
Schreien ihr Sehnen,
Stark wie Posaunen,
Zwerge sich ducken,
Pan stampft den Takt.

Siehe, da brausen
Im Orgelorkane
Urwäldermeere,
Sonnengesäugt —
Luftschwärme jauchzen
Wilde Päane,
Isis zur Ehre,
Wollustgezeugt.

Doch aus der schäumenden
Orgien Tosen
Löst sich der zarter
Sich wiegende Bund —
Kinder der Anmut
Lagern auf Rosen,
Innig gepaarter
Sucht sich der Mund.

Reinere Ordnungen
Bilden sich leise,
Venus Urania
Wandelt die Welt —
Männer und Frauen, sie
Wählen sich weise,
Heilig Halleluja
Geister gesellt.

Milder erschallen die
Saiten des Lebens,
Rhythmen gestalten sich
Seligen Gedichts —
Völkerversöhnende
Musen durchschweben's,
Fugen entfalten sich,
Künder des Lichts.

Freuden und Schmerzen,
Torheit und Trauer,
Aufschwung und Untergang
Tönen im Chor —
Kämpft das Orchesterheer,
Schütteln uns Schauer,
Heldentriumphgesang
Reißt uns empor.

Unergründlich
Quellende Laute
Locken die lauschend
Andächtige Schar —
Meisterhorchend,
Was Kühnheit baute,
Nimmt tiefaufrauschend
Die Menschheit wahr.

Mythische Stunde

Grüngedämpfter Lampe Schimmer
Webt im stillen Bücherzimmer.

Durch das weltentrückte Schweigen
Schwingt ein Melodienreigen.

Traumhaft schweben Geisterstimmen,
Die wie Geigenton verschwimmen.

Aus den Bildern, aus den Bänden
Wehts von mythischen Geländen.

Auf der Musen leisen Ruf
Lebt die Welt, die ich mir schuf.

Dem ich lauschte tausend Stunden,
Wunschverwoben, wahlverbunden —

Stimmt ihr mir den Sang, den hohen,
Teure, heimliche Heroen?

Willst du ewige Lust mir melden,
Harmonie der Geisteshelden?

Sei gegrüßt mir, zarte, kühne
Siegergrazie Euphrosyne!

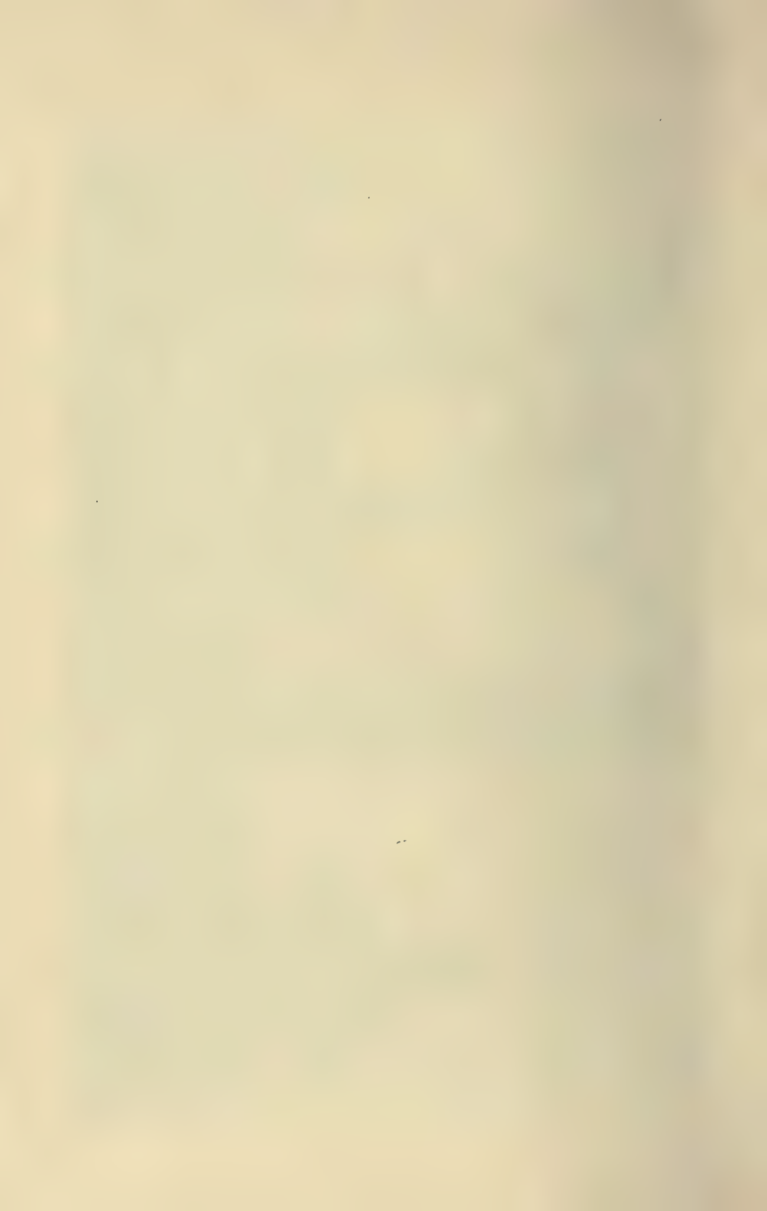
Lächelnd jenseits Lärm und Zeit
Schenkst du selige Heiterkeit.





Evokation — Max Klinger

Mit Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt, Berlin W 8



Im Kampf um die Kunst

Polemisches, Satirisches, Ironisches

Aus Sturm und Drang

1885

Großer Kritiker im Lande,
Ist das Toben Spuk und Schein?
Welche ungebärdige Bande
Stürmt bewaffnet da herein?
Wütend scheinen sie zu schwärmen
In poetischem Bacchanal —
Welch ein Rasseln, welch ein Lärmen!
Unausstehlicher Skandal!

Knaben, Raufer, Don Quixote,
Riesen, Zwerge riesenhaft,
Hier ein Ritter, dort ein Knote,
Pupperei, Genie und Kraft.
Stürmisch Wesen, drängend Treiben,
Ernst, Komödie, Tragik, Spiel —
Willst du kein Satirchen schreiben?
Stoff ganz unermeßlich viel!

Doch du magst den Witz dir sparen,
Steckt auch Posse in dem Graus,
Lacht man doch nach hundert Jahren
Alle Nikolais aus.
Grasverschlingend blöke weiter
Für die zahme Lämmerwelt —
Donnernd sausen Eisenreiter
Übers blitzbeflammte Feld.

Los von der Schule!

1887

Jetzt hab ich's satt. Wohl war ich auch dabei,
Doch aus dem Halse hängt mir das Geschrei.
Nicht daß der Seele frische Glut verbrannt,
Nein, nein, der Zukunft weih ich Herz und Hand.
Indes geniert sich meiner Seele Fülle
Vor dem genossenschaftlichen Gebrülle,
Der ganze Lärm und Größenwahnskandal
Ist mir egal.

Nur das Bedeutende nahm ich aufs Korn,
Doch das Gemeine drängte sich nach vorn.
Die Geistesunzucht, die euch Sippe schafft,
Ward — um Verzeihung! — schließlich ekelhaft.
Buhlt, werte Freunde, mit dem Chaos weiter,
Des Pegasusses lahme Prosareiter,
Ich setze fürder über Stock und Stein
Im Lied allein.

Dem „jüngsten Deutschland“ wünsch ich Gunst und Glück,
Ich zieh auf Außenposten mich zurück.
Die Bande machts nicht. Hast du Herz und Mark,
Geh du nur vorwärts! Einsam wirst du stark.
Kein andrer gibt, was dir nicht selbst zu eigen —
Drum zieh ich's vor, ein Solo mir zu geigen,
Und spiele auf und musiziere, mir
Zum Hauptpläsier.

„Heillos! Von Blümchen verselt dieser Fant,
Von Märzenveilchen, die ein Kind gesandt.
O dieser Schwächling, dieser Tandpoet,
Der auf den ausgetretnen Pfaden geht!
Ein Liebchen, eine Freundin, scheußlich sauber,
Der ganze alte, überwundne Zauber,
Ein Dilettant, beim superfeinsten Mist!
Kein Realist.

Schrieb Liebeslieder, simpel, höchst naiv,
Don Carlos, nun verachten wir dich tief.
Uns bohrt der Riesenschmerz der Kreatur
Ins Denkerhirn die schauerliche Spur.
Unheimlich schildern wir den Spuk des Lebens,
Den Katzenjammer idealen Strebens;
Und eine Welt umfaßt der Schöpfergeist,
Der in uns kreißt.

Modern, modern, modern, modern, modern!
Die Prosaepik ist des Pudels Kern.
Milchsuppe Lyrik, und Erotik gar!
Zola il Zola, was Du sprichst, ist wahr:
Wahnsinn, Delirium, rhythmische Verrücktheit
Und andres nichts ist lyrische Verzücktheit,
Der Romancier allein ist Dichter kraft
Der Wissenschaft."

Ihr guten Leute, die ihr Ohr mir leiht,
Daß solch Gewäsch ich kundgetan, verzeiht!
Da streiten sich mit Theorie und Dunst
Die edlen Geister um den Zweck der Kunst.
Schlagworte hagelts, dick wie Straußeneier,
Und ist doch immer nur die alte Leier,
Ein wenig neues Essigsurrogat
Zum Ursalat.

Was frommt die Schule mir, der Regelkram?
Mein Dichterroß macht keine „Richtung" zahm.
Ob mich die strenge Observanz verpönt,
Der Stimme lausch ich, die im Innern tönt,
Und mit dem Rhythmus, der mir eingeboren,
Lach ich des Tabus, dem ihr zugeschworen,
Mit wahrer Poesie verträgt sich nie
Pedanterie.

Offener Brief an einen Redakteur

1887

Herr Redakteur, Sie bitten um Novellen?
In diesem Fache leistet' ich noch nichts.
Das Publikum mit Schülerschund zu prellen,
Ist Sache jedes Literatenwichts.
Die Studien, die ich novellistisch treibe,
Gehören einzig ins verschwiegne Pult,
Doch was ich hier und da in Versen schreibe,
Empfehl ich ganz ergebenst Ihrer Huld . . .
Zwar der Poet, der in gedrängten Zeilen
Der fremden Welt sein Innerstes enthüllt,
Mag immer noch mit Zeus den Himmel teilen,
Indes der Schmierfink seine Börse füllt.
Ist hier der Ort, darob zu lamentieren?
Was schiert X. Y. des Sängers Not?
Ein deutscher Dichter muß zuerst krepieren,
Dann heult man los: „Er hungerte sich tot!"
Geschieht ihm recht! Er ist noch stets der Töffel,
Der seine Leistung absetzt unterm Preis,
Das Kapital barbiert ihn übern Löffel,
Weil er sich einfach nicht zu helfen weiß.

Ich bitte Euch, Ihr wahren Kameraden,
Die Ihr den Wert der eignen Schöpfung schätzt,
Nur fordern! Trotzt das Unrecht, kanns nicht
schaden,
Wenn einen Streik Ihr stramm in Szene setzt.
Mag dann vom Abhub seichter Stümpereien
Sich mästen ein germanisches Journal!
Der Reimer, die nach Druckerschwärze schreien,
Gibts infusoriengleiche Überzahl . . .
Verehrteste — wovon soll ich Euch melden?
Von dem, was Euch vom Alltagswust befreit?
Ach Gott, nähm einen Leutnant ich zum Helden,
Ihr schenktet gleich mir die Unsterblichkeit.
Soll ich vielleicht in farbenvollen Bildern,
Ein andrer Ludwig Pietsch der Poesie,
Ihr Gnädigen, Eure Toiletten schildern?
Ihr schätztet, prieset, rühmtet mich wie nie.
Soll ich in windelweich gerührten Weisen
Euch loben, daß Ihr gute Christen seid?
Soll Eure Kirchengängerschaft ich preisen
Und Eure Tanzbazarbarmherzigkeit?
Soll vom Ballett, vom Rennsport ich erzählen,
Mehr wert als aller ideale Quark,
Soll ich vielleicht zum Helden gar erwählen
Den Fürsten Henckel mir von Donnersmark?

Wünscht Ihr, daß sich effektvoll und exotisch
Ein kamerunisch Ruhmesbild enthüllt,
Begehrt Ihr, daß schwarz-weiß hochpatriotisch
Ein Kaiserhymnus meinem Mund entquillt?
Nichts da! Ihr kennt den störrischen Gesellen,
Den eigenwilligen Poeten nicht,
Er schiert sich viel um Eure Bagatellen,
Steckt selber stets in jeglichem Gedicht.
Mit seinen souveränen Launen, Trieben
Treibt er vor Euch sein unbekümmert Spiel,
Und hat er ein melodisch Lied geschrieben,
Er zittert nicht, wie's Hinz und Kunz gefiel.
Meint Ihr, ich sollte Euch mich anbequemen?
Meint Ihr, ich sollte Euch zu Willen sein?
Weit besser wärs, Arsenik doch zu nehmen,
Als um das Neutrum Publikum zu frein.
Ich bitte Euch, so tut nur nicht beleidigt!
Die lange Schmeichelei hat Euch verwöhnt.
Wenn der Poet nicht mehr sein Selbst verteidigt,
Als Allerweltsnarr wird er noch verhöhnt.
Genug davon! Der Standpunkt ist gewonnen,
Ihr mögt nun kritisieren, wie Ihr wollt,
Mich frei zu geben, war ich stets gesonnen,
Ob Ihr nun Beifall lächelt oder grollt.

Dichter und Rezensent

1890

(Zwei anstoßende, wandgetrennte Zimmer. In einem der Dichter auf dem Sofa, Zigarette rauchend und studierend, im andern der Rezensent vor dem Schreibtisch, aufschneidend und schreibend.)

Kritiker

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"
Dem Geist hier freilich fühl ich mich nicht näher.
Mich widert an das Zetermordioschrein,
Und zu bunt treibt es dieser garstige Schmäher.
Das will nun ein „moderner" Dichter sein,
Ein dreister Raufbold, hohler Wortaufbläher:
  Originalcharakter sondergleichen!
  Da ist schon wieder dick eins anzustreichen.

Dichter

O wie brutal mit ihren plumpen Fäusten
Die Gegenwart Gefühl und Geist umkrallt!
Wie mag sich noch ein zart Gefühl erdreusten,
Zu zittern durch die wütende Gewalt!
Die tief im Grunde ruhn, die tagesscheusten
Empfindungen verweigern die Gestalt.
  Dem rohern Schlage muß der rohe weichen,
  Es schreit das Herz, die Knutenhiebe streichen.

Kritiker

Verblüffend frech, so sind sie hergelaufen,
Die Parvenüs der jüngsten Poesie,
Flaumbärte kaum, ein zügelloser Haufen,
In jeder Hand ein rasselndes Krikri.
Zu Dichterheiligen ließen sie sich taufen
Von Gegenseitig, wer am lautsten schrie.
  So rannten sie, Heerführer und Trabanten,
  Und schimpften große Dichter „Dilettanten".

Dichter

Einsam der Geist. Gegrüßt, ihr großen Toten,
Hochedle Dichter der Vergangenheit!
Die Flammen, die durch euren Busen lohten,
Umwallen mich, ein Meer von Herrlichkeit.
Euch tief zu lieben ward noch nicht verboten,
Euch weiterdenken will ich kampfbereit,
  Und vorwärts führen will ich euer Schaffen,
  Nur nicht im Rückgenusse träg erschlaffen.

Kritiker

Was fängt man mit den jungen Herrchen an?
Es lohnt sich nicht, sie einzeln zu betrachten.
Da ist kaum einer drunter, der was kann.
Man läßt sie sich am liebsten selber schlachten.

Doch schirr ich mal mein kritisches Gespann,
Will ich es schneidig auch zu lenken trachten:
  Den Dichter, der vandalisch haust in Zürich,
  Zurück auf seinen wahren Wert heut führ ich.

Dichter

„Wer spricht von Ordnung, wo die Berge wanken?"
O Gottfried Keller, jetzo rast das Meer!
Und eine Welt umwälzender Gedanken
Rollt ihre Trümmer, ihre Wogen her.
Wie lieb ich dich! Jasmin- und Rosenranken,
Quillt reiche Laubenwonne blütenschwer . . .
  Dein Buch, drin vorn mir steht: „Gottfried der Täter",
  Fromm hüt ich es, wie heiligen Hort der Väter.

Kritiker

Er sagte los sich von den Spießgesellen,
Doch reifre Anmut ward mit nichten sein.
Im Gegenteil. Ich seh sein Schiff zerschellen,
Er kann nicht anders mehr, er ist ein Schwein.
Er mußte selbst um sein Talent sich prellen,
Der Most verdarb, und niemals gibt es Wein,
  Die Pilze haben ihn zerstört im Keime,
  Er gassenhauert und er dudelt Reime.

Dichter

(zieht seine Spieldose auf, die einen Walzer spielt)

Wie schnurrt mit lieblichem Getöse
Die kleine Spieluhr lustig los!
Daß sich die Schwere meiner Seele löse,
Geb ich dem Wälzchen oft den Lebensstoß.
Wühlt sich der Ekel mir bis ins Gekröse,
Der kleine Klingsor in des Kästchens Schoß
  Umrieselt mich mit silbernem Geplauder,
  Und von der Seele tauen Tod und Schauder.

Kritiker

Seit dieser Herr die Welt verbessern will,
Ist Denken ihm und Fühlen in Verwirrung.
Ein eitler Wahn schickt ihn in den April,
Gemeinheit ködert ihn mit schnöder Kirrung.
Die Quelle des Talents steht tümpelstill,
Bedauerlich ist seiner Kunst Verirrung,
  Er grimassiert die lumpigste Figur,
  Sei's nun Verzerrung, sei's ihm gar Natur.

Dichter

Hei, welche Lust, mal gröblich dreinzuschlagen
Und frech zu spotten, wo der Pöbel protzt!
Zu wandeln eisigen Hohn in heiße Klagen,
Der Niedertracht bis auf den Tod getrotzt!

Einst kommt das mittelwarme Wohlbehagen,
Wenn nicht das Blut mehr von Empörung strotzt,
Es kommt die Zeit, und schneller als wir wollen,
Wo wir aufs Ruhbett der Entsagung rollen.

Kritiker

Ein keifend Zetern und ein schrilles Klimpern,
Aus jedem Quark gleich ein Gedicht gedreht.
Ein Schlipspoem muß man zusammenstümpern,
Man, der Man sich mit Gott in Spott ergeht.
Wir kennen das: Der Wahrheit sanfte Wimpern,
Bei ihm sind's Borsten, die der Schandpoet
Sich mit der Forke selbstgefällig kräuselt,
Vom Pferdestallparfüm stark angesäuselt.

Dichter

Die Poesie ward ihnen längst zur Pose,
Sie stelzen auf ihr lyrisch Postament,
Steif wie ein Stockfisch, mit gebauschter Hose,
Daß man die zarten Wädchen nicht erkennt.
Stets rücksichtsvoll, denn, o!, das Rücksichtslose
Ist ein gesellschaftsfeindlich Element.
Sie fürchten sich, das Menschliche zu sagen,
Und geben acht, sich artig zu betragen.

Kritiker

Nein, dieses Wortgebastel! dieser Koller
Von Bildern, unfreiwillig komisch nur!
Hier wird er toll, und hier wird er noch toller
Und hier am tollsten. Welche Phrasenruhr!
Mit Tschingdada und blechernem Geboller
Verkündet er den großen Freiheitsschwur;
  Bajazzo bald, Profoß und Herrenhuter,
  Schießt er dahin wie ein barocker Puter.

Dichter

Die Kritiker sind oft nicht ganz bei Geist,
Die Parodie für puren Ernst zu nehmen,
Ein „Minnelied", das Brüste Igel heißt
Und durch Hyperbeln muß den Schwulst beschämen,
Das der „Geliebten" Aug als Wanze preist,
Durch Spott das „Dämonäugige" zu lähmen,
  Den kleinen Ulk mit ihren riesigen Lanzen
  Zu spießen und zu braten solche Wanzen.

Kritiker

Wohl klingt mal hier und da ein freundlich heller,
Ein zarter, weich vibrierender Akkord,
Ein Herzenston, doch bissiges Gebeller
Heult garstig gleich den guten Eindruck fort.

Ein Apfelsinchen just im Silberteller
Und baff darauf das ordinärste Wort,
Ein Mistwort, ein Kloakenwort, was weiß ich?
Äh was! dies saubre Jüngelchen verreiß ich.

Dichter

O Fischart, Goethe, Shakespeare, was für Kerle
Seid ihr doch gegen all das Lumpenpack!
Das Zötlein schwimmt um die Gedankenperle,
Durch düstre Schauer lacht ein Schabernack.
Der feste Denker spielt das lose Närrle,
Nimmt seine Weltanschauung Huckepack —
Die sich nicht selber kann ein Schnippchen schlagen,
Die Bonzenwürde liegt mir schwer im Magen.

Kritiker

Kein Schweizer tut im Ausland, kein Franzos,
Was dieser Herr an seinem Vaterlande.
Kein Klang ist ihm zu schlecht, kein Sumpf zu groß,
Er watet drin zu seiner Heimat Schande.
Er greift in Kot und badet skrupellos
Sein Schwert in ekelhaftem Gift zum Rande —
Ich meine, wer auf Reinlichkeit noch hält,
Für den ist dieser Heilige kaltgestellt.

Dichter

Bin ich ein Tor? Wie mich die Liebe quält!
Ans Herz der Menschheit bin ich angeschlossen.
Mein innerst Fühlen ist dem Volk vermählt,
Der Zukunft Blut hat sich in mich ergossen.
Ein freies Deutschland hab ich mir erwählt,
Nächtlich durchspür ich's auf Gedankenrossen:
  Wo Hochsinn glüht, darf ich voll Jubel ziehn,
  Wo Unrecht wuchert, muß ich trauernd fliehn.

Kritiker

Ich will gerecht sein. Das Talent wiegt voll,
Das hat von Anfang an kein Mensch bestritten.
Momente gibts: Ein Dichter jeder Zoll!
Frisch quillts hervor, wie er geliebt, gelitten.
Des Kindes Lächeln und des Jünglings Groll,
Des Mannes Ernst — doch diese schlechten Sitten,
  Der Umsturzgeist, dem die Gesinnung frönt,
  Ein Mißton ist's, der alles überdröhnt.

Dichter

O ahnten sie, wie viel mehr Kunst es braucht,
Der Stimmungsmischung treu sein Werk zu fügen,
Als, seinen Einfaltspinsel eingetaucht
In eine Farbe, die Natur belügen!

Der Wandelatem des Gefühles haucht
Das Wortbild an mit immer neuen Zügen,
Ein Ideal, unmöglich schier zu meistern,
Doch zum Versuche darf es wohl begeistern.

Kritiker

Viel Selbstverleugnung muß die Kritik üben,
Ein solches Buch genauer durchzuschaun.
Ein Opus, das mit Sumpf und Gift geschrieben,
Kein angenehmes Arbeitsopfer, traun!
Solch wild Gewusele von Kraut und Rüben
Mag, wer da will, mit Heiterkeit verdaun,
Zum Schluß, wenn aus dem „Heiligtum" wir treten,
Ist ganz gewiß ein Schwefelbad vonnöten.

Dichter

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdets nicht erjagen."
Wie trefflich paßt das Goethesche Zitat!
Sie haben Ohren, doch der Menschheit Klagen
Sind ihnen billiger wie Krautsalat.
Sie haben Augen, doch der Wahrheit Wagen
Ist ihrem Augenkreise nie genaht,
Sie sind so altschön, daß sie Geibel krönen,
Doch nichts verbindet sie dem neuen Schönen.

Kritiker

Mag sein, daß mein Verständnis auch nicht reicht,
Wiewohl ich selber doch Gedichte baute,
Nicht wie der Vielskribente da so leicht,
So aus dem Handgelenk; verschämte Laute,
Die mancher edlen Dame Herz erweicht,
Jawohl, ein Künstler bin auch ich, kein Schaute —
  Ein Schaf bin ich vielleicht an Wasserbächen,
  Doch öffentlich verschweigt man solche Schwächen.

Dichter

Als Ganzes sollt Ihr mich verstehen lernen
Und Euch nicht kindisch klammern an ein Wort!
Drängt mein Gesetz mich, Falsches zu entfernen,
Schneid ich es selber scharf und sicher fort.
Doch Ihr, Ihr wollt mich gar zu gern entkernen
Zur glatten Schönheitshülse fort und fort,
  Ich aber lasse mir mein Herz nicht rauben
  Und mich von niemand in die Schnürbrust
                                        schrauben.

Kritiker

Gelüstet Sies nach näherer Bekanntschaft?
Mich nicht. Ich habe dick und satt genug.
Wer mit Waschweibern lebt in Wortverwandtschaft,
Entstellt sich selbst den liebenswürdigen Zug.

Ich gebs ihm. Aus ist seine Kunstgesandtschaft.
Ein tüchtiger Klaps! — Ein Wrack schon Kiel
und Bug.
Ich wills und ich befehls: Faul ward der Most.
Ich bin der Kritiker der „Freien Post“.

Dichter

Wie peitscht der Frühlingssturm mit strengem Heulen
Den letzten Schnee des zähen Winters fort!
Die kranken Kronen schmettern seine Keulen
In den Morast, daß Gift und Pilz verdorrt.
Sein Wüten webt die grünen Waldessäulen,
Noch ist's ein Traum, noch ist's ein ächzend Wort —
Doch morgen, wenn die Sonnenstrahlen dauern,
Wird Wonnerausch durch volle Wipfel schauern.

Bern, d. 18. Dez. 1898.

Doktor und sehr geehrter Herr!

Wie gern möchte das Freundliche, das Sie in Ihrem Artikel über die G. E. H. Impressionen sagen, für mich einstreichen! Aber wo man nicht gesät hat, soll man auch nicht ernten. Wohl las ich Ihre Gedichte mit Hingabe der ganzen Seele. Aber ich fühlte mich in den letzten Wochen durch Arbeit zu sehr erschöpft, um ein so wichtiges Referat meiner geschwächten Kraft anzuvertrauen.

Da suchte ich denn unter den
der Ariel und, den feinsten,
schickte er H. Emil Zeughi und
Studien stehend. Von ihm brachte
Novelle in Heinzes Skizzenbuch
Sie nicht besonders in einer Gebü
ist. Wenn Sie erlauben, will
über sein Referat ursprünglich
Sache seiner wissenschaftlichen Arbeit
Gründe vorbringen, wie denn
daß die kritischen Anforderungen der
Bergschnell-sektion dessen, was
Zu der Weihnachtszeit ist es
würde ich z. B. mich mit einem
Zeichnerische Schilderungsschichte auf ein
doch flüchten, um etwas so Vort

absorbieren. Das Verhältniß von
Verlegern u. Publicum ist doch
geradezu ein unsittliches durch
die Veranstaltung, daß die unzählbar
riesigen Massen unaufhörlich ange-
priesenen Novitäten nach einem
wenigen Monaten alle solche besprochen
werden. Zuweilen gemahnt mich
ein Grauen wie den Odysseus
im Hades, als alle Schatten
auf einmal auf ihn eindrangen
u. Blut des Lebens trinken
wollten.
Doch selbst zum Klagen habe ich
keine Zeit. Also nur noch
herzlichen Gruß an Sie und Ihre
Mitschuldige unserer Liebeslyrik,
und gute Wünsche zum neuen Jahres-
wechsel von Ihrem
J. V. Widmann

Närrischer Minnedienst

In der wildgewordenen Schwulstweis'

1889

Manchmal steh ich wie der Ritter
Ulerich von Lichtenstein
Steif an ihres Gartens Gitter
als ein Bild von Marmelstein,
Drin goldregenübergossen
ein fürnehmes Magedein
Badet ihre Backfischflossen
im Frühmorgensonnenschein.
Ihre blauen Augen tauen
Wonne himmelsätherrein,
Richten sich zur süßen Frauen
die verhexten Blicke mein,
Meine Herrin anzuschauen
hehr im goldnen Heiligenschein,
Und mich packt ein geiles Grauen,
und mich zwackt urmännische Pein.
Ihre Locken sind gleich Schlangen,
schlingen sich um Mark und Bein,
Und sie halten mich gefangen
mit den Ringeln sammetfein.

Ihre Augen sind gleich Wanzen,
saufen warmes Blut wie Wein,
Und sie saugen und sie schranzen
sich ins zappelnde Herz hinein.
Ihre Lippen sind gleich Quallen,
Seeros' draus ihr Züngelein,
Mich umkrallen die Korallen
wie gezähnte Ringelein.
Ihre Brüste sind gleich jungen
Igeln kugelrund und klein,
Scharf die Spitzen sind gedrungen
mir durchs Hemd — au weh! zu schrein.
Hinter dem Jasmin verborgen
mit dem Kneifer scharf und fein
Starr ich so den ganzen Morgen
mit der Lauerwut von Hai'n.
Brünstig schlag ich wie der Sänger
Buhlerich von Lichtenstein
Bang und bänger ins Jelänger-
und Jeliebernetz mich ein.

Klage

über einen verlorenen Flatterschlips

1889

Ich habe meinen Schlips verloren,
Er war mein alles, war mein Gott.
Zum schwarzen Schmetterling geboren,
Flog er im Wind mir um die Ohren.
Ich habe meinen Mohr der Mohren,
Ich habe meinen Schlips verloren,
Ich habe meinen Gott verloren,
Zum Unglück bin ich auserkoren,
Ich sehr gescheuter Henkelpott,
Ich schwer zerstreuter Tor der Toren.

Dazu später:

Der Kritik mit den Eselsohren,
Die nicht kapiert vor lauter Geist,
Was hier „cum grano salis" heißt,
Soll bleiben stahn zu Grimm und Zoren,
Gesperrt, mit Nachdruck, wie beschworen:
Ich habe meinen Schlips verloren!

Benze von Benzenhofen

Poeta majestaticus

1889

„Die Augen meiner Ahnen sehn herab
Aus jenem Reiche auf mein irdisch Thun“,
So sprachen Allerhöchstdieselben jüngst.
Benze von Benzenhofen.
Hymne an Kaiser Wilhelm I.

„Prinz Heinrich aber hat die Flott' erkoren
Und ist zum Admirale wie geboren.“
Allertiefstderselbe

Welches ist der höchste Dichter
In dem neuen Deutschen Reiche?
Solches ist der edle Freiherr
Benze Benz von Benzenhofen.

Solcher edle Freiherr Dichter
Benze Benz von Benzenhofen
Hat gedichtet auf drei Maje-
Stäten majestätsche Strophen.

Und die höchsten deutschen Dichter
In dem neuen Deutschen Reiche
Können nicht das Wasser reichen
Benzen Benz von Benzenhofen.

Poesie in hohem Stile
Stilen viele, doch im Aller=
Höchsten Stile stilet einzig
Benze Benz von Benzenhofen.

Allerhöchstderselbe Dichter
Benze Benz von Benzenhofen
Ist zum Flottenadmiral der
Deutschen Dichter wie geboren.

Auf Karton in Prachtausstattung,
Im Verlag von Moritz Münzel
Zu Wiesbaden, ist erschienen
Benze Benz von Benzenhofen.

Nachzügler

1892

Cum grano salis zu genießen

„Ein tüchtiger Kerl hat seinen Sparrn,
Das ist unwiderleglich.“
Theodor Storm

Wir sind die Nachzügler, wir kommen hinten,
Wir stecken voll von Fisematinten,
Schnabulieren Knackmandeln mit Korinthen.

Wir schlecken Dragées und Traubenrosinen,
Reden in solchen „modernen“ Terzinen
Und lieben Brünetten wie Blondinen.

Wir haben vor nichts auf Erden Respekt,
Sind von Pietätlosigkeit befleckt
Und wissen nicht, was das Ganze bezweckt.

Wir sind die geborenen blühenden Spötter,
Wir kennen keine patentmäßigen Götter,
Wir sind die ironischen Henkelpötter.

Kein Kant imponiert uns, kein Bücherweiser,
Kein Kümmeltürke, kein Redekaiser,
Bald pfeifen wir laut, bald trommeln wir leiser.

Wir sind Karl Marx und Hegel längst über,
Wir sind die Autoritätendurchsieber
Und geben den Popanzen Nasenstüber.

Wenn wir den „Handlanger" in Friedrichsruhen
Mit „Intimus" Harden interviewen,
Stampfen wir drein mit Kanonenschuhen.

Ziehn wir vorüber an Ravachols Grabe,
Singen wir: Ruhe sanft, edler Knabe!
Bismarck ein Adler, und du nur ein Rabe.

Uns ist in Gott und der Welt nichts heilig,
Darum sind wir auch nie langweilig,
Und, wie gesagt, immer nur dreizeilig.

Uns gilt kein Dogma, kein Vatikan,
Kein wissenschaftlicher Alkoran,
Aus jeder Wahrheit guckt uns ein Wahn.

Aus allen Ecken nicken Pagoden,
Wir sind nicht gekommen, sie auszuroden,
Sie purzeln alle von selber zu Boden.

Denn jeglicher Dalai-Lama noch
Fand schließlich sein Versenkungsloch,
Meist freilich, wenn er schon ziemlich roch.

Die Zeit hat einen riesigen Rachen,
Wir lieben bloß noch das heilige Lachen
Und sind so schlecht nicht, wie wir uns machen.

Wiewohl wir uns noch selber achten,
Lernten wir doch beim Selbstbetrachten,
Wie wir von Herzen über uns lachten.

Einst waren wir so halbe Propheten,
Wir übten uns im Kasteien und Beten,
Bald Säulenheilige, bald Asketen.

Wir falteten die Hände fromm
Und himmelten: Reich der Zukunft, komm!
Märtyrerglut im Auge glomm.

Jetzt sind wir lustige Vögel geworden
Vom weltlichen Vagabundenorden,
Wir wollen keinen Menschen ermorden.

Das Dynamit in den Westentaschen
Sind Nußschokoladebonbons zum Naschen,
Verbotene Küsse sind's, was wir paschen.

Matz Amor gilt uns immer noch viel,
Wir opfern ihm im hellenischen Stil,
Wir sind von Grund aus gynaikophil.

Sonst sind wir im Essen nicht gefräßig,
Im Alkohol übermäßig mäßig,
Süßwasserforellen gar gespäßig.

Unser Schädel ist zart organisiert,
Wir haben ein bißchen viel studiert,
Sind aber nicht verschnapst und verbiert.

Sporadisch wurden wir melancholisch,
Was immer noch besser als römisch-katholisch,
Doch niemals werden wir alkoholisch.

Wir knabbern genug, uns nicht aufzuknüpfen,
Gemächlich von Ast zu Ast zu hüpfen,
Und schließlich — o weh! — in ein Nest zu schlüpfen.

Und immer, blasen wir nun Posaune,
Flautieren wir oder schießen Kartaune,
Sind wir und bleiben wir guter Laune.

Evviva!

Der möchte gern dich zu den Toten werfen,
Die längst in Sturm und Drang verschollen sind;
Wie du auch wirkst und schaffst, er stellt sich blind
Und übt an jungen Sünden alte Schärfen.

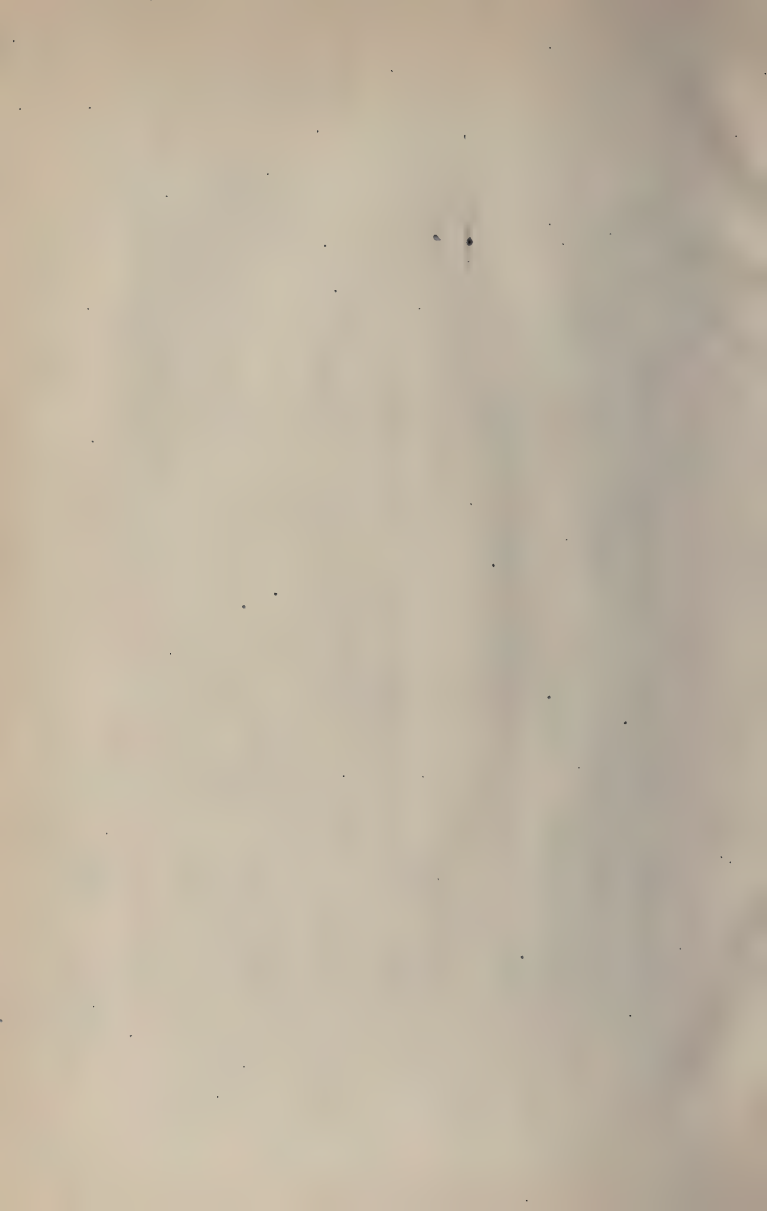
Ein andrer hat für dich zu schwache Nerven,
Und zu den Rowdies reiht er dich geschwind;
Als „hohler Schreier“ schimmelst du im Spind
Der literarhistorischen Konserven.

Was bist du für ein unverschämter Tropf,
Der sich erfrecht, aus seinem Grab zu strecken
Den höchst leibhaftigen, verstockten Kopf?

Und läßt dich nicht mal vom Professor schrecken?! —
I wo! Das fördert just mir die Verdauung
Und stärkt die lebensfreudige Weltanschauung.

Festrede zum 100sten!

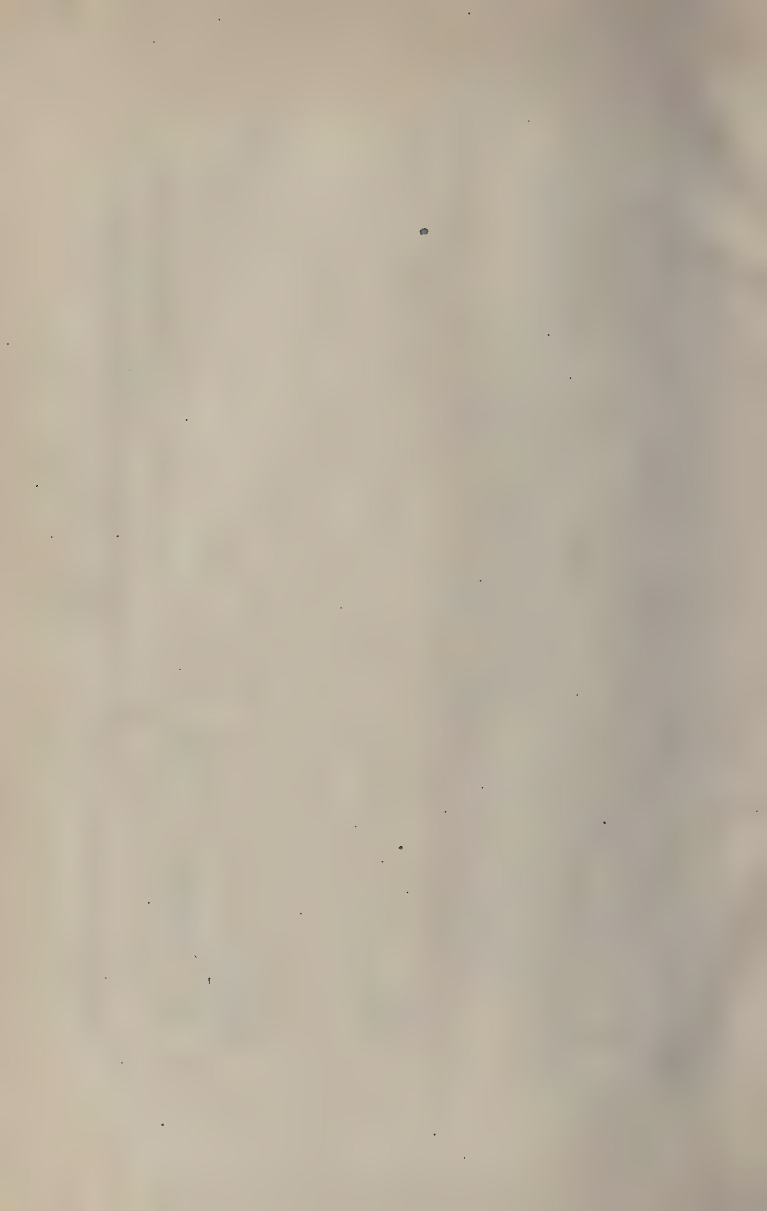
Hoch unser Dichter-Jubilar!
Er würde heute 100 Jahr
— Drum feiert ihn mit Pomp und Prangen! —
Hätt er nicht, als er 50 war,
Dem Vaterlande undankbar,
Auf unsre Rechnung und Gefahr
In seinem göttlichen Genick
— Ach Gott, mit lasterbleichen Wangen,
Er war ein großer Galgenstrick! —
Am Lotterbett sich aufgehangen.
Ja, heute würd er 100 Jahr!
Der Genius ist offenbar
Aus seinem Schandgrab aufgegangen.
Ihr Frauen, opfert am Altar
Der Musen nach Belieben bar,
Er kriegt ein Denkmal, das ist klar.
Auch hat zum Wohl der Enkelschar
Die Lotterie schon angefangen.



Was kümmert das mich: Gut und Schlecht!
So werde ich, – <u>und das ist recht</u>!

Sahlis 3.4.14.

<u>Börries, Freih. v. Münchhausen</u>



Vor- und Nachklänge

Zum „Liederbuch“ von 1892

I

Seid noch einmal hier gewunden,
Blüten meiner guten Stunden,
Wie ich schwärmend euch gefunden
Auf der Jugend frischem Pfad!
In dem Wandel rascher Tage
Jubellaut und keusche Klage,
Meiner Frühzeit zarte Sage,
Meiner Lyrik Maienmahd.

Was da locken mag und rühren,
Kundig schmeicheln, schön verführen,
Was mit weichem Druck die Türen
Eurer Herzen hold erschließt;
Was in marktentrückter Stille
Jener träumerische Wille
Sinnend wob, der ohne schrille
Sturmgewalt wie Wohllaut fließt . . .

Kaum der Kampf klingt durch die Saiten,
Und das Donnern dunkler Zeiten
Darf nur echofernher gleiten
Mild gedämpft in dieses Tal,
Wo die alten Quellen rauschen,
Wo die jungen Menschen lauschen
Und verträumte Blicke tauschen,
Überspielt vom Morgenstrahl.

2

Überspielt vom Morgenstrahle,
Schwebt die schaumkristallne Schale
In dem grünen Laubensaale,
Wo die Liedgirlanden blühn . . .
Bunte Reihen satter Farben
Schüttet sie zu schlanken Garben,
Kelche, die schon müde starben,
Brechen leuchtend auf und glühn.

Eine Jungfrau weißgekleidet
Mit dem Zauberspiegel scheidet
Irisschimmernd Licht und weidet
Still sich an dem farbigen Spiel . . .

Gaukelt einem schönen Knaben
Lächelnd hin die bunten Gaben:
Glanz und Fülle sollst du haben,
Holder Jüngling, sang und spiel!

Und er hascht die Lichtgestalten,
Die sich wunderreich entfalten;
Traumgebannt von Lustgewalten,
Schnellt er sie dem Springbrunn zu:
Mit den lautern Strahlen steigen
Sie im Tanz; verborgene Geigen
Spielen elfenzarte Reigen,
Süß lockt Paradiesesruh.

Die neue Kunst

Zur Einführung der Wochenschrift „Neue Welt“

1892

„Was bringst du, „Neue Welt“, sag an,
Daß ich dir froh vertrauen kann?
Wie willst du mir den Sinn beglücken,
Mein ödes Heim mit Blumen schmücken?
Eh du erscheinst, hast du bedacht,
Was dich zum Freund und Liebling macht?“

Dem Ruf der Sehnsucht horcht ich lang,
Ich kenne deiner Wünsche Drang.
Ich weiß dein innigstes Verlangen,
Der Hoffnung bin ich nachgegangen,
Die vor dir her eilt kühn und weit
Im sternumblitzten Hochzeitskleid.

Du bist der Kampf, ich bin die Kunst,
Ich bettle nicht um Gnad und Gunst.
Vom gleichen Schoß mit dir geboren,
Zum gleichen Los mit dir erkoren,
Als Schwester tret ich vor dich hin,
Gefährtin und Erlöserin.

Gib mir die Hand und hör mir zu:
Der Recke dieser Zeit bist du!
Mit des gestählten Armes Stärke
Wirkst du der Zukunft Wunderwerke;
Mit Hirn und Hand hältst du umspannt
Das quellenfrische Lebensland.

Ich aber bin von dem, was quillt,
Das geistverklärte Spiegelbild.
Mit zarten, zitternden Organen
Umkreis' ich deines Lebens Bahnen
Und locke deiner Taten Flut,
Bis sie im Zauberbecken ruht.

Wie eine Welt sich selbst begräbt,
Wie wachsam sich der Gruft enthebt
Der Menschheit jüngeres Gebilde,
Spähend durch dämmernde Gefilde,
Klaräugig, ausgereift in Qual,
Nach neuen Glückes Morgenstrahl . . .

Wie aus der Asche niedrer Not
Der Lebensfreiheit Flamme loht;
Wie zitternd von Millionen Zungen
Ein Lied sich löst, dort nie erklungen,
Das Lied der selbstbewußten Kraft,
Die schöpferkühn ihr Schicksal schafft . . .

Wie alles Schöne, was verwaist,
Nur wenige mit Lust gespeist,
Mit seinen Sonnen, seinen Funken
Auf einmal weithin wird getrunken
Und herzbeglückend überall
Mit Wonne füllt den Erdenball . . .

O Bruder, Hand in Hand mit dir
Heb ich das rauschende Panier!
Im Vorhof harren wir der Tage,
Wo Wirklichkeit, was vordem Sage.
Dein Eisenhammer pocht ans Tor,
Ich lausche dem Gigantenchor.

Gewaltig muß die Kunst gedeihn,
Wo solche Kräfte sich befrein.
In der Bewegung prächtige Wogen
Wird das Genie der Zeit gezogen,
Das in der Menschheit Hauptbuch schreibt
Großzügig, was die Woge treibt.

Mit stolzer Kraft, mit Lebensglut,
Mit Menschenkunst von Fleisch und Blut,
So wie wir sind und wie wir werden
Die Herrscher der Natur auf Erden,
Des Schmerzes und der Wonne kund,
Ergreife dich's aus Dichtermund! . . .

„So gib uns Wahrheitsdichtung, gib,
Was der Gedanke glühend schrieb!
In allen Tönen laß es leuchten,
Bis du den Starken und Gebeugten
Dich über Nacht, eh du's gedacht,
Zum Liebling und zum Freund gemacht!"

Sonnenblumen*

Mit dem Wind von Haus zu Haus,
Kleine Blätter, fliegt hinaus!
Wird ein Lied wo gern gelesen,
Flugs entfaltet euer Wesen,
Streut der Rhythmen Spiel und Sinn
Allen holden Seelen hin!

Echter Lyrik ganzes Lieben
Hat gesammelt, hat geschrieben,
Was aus alt und jungen Schätzen
Mag ergreifen, mag ergötzen,
Was da Geist nur und Gemüt
Warm erleuchtet, mild durchglüht.

Mannigfalt der Blätter Kranz,
Andre Sterne, andrer Glanz,
Andre Blätter, andre Seelen,
Andre Farben, andre Kehlen,
Keiner singt dem Zweiten gleich
In dem weiten Dichterreich.

* Zu der gleichnamigen, 1896—1899 in Zürich von mir herausgegebenen Sammlung lyrischer Flugblätter.

Mit dem Wind von Hand zu Hand
Flattert über Stadt und Land!
Flattert in die Boudoire,
In die Nester seliger Paare,
Garten, Werkstatt, Haus und Heim
Öffne sich für Bild und Reim!

Nicht zum Naschen — zum Genießen
Schlüssel seid ihr, zu erschließen
All die wunderbaren Türen,
Die zum Dom der Dichtung führen,
Wenn ihr nur die Sehnsucht nährt,
Habt ihr euren Wunsch bewährt.

Ach, daß tiefer zu Gesängen
Doch der Meisten Herzen drängen,
Daß für eignen Ton und Art
Sich Verständnis offenbart,
Und ein reifes Unterscheiden
Stümpern mag die Lust verleiden!

Weiter mit dem Winde fliegt,
Sonnenblätter, fliegt und siegt!
Viele Völker, viele Zeiten
Werden noch vorübergleiten,
Zeigen, wie sich unentstellt
Spiegelt im Gesang die Welt.

Im Dichtergarten*

In einem großen Garten
Find ich der Blumen viel
Von tausend Formen, Arten
Und mannigfaltigem Farbenspiel.

Ich geh im Morgentauen
Und um die Mitternacht,
Im schweren Nebelgrauen,
Und wenn die goldne Bläue lacht.

Der Blumen Bild und Wesen
Prägt sich mir innig ein,
Die grad mein Blick erlesen,
Laß ich mir angelegen sein.

Sie künden aus der Tiefe
Des Lebens mir ein Lied,
Sind tausend Liebesbriefe
An alles, was vorüberzieht.

* Zur „Sonnenblumen"-Sammlung

Der leise Hauch der Dinge
Durchzittert ihr Gefild,
Auf ihrer Blätter Schwinge
Fängt sich die Welt im Spiegelbild.

Das sind die feinsten Strahlen
Vom Stern der Ewigkeit,
Die sich darinnen malen,
Das ist Naturergriffenheit.

Die echten muß ich pflegen,
Die falschen jät ich aus,
In meiner Kunst Gehegen
Wind ich der Wahrheit einen Strauß.

Ich will die Finger hüten
Vor Flimmertrug und -Schein
Und nur den wahren Blüten
Ein kunstgerechter Gärtner sein.

Zum Eingang

der „Gedichte" von 1898

Nun liegt vor mir in diesem Band
Meine Jugend, wie ich sie empfand.
Ich blättre drin; von Mißvergnügen
Verschont, les ich in meinen Zügen
Und kann aus Liedesspuren sehn
Den Weg, der mir bestimmt zu gehn.

Das sind so rund die fünfzehn Jahre . . .
Meine Verse haben braune Haare,
Graue und weiße fehlen drin,
Weil ich noch nicht in dem Alter bin.
Da darf ich mir getrost erlauben,
An keine Unfehlbarkeit zu glauben,
In meinem „Ja" und meinem „Nein"
Kein starrer Petrefakt zu sein.
Auch nehm ich mir vor allen Leuten
Die Freiheit, meinen Stil zu häuten
Nach ganz persönlichem Geschmack —
Sich selbst nachäffen, Kunst fürs Pack!

Ja, alter Freund und Doppelgänger,
Liebes-, Natur- und Menschheitssänger,
Wohlausgedienter „reiner Tor",
Schau mich nur an — wie kommst du mir vor?
Im Hintergrunde meiner Lieder
Erkennst du deine Seele wieder?
Da schau! das muß ich nochmal lesen:
Bin ich denn solch ein — Narr gewesen,
Verzückter als in seinem Wahn
Der heilige Sankt Florian?
Und dieser Vers, der launelose,
Warst du es, oder war es Pose?
Warst du die Pose selbst? Und nahm
Das Pathos dir die stille Scham?
Und hier? Ist diese Strophe wahr?
Ward aus Natur sie offenbar?
Hast du dein Selbst hier nicht verbogen,
Dein Herz mit Flitter überzogen?
Ließest von tapfern Trompetenklängen
Dich dort nicht zum Bravourstück drängen?
Genug! Dem sei nun wie ihm sei:
Bin summa summarum schuldenfrei,
Und was ich beim Sprachschatz aufgenommen,
Hab ich doch nur gegen Blut bekommen.

So bleib, mein Buch, nun wie du bist!
Ich kenne deine Treu und List,
Kenn deine Güten, deine Schwächen
Und deine heimlichsten Verbrechen;
Mit deinem Zorn und deiner Zier
Bist du ja doch ein Stück von mir.
Zwar manchmal wollt ich mich erbosen,
All den Gefühlsschwang von mir stoßen,
Da sahst du mich merkwürdig an:
„So unduldsam als — reifer Mann?
Man muß für seine Musengaben
Des Überwinders Großmut haben."

* * *

Der Ballast fiel. Die Luft geht rein.
Nun frisch in Wind und Flut hinein!

Gemach, gemach!
Orkane sind im Schoß der Welten wach . . .

Ja, ich weiß, was auf mich niederzuckte,
Was vom Flug der Wolken mich entfernt,
Doch die Seele, die viel Staub verschluckte,
Hat das Ätheratmen nicht verlernt.
Schützt mich, meines Lebens Hieroglyphen,
Ich erfuhrs, was ich euch schuldig bin,
Wollet mich nicht wieder schrecklich prüfen,
Opfern mag ich nur noch eurem Sinn.

Zart und zitternd kenn ich eure Zeichen,
Treu behütet muß ihr Wesen sein,
Aus dem Kreis der stillen Kraft zu weichen,
Heißt, die Genien dem Tode weihn.
Meine Genien sind Lebensklänge
Innerlich ergriffener Natur,
Und sie rufen mich aus dem Gedränge
Flehend bang auf meiner Seele Spur . . .

Luzifer! Du spendest Höhn und Tiefen
Der verschwenderischen Liebe Licht,
Aber ach, in deinem Geiste schliefen
Schatten Gottes, die besiegst du nicht.
Mählich klimmen sie aus schmalen Spalten
Der zerklüfteten Natur empor,
Legen deine reine Stirn in Falten
Und umschleiern sie mit feinem Flor.
Auch von meiner Seele Firnen rannen
Bäche Lichts — und alles ward erhellt:
Bild des Lebens, lehrst du mich auch bannen
Blickdurchbohrend Schein und Wahn der Welt?

Geleit

zu dem Buch „Schwingungen"

1906

Neues Schiff, nun gleite du,
Fahre warmen Inseln zu,
Herzensinseln auf der Welt,
Wo ein Glanz die Ufer hellt!

Schimmern her aus weiter Flut,
Fahrt geht durch der Wogen Wut;
Hältst du wildem Anprall stand,
Grüßest du dein Heimatland.

Heimat, die dein Kompaß zeigt,
Wo die Liebe lauscht und schweigt,
Liebe, die nicht morgen stirbt,
Treu um deine Anker wirbt.

Die Wächterin

Ein Vorspruch *

Stumm harrt das Volk. Aus unerkannter Reih
Erscheint, die stets ein Traum der Besten war
Und Bild der Sehnsucht geistesedler Fraun.
Sie naht ursprünglich wie die Liebe, frei
In Haltung und Gebärde, wunderbar
Gelassen, ohne rechts und links zu schaun,
Der Bühne tief verhangenem Heiligtum
Und wendet sich und überblickt das Haus. —
Hoch in der Linken hebt mit starkem Arm
Den Spiegel sie, darin das Flammenherz
Der Menschheit unverschüttet widerscheint,
Und mit der Rechten deutend kündet sie:
„Dem Ort der Weihe bin ich Wächterin,
Den hinter mir des Vorhangs Hülle schließt.
Wenn er sich öffnet, öffnet sich die Welt,
In Ausdruck, Wort und Bild gebannt, dem Aug
Und Ohr. Gestalten wachsen wahr heraus,
Die euch mit ihrer Menschlichkeiten Macht
Und Ohnmacht mahnen an verwandtes Los
Und zeugen von dem bindenden Gesetz,
Das sternensicher Heil und Unheil fügt.

* Gesprochen am 27. September 1917 in der Festvorstellung des Großh. Hoftheaters, Mannheim.

Dem Ort der Weihe bin ich Wächterin,
Und Opferflammen will ich lodern sehn
Zur Abwehr falschen, wesensfremden Spiels,
Zum Hort der hohen, lebensläuternden Kraft.
In Kraft und Fülle soll ein Tatgebild
Vor euch sich traumhaft heben. Alle Not
Und Niedrigkeit und majestätischer Stolz
Der Menschheit, was sie schändet und erlöst,
Soll euch zur Seligkeit durch Feuer führen.
Kennt ihr die herzerobernd kühne Kunst,
Die gleich der weißen Lichtwalküre steigt
Durch Sturmgewölk zu lichter Götter Saal,
Indes im Sumpf sich die Gewohnheit krümmt
Der ewig ehrfurchtlosen Ehrbarkeiten?
Dem Ort der Weihe bin ich Wächterin,
Den Ort des Weltbilds weih ich unserm Volk,
Das Sehnsucht tief durchzittert, sich zu baden
Im Meer der ungeheuren Leidenschaft,
Im Quell der heiligen Aufrichtigkeiten.
So lauscht und feiert, sammelt euch zum Bild,
Das sinnentzückend, grausig, zart und wild,
Entfesselnd und beherrschend sich im wahren
Weltspiel des Dichters sehnt zu offenbaren!"

Fluch und Segen

Ein Vorgesang

1920

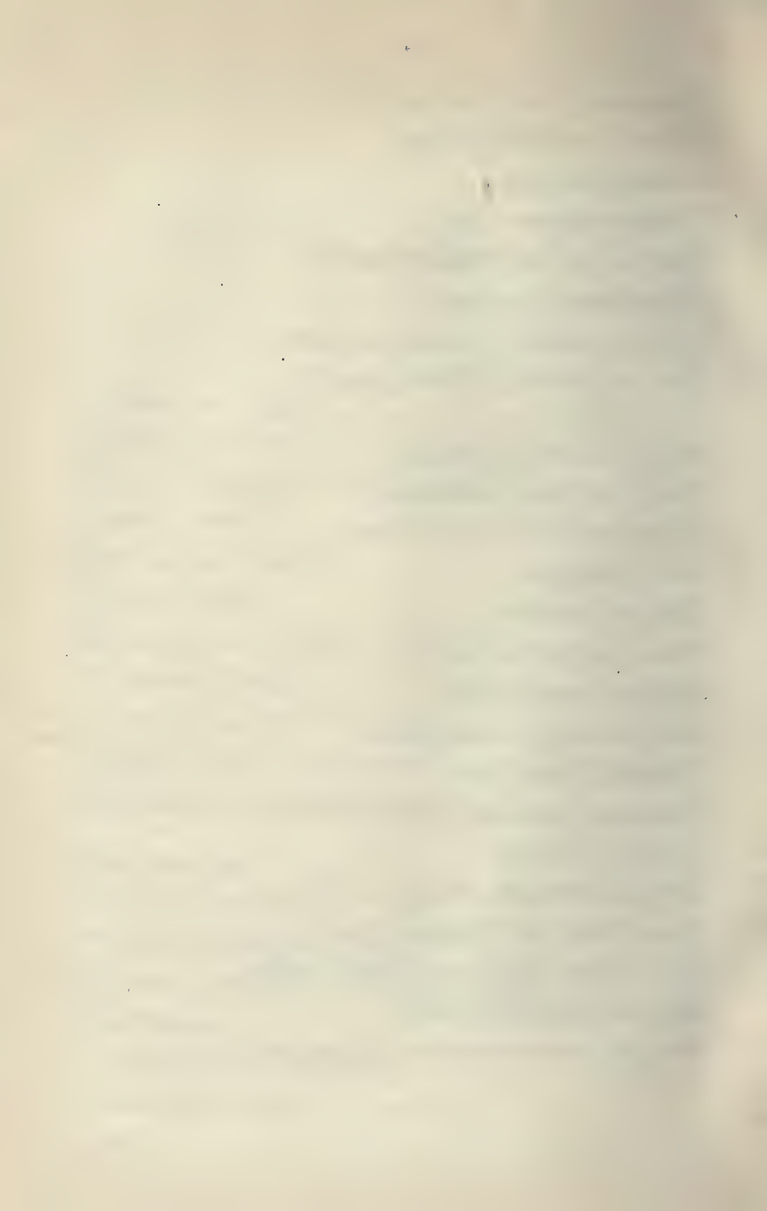
„Fluch dir, Erde!“
Schauerlich dröhnte
Armer, geschlagener Sterblicher Schrei:
„Ewig vorbei
Im wilden Gewühl
Roher Gewalt
Schwebte der lieblichen
Schönheit Gestalt,
Schwand das Gefühl
Für des Lebens mildversöhnte,
Heilig-hohe Muttergebärde.

Ewig verklang
Seliges Saitenspiel
In der Gemarterten Hölle;
Niederschmetterndes Schicksalsgerölle
Verschlang
Dumpf den Silbergesang
Musischer Quelle.“

Was ward dein Sinn und Ziel,
Dichter, im Wirbelgraus
Seelenverseuchter,
Wahnzerrütteter Zeit?
Bist du dem Untergange geweiht,
Schreckenverscheuchter?
Ist dein festlicher Tempel ein Haus,
Das verschüttet zu Staub zerfiel?

— — — — — — — — — —

Sei, o sei wie die Blume,
Sie wächst aus Trümmern,
Sieht das Licht durch Schutt
Und zerborstene
Säulen schimmern!
Sei, o sei wie die Lerche,
Sieghell durch Fluch
Und folterndes Wehegeschrei
Aufquillt ihres Liedes
Segnendes, morgensonniges Werde:
„Dank dir, Erde!“
Daß im wütenden Elend der Welt,
Vom Bann der Verzweiflung frei,
Dein Wort ein Sinnbild und Zeichen
Des unerschöpflich reichen,
Gewaltig wiedergeborenen Lebens sei!



Dem Genossen der schönsten Jahre dem edlen Dichter, dem freien Menschen

Karl Henckell

wünscht

alles Beste

herzlichst

Salzburg 29. 3. 14

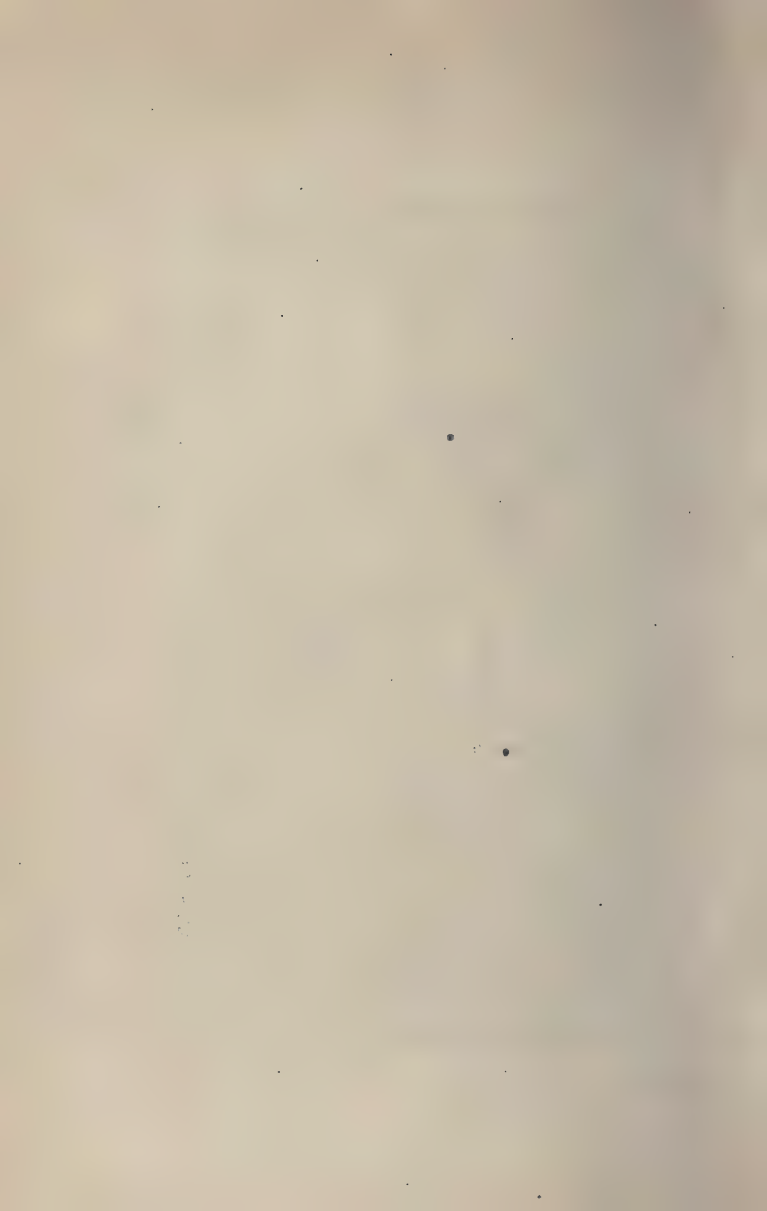
Hermann Bahr

*



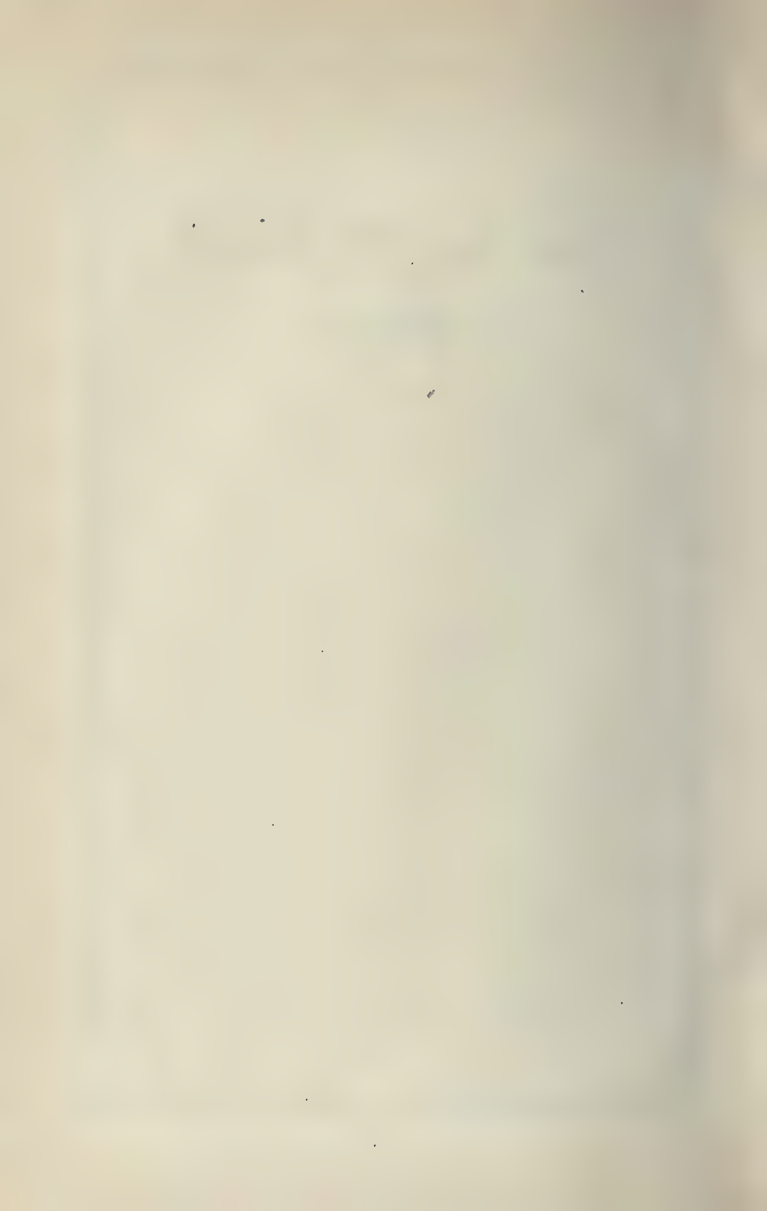
Der Gesamtheit der Sänger
starker und zarter deutscher Lieder,
sendet Dank und Glückwunsch

Thomas Mann.



Aus der Weltlyrik

Nachdichtungen



Der Bund

William Shakespeare

Laßt mich der wahren Liebe Herzensbund
Kein Hemmnis zugestehn! Lieb ist nicht Liebe,
Die mit Verändrung ändert ihren Grund,
Die mit dem Wankenden ins Weite triebe.

O nein! Sie kann, ein immerfestes Ziel,
Ganz unerschütterlich auf Stürme schauen,
Sie ist der Stern für jeder Barke Kiel
Und leuchtet fern, wir müssen ihr vertrauen.

Lieb ist kein flüchtig Narrenspiel der Zeit,
Ob Zeit auch Rosen bleicht auf Mund und Wangen;
Lieb ist nicht Stunden, Wochen kurz geweiht.

Sie währet selbst, bis Gottes Pforten sprangen.
Wenn dies als Irrtum sich an mir ergibt,
Schrieb ich es nie, und niemand hat geliebt.

Liebesgesicht

Dante Gabriel Rossetti

Wann, Tiefgeliebte, schau ich dich zumeist?
Ist's, wenn mein Seelenauge fromm im Licht
Vor dem Altare, deinem Angesicht,
Der Liebe Offenbarung seligpreist?

Ist's, wenn die Dämmerung uns allein umkreist,
Und aus dem Zwielicht heimlichzitternd dicht-
Geschmiegt dein Antlitz schweigend zu mir spricht,
Und deine Seele ganz die meine heißt?
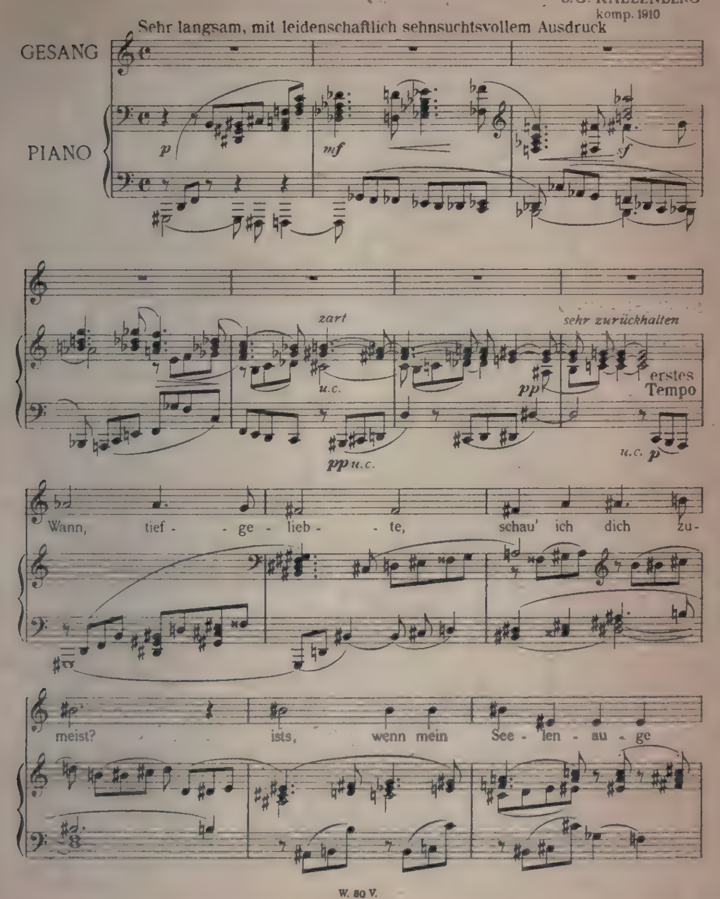
O Liebe, Liebste! Säh ich nun dich nimmer,
Nie auf der Erde deinen Schatten mehr
Und nie im Frühling deiner Augen Schimmer —

Wie brauste dunkel dann der Wirbel her
Zerschellter Abschiedshoffnung aus dem Grunde
Und Schwingenwehn vom ewigen Todesschlunde!

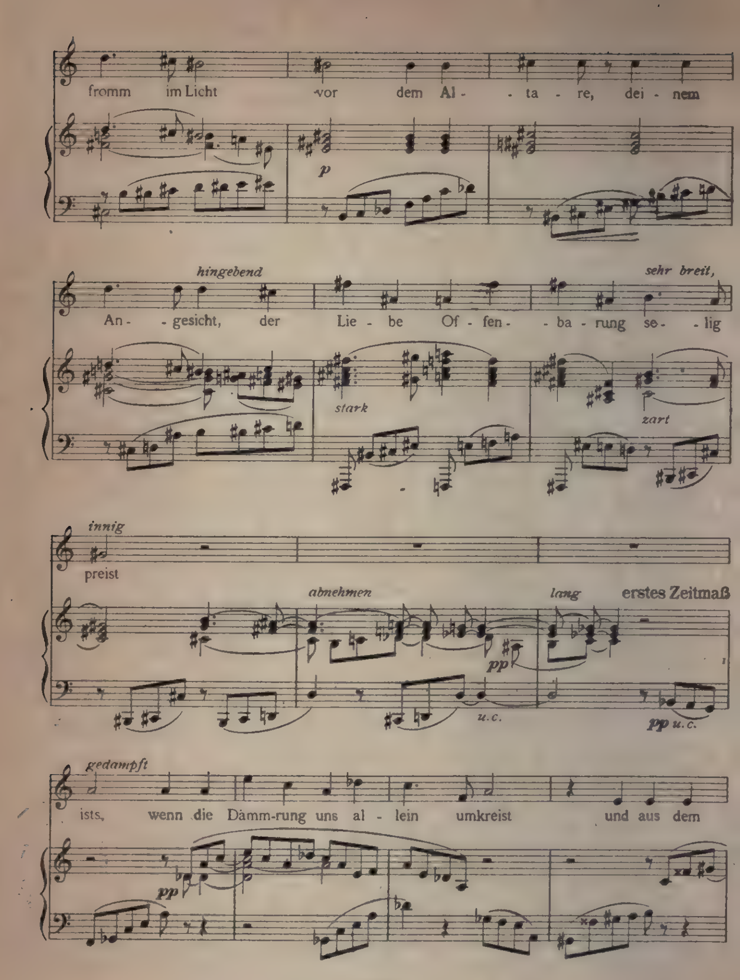
„LIEBESGESICHT"

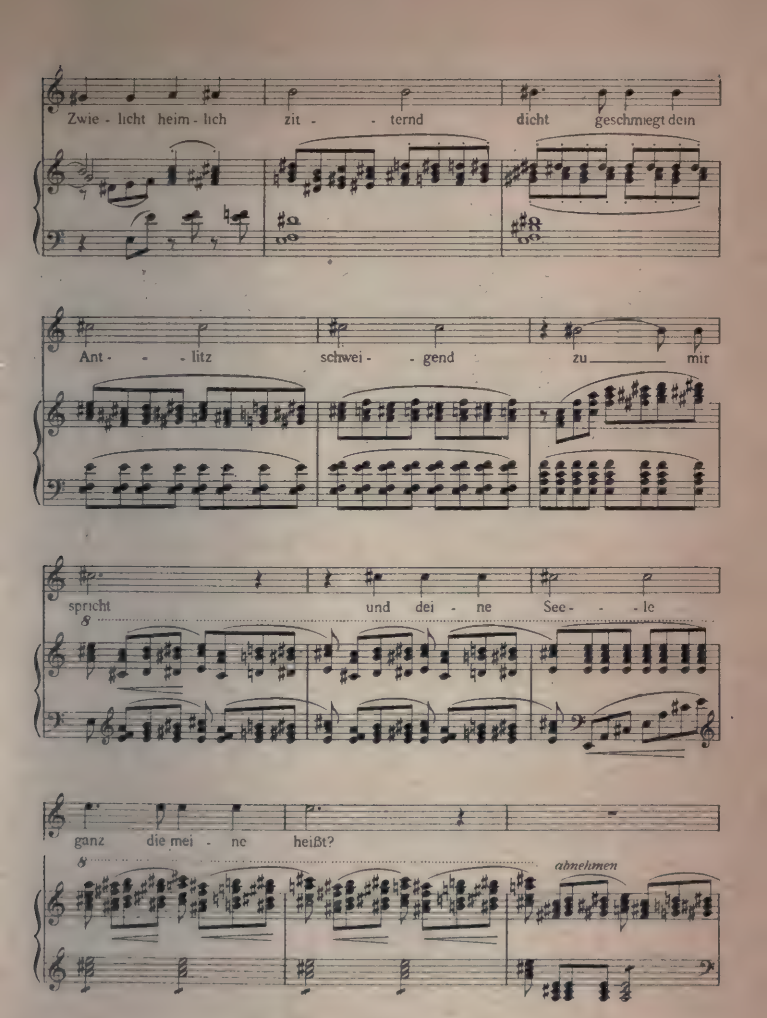
(Deutsch von Karl Henkell.)

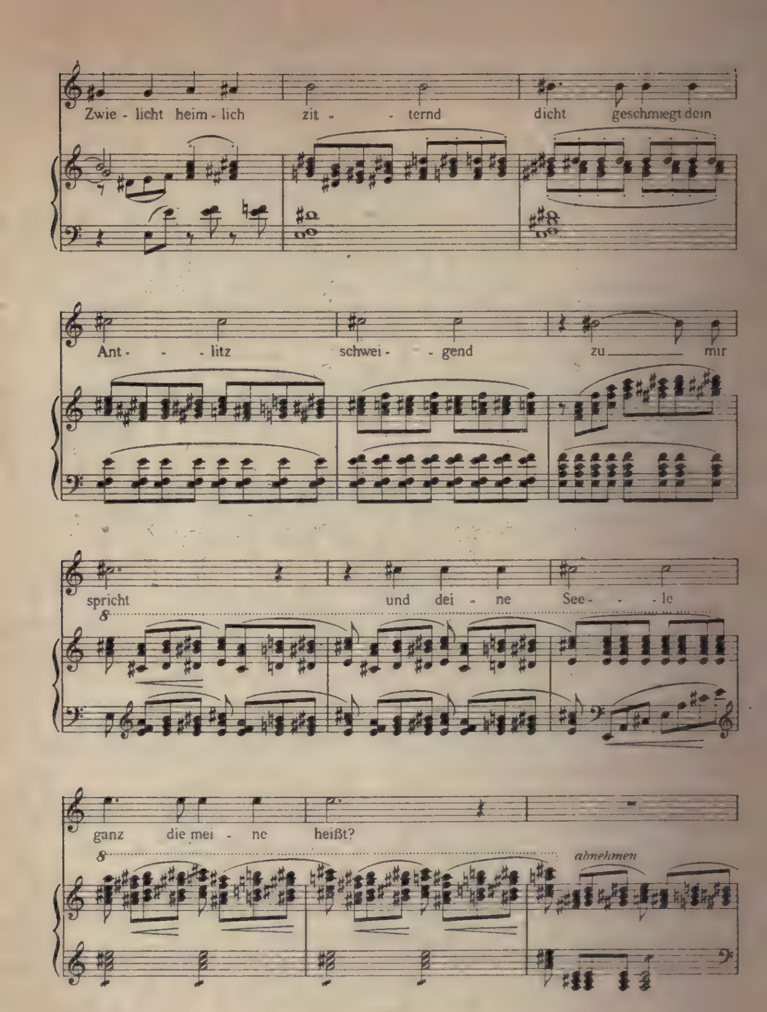
S.G. KALLENBERG
komp. 1910



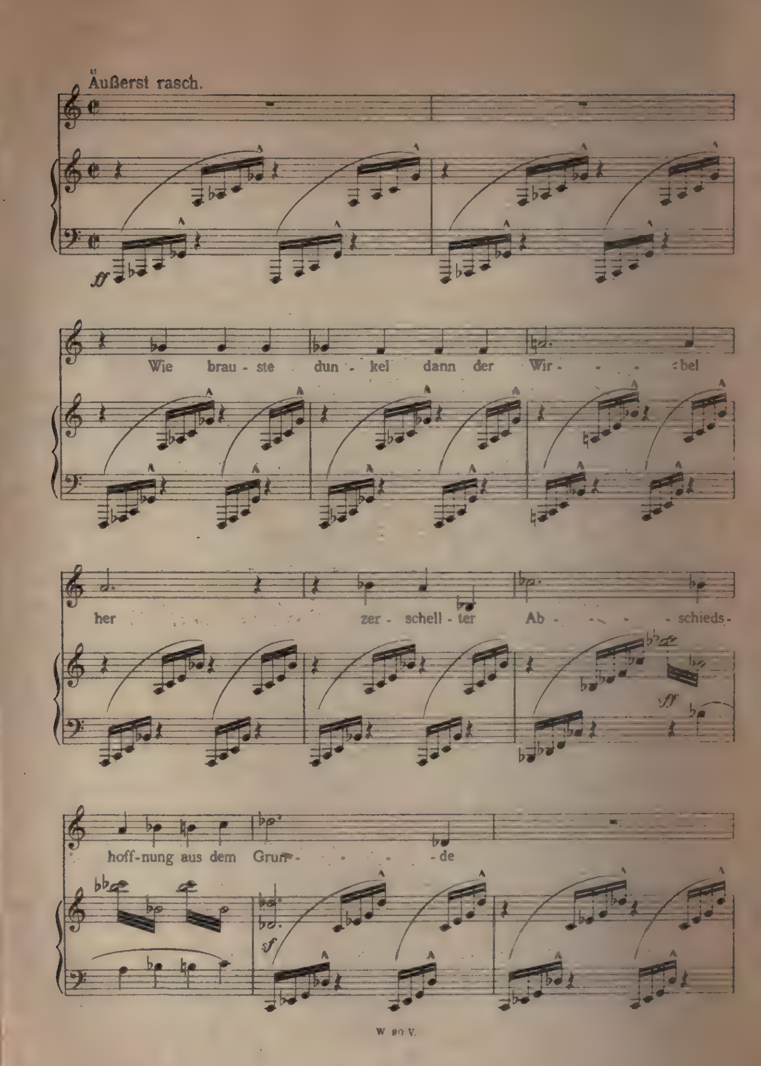
Mit Genehmigung des Wunderhorn-Verlags, München


fromm im Licht vor dem Al - - ta - re, dei - nem
p
hingebend
sehr breit,
An - - gesicht, der Lie - be Of - fen - - ba - rung se - - lig
stark
zart
innig
preist
abnehmen
lang
erstes Zeitmaß
pp
u.c.
pp u.c.
gedampft
ists, wenn die Dämm-rung uns al - lein umkreist und aus dem
pp

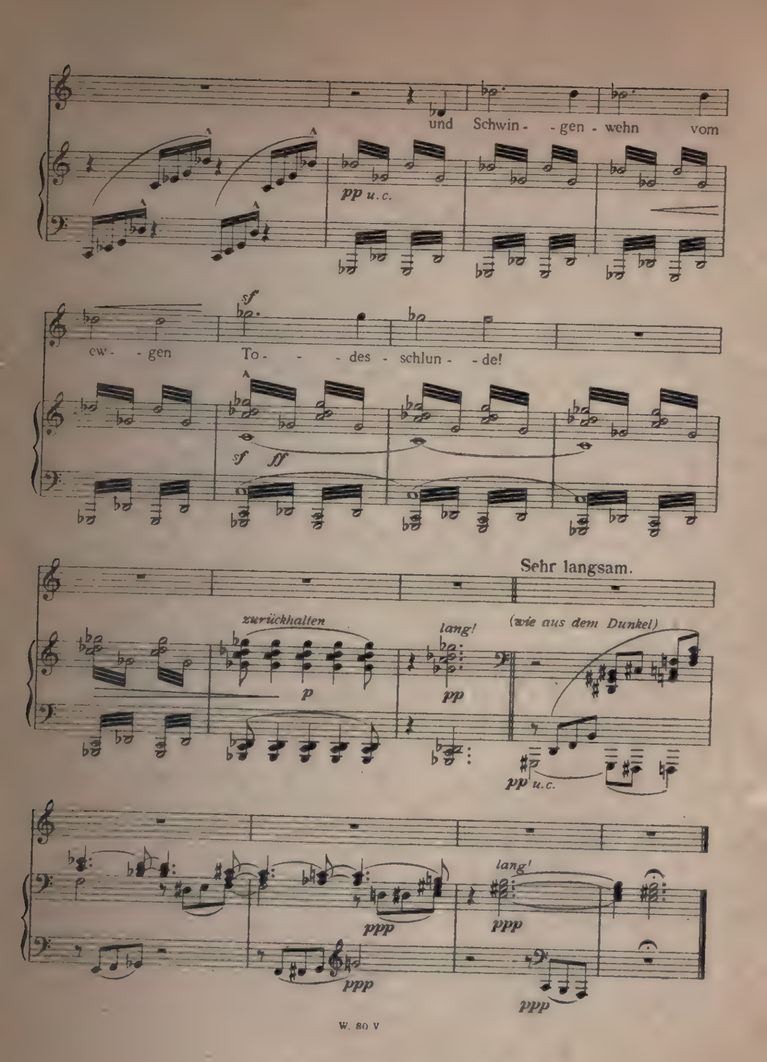

Zwie - licht heim - lich
zit - - ternd
dicht geschmiegt dein
Ant - - - litz
schwei - - gend
zu mir
spricht
und dei - ne
See - - - le
8
ganz die mei - ne
heißt?
8
abnehmen


Zwie - licht heim - lich
zit - - ternd
dicht geschmiegt dein
Ant - - - litz
schwei - - gend
zu mir
spricht
und dei - ne
See - - - le
ganz die mei - ne
heißt?
abnehmen





Äußerst rasch.
Wie brau - ste dun - kel dann der Wir - - - - bel
her zer - schell - ter Ab - - - - schieds -
hoff-nung aus dem Grun - - - - - de


und Schwin - gen - wehn vom
ew - gen To - des schlun - de!
pp u.c.
sf
sf ff
zurückhalten
p
lang!
pp
Sehr langsam.
(wie aus dem Dunkel)
pp u.c.
ppp
lang!
ppp
ppp
ppp



Eldorado

Edgar Allan Poe

Zog schmuck und froh
Ein Ritter wo
In Sonnenschein und Schatten,
Ein Lied er sang
Und suchte lang
Das Land von Eldorado.

Die Jahre fliehn —
Dem Ritter kühn
Sank auf sein Herz ein Schatten,
Als er kein Land
Auf Erden fand
Wie's Land von Eldorado.

Und als die Kraft
Zuletzt erschlafft,
Traf er den Pilger: Schatten —
„Schatten", er spricht,
„Wo winkt das Licht
Vom Lande Eldorado?"

— Hinter des Monds
Gebirgen wohnts,
Tief in dem Tale des Schattens,
Reite zu, reite zu,
Kühner Ritter du,
Da such das Land Eldorado!

Die Stadt in der See

Edgar Allan Poe

Weh! Tod hat sich den Thron gebaut
In einer Stadt, die fremd und seltsam schaut.
Sie liegt allein, drunten im dunkeln Westen,
Wo Ruhe fanden ewig, ohne Laut,
So Gut wie Bös, die Schlechtesten und Besten.

Wo Kirchen, Schlösser, Türme (zeitzerfressen,
Die doch nicht zittern) unsern nimmer gleich,
Und ringsumher, vom wühlenden Wind vergessen,
Bedeckt von Himmeln nebelbleich,
Still wie das Grab und weltverschwiegen,
Die melancholischen Wasser liegen.

Vom heiligen Himmel fällt kein Strahl
In die lange Nacht dieser Stadt so fahl.
Der dunkeln Wasser Licht allein
Wirft auf die Türme blassen Schein —
Schwimmt auf Zinnen hoch über allen,
Auf Domen, Kuppeln und Königshallen —
Auf Tempeln — babylonischen Mauern,
Auf Wölbungen, die von Schatten schauern,
Gemeißeltem Efeu, Blumen von Stein —
Auf manchem Opfertisch, Wunderschrein,
Auf Friesen mit seltsamen Kranzesreihn,
Gewunden aus Veilchen, Violen und Wein.

Still wie das Grab und weltverschwiegen
Die melancholischen Wasser liegen.
Und Schatten und Türme sich so vermischen:
Sie schweben in Lüften, die Grenzen verwischen.
Von stolzer Zinne hochoben droht
Gigantisch über der Stadt der Tod.

Da gähnen Tempel, gähnt Gruft an Gruft
In Wasserspiegel und schwerer Luft.
Doch nicht die schlummernde Menge von Schätzen
Und nicht die Demantaugen der Götzen
Und auch kein Toter juwelengeschmückt
Hat je den Wasserspiegel verrückt.

Denn, ach, kein Kräuseln rührt sich je
Entlang der öden, gläsernen See,
Kein Schwellen kündet von fernen Winden,
Die sich auf glücklichern Meeren finden,
Kein Seegang mahnt an eine Flut,
Die nicht so grausig windlos ruht.

Doch schau! Die Luft ein Stoß durchstrich!
Die Wellen — sie bewegen sich.
Als hätten die Türme, sacht sinkend von oben,
Die dunklen Fluten beiseite geschoben,
Als hätten die Spitzen leis und schwach
Einen Spalt gerissen im Nebeldach . . .
Die Wellen, sie haben röteren Schein,
Die Stunden verhauchen schwach und fein,
Und wenn jetzt mit wilden, unirdischen Klagen
Die Stadt sinkt hinunter, in Abgrund hinein,
Wird die Hölle von tausend Thronen aufragen
Und teuflisch ihr Hosianna schrein.

Liebe

Walt Whitman

Nun blase, Trompeter, die Weise der Weisen!
Die alles umschließt, die bindet und löst,
Die Liebe . . .
Den Pulsschlag der Welt, ihren Kelch und ihr
Brot,
Das liebende Herz des Manns und der Frau,
Allverschwendend-vermählende Liebe!

O wie mich Unsterblich-Geschautes umdrängt!
Ich sehe die Riesenretorte der Welt, die ewig
erwärmenden Flammen,
Das Glühn und Erröten, die pochenden Herzen,
Die einen so selig, die andern so still, in finsterer
Nähe des Todes;
Die Liebe, der Liebenden Himmel und Erde, — die
Sonne und Mond ist und Sterne,
Die purpurn und prächtig und krank von Duft
und Wohlgerüchen . . . Die Liebe,
Kein anderes Wort als liebendes Wort, kein
andrer Gedanke als Liebe.

Aus: „Der geheimnisvolle Trompeter".

Aus der: Ode an Rußland

Algernon Charles Swinburne

Gott oder Mensch, sei schnell — zu lang währts
unsern Qualen!
Triff ihn, laß heulend ihn dem Vater gleich vergehn!
Fall nieder, Himmelsfeuer, sei Höllenfeuer, vernichte
Die Hallen, drin der gekrönte Menschenpeiniger haust!
Die schreckhaft schaudern, tiefgebeugt, mit Macht
umgürte!

Sie, die da herrschen, zitternd keiner Stunde traun,
Allmächtige, die der Schrecken gleichwohl lähmt
und jagt,
Sie, deren Sein voll Furcht der Opfer Dasein
spiegelt,
Sie, deren Atem Gift strömt schlimmer wie die Pest,
Sie, deren Rede Mord, Herrschaft Ruin bedeutet,
Sie, deren Wille wandelt Tag in Nacht —
Sie sollte Menschenhand nicht treffen, zaudert Gott?

Aus Herzen, die vom Schrecken wie durch Glut
versengt,
Hebt sich der Laut so ungeheuren Wunsches,
Das Dunkel zu erhellen, zu leuchten ihrem Tod.
Der Mund, dem Todesurteil nur entströmt, soll
nicht mehr atmen!
Hinab, wo alle Zaren sind — umsonst das
Zaudern —
Der zweite Alexander soll dem Dritten leuchten!
Wie dürften wir — o Schmach! — sie schelten,
deren Väter,
Uns zu befrein, im Kampf für uns gestorben sind?

Wir wissen, — mag auch alle Welt ringsum sie
schmähn —
Wär ihr Kampf unser, gleiches täten wir wie sie,
Nicht duckten wir uns, küßten nicht die schlagende
Hand,
Nicht könnten wir in heller Tagschlacht kämpfen:
Furchtfinster, rot wie Haß bricht an der Morgen.
Das Leben siegt; es stirbt das Todgeweihte.

Lied

Alfred de Musset

Wenn man durch trauriges Begeben
Hoffnung verliert und Freud am Leben,
Nach seinem Mißgeschick
Ein neues Heil erblüht
Dem melancholischen Gemüt
Aus Schönheit und Musik.

Mehr als ein Mann in Wehr und Waffen
Ein schön Gesicht kann Taten schaffen,
Und Besseres nicht gibt,
Das durch die Seele zieht,
Als wie ein zartes, süßes Lied,
Das wir dereinst geliebt.

Nach einer Lektüre

Alfred de Musset

Was frommt der Ruhm der Welt und das Geschrei
der Masse?
Ist man, einbalsamiert, drum weniger morsch
Gebein?
Was ist ein Schulbub wert, der lernt in seiner
Klasse,
Wie man die Mütze zieht vor einem Tintenfasse
Und flüchtig grüßt ein Stück leblosen Marmor-
stein?
Bewundert sein ist nichts; nur wert geliebt zu sein.

Wer nicht, wenn gramerstickt mit langer, sanfter
Klage
Der Wind den Wald durchseufzt, einsam liebt
hinzuziehn
Und summt ein Lied für sich in seiner Liebesplage,
Toll wie Ophelia, bekränzt mit Rosmarin,
Und trunkner wie ein Page, in eine Fee verliebt,
Der auf zerdrücktem Hute das Tamburinspiel übt:

Wem nicht vorüberschwebt in goldnen Morgengluten
Mit offnen Armen ein vergöttert Schattenbild,
Wer nicht, wenn alles schläft, die Stirne fühlt
umfluten
Ein Etwas, das ihn liebt, so lind und sehnsuchtmild,
Und wer nicht murmeln hört im Quell und Freund
sich nennen
Trostloser Stimme Ton, drin heiße Tränen brennen;

Wer nicht auf immer kann im Herzen Liebe hegen,
Wem nicht sein ganzes Glück, wem nicht sein
einzig Gut,
Das träumerische Haupt zart an ein Haupt zu legen,
Das jugendfrisch umspielt der Locken duftige Flut,
Bis aus der holden Stirn, die nur an Liebe denkt,
Leben und Schönheit tief sich in die Seele senkt:

Wer nicht aufspringen muß in heißen Sommer-
nächten,
Darin vor Liebe selbst der Venusstern erbleicht,
Nicht barfuß geht und fleht zu allen Lebensmächten
Und Tränen weint, bis auch der starrste Schmerz
erweicht,
Vor der Unendlichkeit nicht zitternd kreuzt die Hände,
Das Herz voll Mitgefühl für Leiden ohne Ende:

Der mag nach Herzenslust durchstreichen, klexen,
schmieren
Aus Leibeskräften Reim auf Reim, soviel ihm paßt,
Mit Antithesenprunk die Stoppelei verzieren,
Bis so der Père-Lachaise ihn ruft zur letzten Rast
(Die Dummen dieser Welt noch trotten hinterdrein),
Ein großer Mann — vielleicht. Ein Dichter?
Nie und nein!

Die Wünsche

Théophile Gautier

Wenn eine junge Fee mit Flügeln von Saphir
An kühler, schattiger Arkade,
Weiß wie ein Widerschein der Perle von Ophir,
Aufstiege meinem Blick beim Hauche des Zephir
Leicht aus dem Schaume der Kaskade,

Und fragte: „Dein Begehr? Sind's Koffer goldesschwer,
Riesenpaläste, Edelsteine?
Sprich! meine Kunst ist groß: was wünschst du dir noch mehr?
Ich geb es dir sogleich, ich zaubre Schätze her
Aus schmutzigem Laub verdorrter Haine",

Dann sagt ich nur: Ich will den Himmel lächelnd rein
Im klaren See gespiegelt finden,
Ich will, von leuchtend schönem Sonnenschein
Soll das Azurblau stets durchflutet sein,
Draus Wolk und Nebel ewig schwinden;

Und springend unter mir will ich ein weißes Roß,
Deß Augen Funken sprühn, will schmiegen
Mich an die Mähne dicht Arabiens leichtem
Sproß,
In einer Stunde will ich wie der Pegasos
Von Norwegen bis Nubien fliegen;

Rot, mit Goldtürmchen will ich einen Kiosk
für mich
Mit feinen Alabastersäulchen,
Wänden aus Mosaik, Zierbögen wunderlich,
Mit bunten Scheiben, da hindurch der Himmel sich
Einschliche blau wie Frühlingsveilchen.

Und wird es warm, so will ich einen Wandelhain
Von Eichen und von Sykomoren,
Der überall mir folgt mit Lüften mild und rein,
Der wie ein großer Fächer die Blätter sammetfein
Mir weht und fächelt um die Ohren.

Ich will ein Segelschiff und auch Matrosen drauf,
Mit weißen Segeln, Rahen, Tauen,
Am Kupferpanzer bricht sich blauer Fluten Hauf,
An grünen Inseln hin schaukl' ich, dem lichten Lauf
Der sanften Sterne zuzuschauen.

Einschlummern will ich spät, erwachen will ich früh
Mit italienischen Gesängen
Und will den ganzen Tag der Klagemelodie
Fernleiser Quellen lauschen, der Zauberpoesie
Von süßäolischen Harfenklängen.

Will schaun mit nackter Brust der Bajadere Tanz,
Des Kopftuchschlagens Kokettieren
Um Haupt und Stirn, bestrahlt von der Rubinen Glanz,
Will Spahis, Harem wie ein reicher Sultan ganz
Von Bagdad oder von Palmyren.

Will einen Indierdolch, ein krummes Türkenschwert,
Daran Juwel blitzt an Juwele . . .
Doch über alles gern ein Herz, das mir gehört,
Mich liebt und mich versteht und einzig mich begehrt,
Ein Mädchen frisch an Leib und Seele.



Far Niente

Théophile Gautier

> Quant à son temps bien le sut disposer,
> Deux parts en fit dont il souloit passer;
> L'une à dormir et l'autre à ne rien faire.
> Jean de La Fontaine

Hab ich mal nichts zu tun und schwimmt im
Himmelblauen
Ein kleines Wölklein kaum, wie Flöckchen anzuschauen,
Dann lausch ich gern auf mich, froh, daß ich sorgenlos
Und fern vom Straßenstaub in Farn und grünem
Moos
An dichter Wälder Rand, abseits der Sonnenhitze,
Auf einem Teppich tief und weichanschwellend sitze.

Da schlag ich tot die Zeit ... Schau der Ameise zu,
Die an den Winter denkt und stibitzt ohne Ruh
Aus einer Garbe Korn für ihre Vorratsräume,
Der Blattlaus, die hinklettert über Halm und Keime;
Der Raupe, wie sie schleppt die Ringe sammetweich,
Der Schnecke schleimig-silberfurchigem Geschleich,
Den muntern Faltern, die von Kelch zu Kelche schweben
Und sich ein Stelldichein in freien Lüften geben.

Sodann betracht ich mir — ein Spiel ganz
amüsant —
Das Licht, wie es sich bricht an meiner Wimpern
Wand,
Die eine Schutzwehr sind für seine feinen Strahlen,
Des Prismas sieben Farben, die sich darinnen malen,
Den Flaum, der ätherfern hintreibt, bis er zerrann
Wie auf dem Meer ein Schiff, das ohne Steuer-
mann.

Wenn ich dann müde bin, schläfr' ich mich langsam ein
Mit sanftem Quellgeplätscher über Kiesgestein
Und höre neben mir der Grille leises Singen
Und droben im Azur der Lerche Lied verklingen.

In der Sierra

Théophile Gautier

Ich liebe wie ein Narr die stolzerhabenen Berge!
Die Pflanze wagt es nicht vor Frost zu wurzeln hier,
Auf Gipfeln, die der Schnee bedeckt wie Silbersärge,
Die Pflugschar würde stumpf an ihrer Ecken Zier.

Kein goldnes Weizenfeld, kein geiles Rebgeranke,
Nichts was an Arbeit mahnt, den Fluch der Menschenhand.
In freier, reiner Luft der Aar schwimmt ohne Schranke,
Den Pfiff des Räubers gibt zurück die Felsenwand.

Sie nützen nichts und sie verhelfen nicht zu Geldern,
Sie haben Schönheit nur, was, ach! sehr wenig traun,
Doch ich, ich zieh sie vor den fruchtbar fetten Feldern,
So fern dem Himmel, daß dort niemals Gott zu schaun.

Die Nachtschwärmer

Théophile Gautier

Vom Turm schallt dumpf die Mitternacht.
Wüstlinge, Eulen und Verbrecher,
Was scheu im Schatten rings erwacht,
Verlassen freudig ihre Löcher.

Die dunklen Ehrenmänner sieht
Man ziehn auf ihre Abenteuer.
Der brave Bürger horcht und zieht
Die Decke hoch: „Nicht ganz geheuer!"

Duelle bei Laternenlicht,
Geschrei von durchgewalkten „Damen",
Aus Kneipen, drin Geschirr zerbricht,
Lärm und Gesang in Sabbats Namen.

. . . Jetzt alles still! — Das Pflaster hallt
Von der Patrouille gleichem Schritte.
Der dunkle Schwarm zerstiebt alsbald . . .
Der Morgen grüßt die gute Sitte.

Erste Sonne

Théodore de Banville

Italien! Land des Lichts, wo sonst in allen Dingen
Die Sonne gärt, nur nicht im schlechten Wein, o weh!
Du Paradies, wo aus dem Lorbeer Rosen springen,
Land göttlicher Balletts und Sorbets „à la Schnee"!

Land, dessen Sprache süß und reich an Doppellauten!
Sofort denkt man an dich, denn wieder ward es Mai:
Der Glockenrock verschwand, den wir voll Ehrfurcht
schauten,
Drin eingerollt pikfein der Dandy stieg vorbei.

O Frühlingslächeln du, dir weih als Opfergaben
Ich Muffs und Almanachs und schweres Biberfell.
Hurra! Der Postillon! Man hört die Rosse traben,
Sie wirbeln Staub wie Gold, die Sonne funkelt hell. —

Adieu, Ballnächte ihr voll feuriger Ekstasen!
Adieu, Schottisch, Galopp, Fruchteis von Ananas!
Blüht nun auf Leinenstoffen und dünnen Seidengazen,
Auf Sonnenschirmen blüht, Blumen Fantasias!

Und ihr, für die jetzt naht die Zeit der Immergrüne,
Gebt diesen Lüftchen, die sanftkosend euch umwehn,
Im hellen Kleid euch hin — der Mai beherrscht die
Bühne!
Ein Monat — und ihr könnt mit bloßen Armen gehn.

Das ist die Zeit, man führt sein Schätzchen in die
Hecken,
Wo mit der kleinen Hand sie holde Veilchen pflückt . . .
Und außer Holzhändlern und ganz perversen Stecken
Ist jetzo männiglich berauscht und wie verrückt.

Die zerbrochene Vase

René Sully Prudhomme

Drin die Verbene welkt, die Vase
Von eines Fächers Schlag zersprang,
Der Schlag hat kaum geritzt am Glase,
Kein leisestes Geräusch erklang.

Doch war sie noch so fein gesprungen,
Es fraß sich weiter im Kristall,
Und ganz unmerklich ist gedrungen
Langsam der Riß nach überall.

Sie rinnt. Ihr Naß in Tropfen schwindet,
Die Blume dorrt schon allgemach,
Und ist noch niemand, der's empfindet:
O nicht dran rühren — sie zerbrach! . . .

Die Hand, die liebend man gehalten,
Ritzt oft ein leichtverletzlich Herz,
Dann muß das Herz tiefinnen spalten,
Die Liebe welkt darin mit Schmerz.

Die Welt sieht nicht die feine Wunde,
Indes das Herz sie wachsen spürt
Und leise weinen tief im Grunde:
Es brach — o nicht daran gerührt!

Der Balkon

Charles Baudelaire

Schoß der Erinnerung, Geliebteste der Schönen,
O du all meine Lust, o du all mein Gebot!
Gedenk der Zärtlichkeit und laß den Traum dir krönen,
Der Abende gedenk, von trautem Glück durchloht,
Schoß der Erinnerung, Geliebteste der Schönen!

Die Abende, bestrahlt von warmer Kohlenglut,
Und die auf dem Balkon in rosigen Nebelschleiern...
Wie war dein Schoß mir süß, wie war dein Herz
mir gut!
Wir liebten Ewigkeit in einem Wort zu feiern
An Abenden, bestrahlt von warmer Kohlenglut.

An warmen Abenden, wie schön sind diese Sonnen!
Wie tief der Himmel ist! Das Herz wie mächtig weit!
Tief über dich gebeugt, du Königin der Wonnen,
Sog deines Blutes Duft der Lippen Seligkeit.
An warmen Abenden, wie schön sind diese Sonnen!

Wie eine Wand so ward die Nacht da schwarz und dicht,
In meiner Bruderhand schmiegten sich deine Füße.
Im Dunkeln ahnt ich nur der Augen weißes Licht
Und trank den Atem dir, mein Lieb, o Gift, o Süße!
Wie eine Wand so ward die Nacht da schwarz und dicht.

Ich weiß die Kunst, des Glücks Minuten zu erneuern,
Und lebe doppelt sie, gebeugt auf deine Knie.
Ja, nur an deiner Brust, in deinem Leib, dem teuern,
Winkt mir der Schönheit süßsehnsüchtige Poesie.
Ich weiß die Kunst, des Glücks Minuten zu erneuern.

Die Schwüre, Düfte, ach, die Küsse grenzenlos,
Wird sie des Abgrunds Schlund uns wiederum gebären,
Wie nach dem großen Bad im tiefen Meeresschoß
Verjüngte Sonnen neu den Himmel uns verklären?
— O Schwüre, Düfte ihr, o Küsse grenzenlos!

Beichte

Charles Baudelaire

Ein Mal, ein einzig Mal, du Liebe, Süße,
Lehnt' sich dein weicher Arm an mich . . .
Auf meiner Seele finsterm Grund ich grüße
Erinnerung, die nicht verblich.

Spät wars; rund lag der Vollmond ausgebreitet
Gleich der Medaille neuem Guß.
Schon schlief Paris, indes darüber gleitet
Die Nacht mit feierlichem Fluß.

Entlang den Häusern, unter Herrschaftstoren
Verstohlen schlichen Katzen hin,
Bewachten unsern Weg mit Lauscherohren,
Wie Schatten mit vertrautem Sinn.

Auf einmal, mitten in das freie Neigen,
Das sich dem bleichen Glanz erschloß,
Floh dir, die stets wie Vollklang froher Geigen
Nur Strahlenheiterkeit umfloß,

Dir, stets so freudehell, wie die Fanfare
Im goldigen Morgenschein erschallt,
Entfloh's wie eine seltsam freudebare
Stimme mit kläglicher Gewalt:

Als käm's von elend schmachvoll schmutzigem Kinde,
Das die Familie vor der Welt
Im dunklen Keller, daß es niemand finde,
Schamrot bei sich verborgen hält.

„Du armer Engel" — aus der Stimme gellte —
„Auf nichts hienieden ist Verlaß,
Der Mensch verrät sich, wie er sich verstellte,
Als Egoist in Lieb und Haß.

Ein hartes Ding, die „schöne Frau" zu machen,
Geschäft so töricht und banal
Wie das der Tänzerin: mechanisch lachen
In Schwächetaumels eisiger Qual.

Einfältig ist es, dumm, auf Herzen bauen,
Und Liebe . . . Schönheit — alles kracht,
Bis die Vergessenheit sie wirft zum grauen
Gerümpelschutt der ewigen Nacht."

Oft hab ich diesen Zaubermond beschworen,
Des langen Schweigens bange Ruh,
Als zugeraunt des Herzens Beichtigerohren
Dies schaurige Bekenntnis du.

Abendstimmung

Charles Baudelaire

Die Stunde kommt, wo wie die Opferschale
Die Blume zitternd ihren Weihrauch streut;
In Duft und Tönen schwelgt die Abendzeit —
Sehnsüchtiger Rausch — schwermütiges Finale!

Die Blume zitternd ihren Weihrauch streut,
Die Geige schluchzt herzbrechend aus dem Saale.
Sehnsüchtiger Rausch — schwermütiges Finale!
Der Himmel ruht in schöner Traurigkeit.

Die Geige schluchzt herzbrechend aus dem Saale,
Ein zartes Herz, das aus dem Nichts aufschreit;
Der Himmel ruht in schöner Traurigkeit,
Die Sonne, sie ertrank im blutigen Strahle . . .

Ein zartes Herz, das aus dem Nichts aufschreit,
Sucht nach des Glücks zersprungenem Pokale,
Die Sonne, sie ertrank im blutigen Strahle,
Du leuchtest fern, zum Heiligtum geweiht.

Mondestrauer

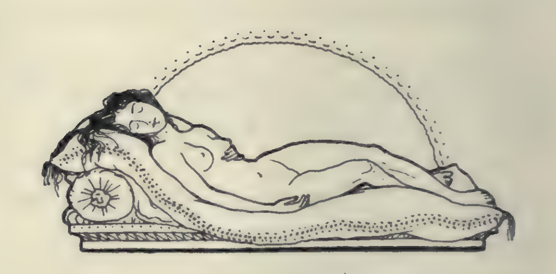
Charles Baudelaire

In trägerm Traum liegt heut die Mondfee hingegossen
Wie eine Schönheit, die mit lässig leichter Hand,
Eh sie in Schlummer sinkt, von Kissen tief umflossen,
Mit müder Zärtlichkeit liebkost der Brüste Rand.

Auf seidenglattem Pfühl weichschwellender Lawinen
Hinsterbend gibt sie sich den langen Schauern hin
Und läßt die Augen gehn, wo Sterne weiß erschienen
Und in das Himmelsblau wie helle Blüten ziehn.

Wenn jetzt auf diesen Ball in sehnsuchtmattem Sinnen
Sie heimlich dann und wann läßt eine Träne rinnen,
Nimmt, feind dem Schlafe, sie ein frommer Dichter gern

In seine hohle Hand, die Träne bleich und schimmernd,
Schön wie ein Stück Opal in Irisfarben flimmernd,
Und legt sie an sein Herz, dem Aug der Sonne fern.



„Pech"

Charles Baudelaire

Um solche schwere Last zu heben,
O Sisyphus, brauchts deinen Mut!
Wenn man sein Werk auch herzhaft tut,
Die Kunst ist lang, kurz ist das Leben.

Fern den berühmten Sarkophagen
Zu dem verlaßnen Friedhof will
Mit Trommelschlag gedämpft und still
Mein Herz den Trauermarsch sich schlagen.

— So manches Kleinod liegt begraben
In finsterer Vergessenheit,
Von Karst und Schaufel weit, o weit!

So manche Blume, wert zu laben,
Verschüttet ihren süßen Duft
Einsam in tiefe, tiefe Gruft.

Aufschwung

Charles Baudelaire

Über die Täler, über die Teiche,
Wald und Gebirge, Wolken und Meer,
Über Sonnenhöhen und Himmel daher,
Jenseits der Grenzen der Sternenreiche,

Wie bewegst du dich leicht, mein entfesselter Sinn,
Und furchst wie ein Schwimmer, schwelgend im Gleiten,
Froh durch die tiefen Unendlichkeiten
Mit unsäglicher, männlicher Wollust dahin!

Fliege weit, fliege weit aus den Dünsten der Kranken,
In höheren Lüften da bade dich rein
Und trinke wie klaren und göttlichen Wein
Das lautere Feuer der lichten Gedanken!

Schwermut im Rücken und maßlosen Gram,
Die bleiern zu nebliger Niederung zwingen:
Glücklich der Mann, der mit kräftigen Schwingen
Aufschwung zu himmlischer Heiterkeit nahm!

Lerchen im Blauen sind seine Gefühle,
Fliegen frühmorgens zum Himmel empor —
Sprache der Blumen belauscht sein Ohr,
Über dem Leben hin schwebt er im Spiele.

Die wilden Gänse

Guy de Maupassant

Kein Vogelruf erschallt. Wie tot liegt die Natur.
Schwergrauer Himmel deckt die düstre, weiße Flur.
Nur schwarze Raben gehn auf Fraß aus scharenweis,
Zerhacken rings den Schnee und schmutzen an sein Weiß.

Plötzlich am Horizont erhebt sich ein Geschrei.
Der Schwarm der Wildgänse kommt, gewaltig rauscht er herbei.
Mit vorgerecktem Hals, wie ein geschleuderter Pfeil,
Bestürzten Fluges suchen sie schnell und schneller ihr Heil
Und peitschen mit pfeifendem Flügel den Wind — ein Geschwader und Keil.

Der Führer, der den Pilgern der Lüfte weist ihre Bahn
Fort über Wälder und Wüsten, über den Ozean,
Stößt aus von Moment zu Moment durchdringend und wild einen Schrei,
Wie wenn ihr beschleunigter Flug ihm noch zu langsam sei.

Wie ein doppeltes Band in den Lüften jetzt wiegt sich die Karawane —
Seltsames Geräusch! — und das riesig geflügelte Dreieck breitet
Sich weiter noch aus vor dem Himmel und folgt seinem wandernden Wahne. — —

Doch der gefangnen Brüder Schar schwerfällig drunten schreitet,
Vor Kälte starr, dem Weiler nah, wo nachts ihr Stall bereitet.
Ein Bub in Lumpen pfeifend führt die zahme Gänseherde,
Wie plumpe Schiffe schwanken sie, mit täppischer Gebärde.

Sie hören fern den Schrei der reisigen Scharen,
Sie recken hoch die Hälse, sehn dort fliehn
Die freien Wanderer, die einst Brüder waren,
Und heben jäh sich auf, um mitzuziehn.

Ohnmächtig und umsonst ihr Flügelschlagen!
Auf beiden Füßen haftend, spüren sie
Bei diesem Wanderruf, der mahnend schrie,
Verworren sich wie groß davongetragen.
Die alte Freiheit regt sich dumpf im Grunde
Des Herzens, wo sie schlummernd ruht,
Der Ferne Sehnsucht brennt wie Fieberwunde,
Von warmen Küsten träumt ihr Blut.
Sie rennen auf den weißen Schneegefilden
Verstört umher und schreien verzweiflungsvoll
Gen Himmel Antwort ihrem wilden
Brudergeschrei, das lange schon verscholl . . .

Ein Sonnenstich

Guy de Maupassant

Im Monat Juni wars. Die Welt ein glücklich Schwärmen!
Die Menge schlenderte geräuschvoll, sorgenlos.
Ich weiß nicht, wie es kam, auch meine Lust war groß,
Mein Kopf war wie verwirrt, trunken von Licht und Lärmen.
Die Sonne fachte stark die Lebensgeister an,
Drang mir bis auf den Grund, erfüllte Leib und Seele,
Ich spürte, daß ein Rausch mich kochend so durchrann
Wie Adam, als im Lenz er fühlte, wo's ihm fehle...

Da ging ein Weib vorbei und sah mich an. Ich weiß
Nicht, welch ein Blitz mich traf. Mir wurde siedendheiß.
Von wilder Leidenschaft ward ich gepackt im Nu,
Wie tolle Raserei schnürts mir die Kehle zu...
„Stürz dich auf sie!" so schreit wahnsinnig mein Verlangen,
„Umarme glühend sie, küß sie auf Hals und Mund!"
Rot hat's vor meinem Blick wie Blutgewölk gehangen,
Zu drücken wähnt ich sie, zu küssen weh und wund.

Ich preßte, bog und warf zu Boden sie,
Dann mit gewaltiger Kraft aufhob ich sie,
Stieß von der Erde ... wie ich hoch mich schwang,
Trug ich sie fort in sonnentriefende Sphären,
Wir flogen durch die Himmel Wang an Wang
Und Leib an Leib, wie wenn wir eines wären.

Ich aber stieg und stieg zum brennenden Gestirne
Und preßte sie so stark ans Herz in Krampf und Not,
Daß ich — die Sonne stach mir grausig im Gehirne —
Auf einmal sah: Sie lag an meinem Herzen — tot ...

Sehnsucht

Paul Verlaine

Das Heim, den schmalen Schein des Lampenlichtes drinnen,
Den Finger an der Schläfe zu träumerischem Sinnen,
In den geliebten Blick die Augen ganz versenkt,
Die Bücher zu, den Tee heißdampfend eingeschenkt;
Das köstliche Gefühl: der Abend geht zur Rüste;
Die selige Müdigkeit, das göttliche Gelüste
Auf bräutlich Dunkel, ach, und auf die süße Nacht,
All das verfolgt mein Traum mit rührend steter Macht
Durch öde Wartefrist, rastlos, ununterbrochen,
Monde der Ungeduld und wuterfüllte Wochen.

Nicht wahr?

Paul Verlaine

Nicht wahr? Zum Trotz den Dummen und Gemeinen,
Die nur beneiden werden unsre Lust,
Soll stets uns Milde, manchmal Stolz vereinen.

Nicht wahr? Mit unbekümmert froher Brust
Laß hoffnungslächelnd stillen Pfad uns wallen,
Ob man uns sieht, ob nicht, ach, kaum bewußt!

Abseits in waldesdunklen Liebeshallen
Wird Herz zu Herz die süße Zärtlichkeit
Verhauchen wie zwei selige Nachtigallen.

Die Welt — sie halte Zorn und Lob bereit,
Was sind uns ihre Mienen? Mag sie hecheln
Mit Spott uns, mag sie streicheln uns zu zweit.

Das stärkste, liebste Band läßt uns nicht schwächeln,
Ein Panzer schützt uns hart wie Diamant,
Und furchtlos werden wir zu allem lächeln.

Mit unsrer Schicksalsfügung unbekannt,
Im gleichen Schritte wollen wir marschieren
Wie Kinder, die sich lieben, Hand in Hand

Und ungetrübt, nicht wahr, das Glück probieren?

Im Waggon

Paul Verlaine

Wie rasend saust vorbei die Landschaft an den
Säumen
Des Vorhangs. Ebenen mit Wasser, Feldern,
Bäumen
Und Himmelsfetzen drehn im grausen Wirbel sich,
Darin die Drähte gehn wie krauser Schnörkelstrich
Und wirr im Auf und Ab der Sphären sich ver=
fangen
Mit diesem tollen Tanz der Telegraphenstangen.

Nach Ruß und Kohle riechts und qualmt von
Wasserdampf,
Es ist ein Räderlärm und wüstes Bremsgestampf,
Als ob an tausend Ketten gepeitschte Riesen heulen —
Und plötzlich langes Schrein von Uhus oder Eulen.

— Was tut mir alles das! Vor meinen Augen lacht
Das lieblichste Gesicht, das mich so fröhlich macht.
Die sanfte Stimme tönt mir noch in meinen Ohren,
Und, ach, ihr Name lieb, holdselig, auserkoren
Mischt sich als Ruhepunkt in all der Raserei
Zum rohen Wagenlärm wie zarte Melodei.

Herbststimmung bei Brüssel

Paul Verlaine

Halb grün, halb rosa winken
Noch wellige Fernen herüber,
Im Lampenzwielicht trüber
Wird alles bald ertrinken.

An tiefen Himmelszonen
Ganz sacht der Goldsaum sich rötet . . .
Kleine Bäume ohne Kronen,
Drauf müd ein Vögelein flötet.

Herbstabend dämmermüde
Verschwimmt in den bleicheren Räumen —
All meine Sehnsüchte träumen,
Gewiegt von dem sterbenden Liede.

Im Gefängnis

Paul Verlaine

Der Himmel ist über dem Dach
So blau, so stille.
Ein Baum wiegt über dem Dach
Seines Wipfels Fülle.

Die Glocke im Himmelsraum,
Sie läutet leise.
Ein Vöglein singt auf dem Baum
Seine traurige Weise.

Mein Gott, welche Ruhe hat
Hier das schlichte Leben!
Friedlich dringt aus der Stadt
Ein raunend Weben.

Sage, was hast denn du,
Weinend in Bann und Acht,
Mit deiner Jugend du,
Ärmster, gemacht?

Charleroi

Paul Verlaine

Im schwarzen Gras
Kobolde gehn.
Im Windeswehn
Schwer wimmert was

Sag, was man spürt!
Der Hafer saust.
Den Wandrer graust,
Vom Strauch berührt.

Löcher der Not,
Nicht Häuser mehr.
Weit, weit umher
Lohn Essen rot.

Was spürt man da?
Dumpf donnert an
Die Eisenbahn:
Ist's Charleroi?

Widriger Duft!
Was ist das nur?
Wie Rasseln fuhr
Was durch die Luft

Roh überall!
O! Atem heiß,
Menschlicher Schweiß,
Schrei von Metall!

Im schwarzen Gras
Kobolde gehn,
Im Windeswehn
Schwer wimmert was.

Grotesken

Paul Verlaine

Für jeden Fund den Blick voll Feuer
Und über jeden Fetzen froh,
Ziehn sie den Weg der Abenteuer,
Bedeckt mit Lumpen, wild und roh.

Der Weise bläht empört die Lungen,
Der Dummkopf weint der Narren gar,
Die Buben strecken ihre Zungen,
Und Rübchen schabt die Mädchenschar.

Nur, weil vom bösen Geist durchdrungen,
Den Menschen lächerlich, verhaßt,
Die Bande taucht aus Dämmerungen,
Wie wenn ein böser Traum uns faßt.

Nur, weil um ihre Quiekgitarren
Gekrampft die lästerliche Hand,
Sie näseln ihre wildbizarren
Revoltelieder weltverbannt.

Und weil im Blick, dem qualdurchlohten,
Die Sehnsucht, die gestorben scheint,
Nach alten Göttern, ewig toten,
Verrückt und trostlos lacht und weint . . .

— So zieht, unstete Vagabunden,
So irrt unselig und verflucht
Durch Sand und Öde dorngeschunden,
Indes ihr Paradiese sucht!

Natur hat Menschen sich verbunden,
Zu züchtigen, wie sich's gebührt,
Euch stolz-wehmütige Vagabunden,
Die ihr mit kecker Stirn marschiert.

Und rächend eures Hohnes Flüche,
Dies tolle Sehnen wild und groß,
Zerbeult sie euch die lästerliche
Stirn mit der Wetter rohem Stoß.

In Glut vergehn, in Frost erstarren
Läßt sie das Fleisch euch bis aufs Bein,
Das Fieber packt für euren Sparren
Euch jäh — das Schilfrohr schneidet ein.

An jedem Fleck, bis er verendet,
Geknufft, gequält, wird euch im Tod
Der magre Leichnam noch geschändet,
Der Wölfe Fraß, der Geier Kot.

Karussell

Paul Verlaine

Par Saint — Gille,
Vien nous — en,
Mon agile
Alezan. (V. Hugo)

Dreht, dreht euch, hölzerne Rösselein,
Dreht euch hundertmal, dreht euch tausendmal,
Dreht euch oft, dreht euch immerzu ohne Zahl,
Dreht, dreht euch zum Ton der Hoboen fein!

Strammer Bursch und die dickste der Küchenfeen
Sitzen auf und tun ganz so, wie wenn sie zu Haus,
Denn heute sind sämtliche Herrschaften aus,
Im städtischen Lustwald spazieren zu gehn.

Dreht, dreht euch, ihr Herzensrößlein, herum,
Was kümmert denn euch der durchtriebne Filou?
Ihr dreht euch, der Gauner guckt listig euch zu —
Dreht, dreht euch — es siegen Trompeten und Trumm.

Entzückend, das macht ja betrunken beinah,
In so einer Reitbahn zu reiten, hurrjeh!
Im Leibe so wohl und im Schädel so weh,
Und so massenhaft: „oh!“ und so massenhaft: „ah!“

Dreht, dreht euch, ihr habt ja nicht nötig, mein Treu,
Die Sporen zu brauchen beim runden Galopp,
Kommandos zu geben bei Hupp und bei Hopp,
Dreht, dreht euch, es geht ohne Häcksel und Heu.

Nun eilt euch, ihr Rößlein der Lust, mit Tamtam,
Schon senkt sich die Nacht, und ein Ende muß sein,
Der Täuber will weg mit dem Täubchen allein,
Vom Jahrmarkte fern und fern von Madame.

Dreht, dreht euch! Mit goldenen Sternen besetzt
Der Himmel allmählich sein samtenes Kleid.
Der Schatz und die Schätzin verschwinden beiseit...
Dreht, dreht euch — die Pauke dröhnt toll bis zuletzt.

Siesta

José Maria de Hérédia

Kein Laut von schwärmenden Insekten oder Bienen,
Es schläft der hohe Wald, bedrückt von Sonnenlast.
Des dichten Blätterwerks smaragdener Palast
Wird von gedämpftem Licht so weich wie Samt
durchschienen.

Den dunklen Dom beschleicht mit scheu-verstohlnen
Mienen
Der goldne Mittag, spannt sein Netz von Purpurglast
Ob müden Wimpern, die der Schlaf geschlossen fast,
Und zieht es durch den Hain, den warmen, schatten-
grünen.

Nun zu des funkelnden Gespinstes lichtem Flor
Schwebt prächtiger Falter leichtbeschwingter Flug
empor,
Vom Licht berauscht, berauscht vom Ruch der
saftigen Bäume.

Zitternd greift meine Hand nach feinsten Fäden dann,
Und in das goldige Netz von Sonnenfiligran
Fang ich ein zartes Wild, der Jäger meiner Träume.

Marozie

A. Ferdinand Herold

Auf schattiger Terrasse, von Rebenlaub umquollen
Und Traubengold, wo schwelgt ihr wonneheißer
Sinn,
Streckt zwischen Kardinälen und Fürstenvettern hin
Halbnackt sich Marozie und lacht, lacht aus dem
Vollen.

Vor ihrem Throne tanzt den Sklaventanz, den
tollen,
Die Weiberschar der Sarazenenkönigin,
Poeten streichen ihr mit Versen um das Kinn,
Die ihre Phantasie zum Rausch entzücken sollen.

Kein Unglücksvogel streift mit schwarzem Flügel-
schlag
Ihr rauh die junge Stirn, hell wie ein Sommertag,
Und keines Liebenden Verachtung kann sie stören.

Der Papst leert seinen Schatz zu ihrer Huld Gebot,
Klerus und Kaiser gehn lobsingend in den Tod,
Den Herrgott selbst muß ihr goldfunkelnder Blick
betören.

Lied

Maurice Maeterlinck

„Und wenn er wiederkommt,
Was soll ich ihm dann sagen?“
— Sag ihm, man harrte sein
Wohl bis zu Sterbenstagen . . .

„Und wenn er weiterfragt
Und mich zu kennen meidet?“
— Sprich schwesterlich zu ihm,
Vielleicht, daß er doch leidet.

„Und fragt er, wo du bist,
Was soll ich ihm erwidern?“
— Gib ihm den goldnen Ring,
Du sollst ihm nichts erwidern.

„Und forscht er, wie der Saal
So leer, daß er's erführe?“
— Zeig ihm die Lampe, die
Erlosch . . . die offne Türe . . .

„Und wenn er dann noch fragt
Nach deiner letzten Stunde?“
— Sag: Lächeln tat ich, daß
Ich nicht sein Herz verwunde.

Süßigkeit des Abends

Georges Rodenbach

O süßer Abend du! Süß ohne Lampenschimmer!
Die Dämmerung ist süß wie sanftverhauchend Sein.
Allmählich stiehlt und schleicht das Dunkel sich ins
Zimmer,
Rollt am Plafond entlang. Und alles schlummert ein.

Ja, wie ein süßer Tod lächelt die Dämmerstunde;
Im matten Spiegel wähnst mit letztem Gruß der
Hand
Du dich zurückzuziehn zum stillen Hintergrunde
Mit bleicherem Gesicht, dem blassen Tod verwandt.

Auf Ölgemälde scheint, Traumbilder alter Zeiten,
Erinnerung, die schon wie schattenhaft verblich,
Landschaften an der Wand, Landschaften innerlich,
Scheint leise mit der Nacht ein schwarzer Flaum
zu gleiten.

O süßer Abend du! Weich läßt man sich gewöhnen
Ganz sacht und heimlich an gedämpften Cellos Ton;
Der Liebende hört fast der Liebsten Träume tönen,
Und auf dem Teppich ruhn vermählt die Blicke
schon.

Und matthinschwindend muß die Helle nun
verhauchen;
O süß! Kein Unterschied! und nur noch eins zu sein.
Still! Zwei in einem Hauch beim letzten Dämmer-
schein
Dasselbe fühlen und sich nicht zu sagen brauchen.

Aus: Das Reich des Schweigens

Bahnhof bei Nacht

Albert Giraud

Der Bahnhof macht mich krank vor Heimweh.
Die Laternen
Und Schilder leuchten schön und farbig durch die
Nacht.
Wie feste Augen spähn sie aus und halten Wacht
Aufs finstere Profil der Züge . . . Dunkle Fernen!

Mit dem banalen Schwarm seh ich auch Seelen
eilen,
Die mir, so kommt mir vor, einst brüderlich
verwandt.
Der schwarze Vorhang fällt. Gesicht und Stimme
schwand
Im ewigen Schatten jäh. Kein Finden, kein
Verweilen.

Ein Spleen taucht aus dem Schoß der stimmungs-
schweren Dinge.
Lokomotive pfeift so traurigbang und hohl
In das verlaßne Land ein letztes Lebewohl.

Mir ist, wie wenn zu mir nur ein Signal noch
dringe,
Beständig wiederholt, wie hoffnungsloses Weinen:
Keiner erwartet mich, und ich erwarte keinen . . .

Sonntag Abend

Albert Giraud

Es schweigt die Flur, der Himmel schlummert ein.
Vergangne Zeiten tauchen aus den Träumen;
Die Sonne stirbt und läßt wie Staub verschäumen
Am Horizont den tiefen, goldenen Schein.
Vergangne Zeiten tauchen aus den Träumen,
Es schweigt die Flur, der Himmel schlummert ein.

Durch diesen Sonntagsfrieden, ganz von weitem,
Wie ein vereinsamt nachterschrecktes Herz,
Das brechen will in bitterm, ödem Schmerz,
Der alten Orgel Töne langsam gleiten,
Wie ein vereinsamt nachterschrecktes Herz,
Durch diesen Sonntagsfrieden, ganz von weitem.

Versagter Küsse herbe Süßigkeit!
O süße Herbheit: Lippen, die verachten.
Die Rhythmen bluten. Zitterndes Verschmachten!
Verlorner Paradiese Sehnsucht schreit.
O süße Herbheit: Lippen, die verachten.
Versagter Küsse herbe Süßigkeit!

In dieser Stimme weint der Tod der Stunde.
Ein solcher Abend, Liebste, winkt auch Dir!
Wo eine Orgel weinend spricht von mir
Aus der Entfernung düsterm Dämmergrunde,
Ein solcher Abend, Liebste, winkt auch Dir . . .
In dieser Stimme weint der Tod der Stunde.



Parodie

Albert Giraud

Deine lieben blauen Augen mit dem kindlich
goldenen Stern
Geben so hellen Widerschein. Nur ganz verstohlen
von fern
Zuckt es zuweilen, und mitten in deinen frommen
Gedanken,
Die wie der Schlag deines Herzens in holdester
Unschuld schwanken,
Blitzt es dir auf so spöttisch und irrlichtert boshaft,
mein Kind,
In den lieben blauen Augen, die wie Pforten des
Himmels sind.
Da ist mir, wie wenn ich auf warmer und weithin-
leuchtender Aue
Mit lieblich blühnden Gesichtern eine Lenzeswall-
fahrt schaue,
Von jungen Mädchen und Kindern eine heilige
Prozession . . .
Sie gehen bebend mit Blicken wie junge Rehlein
davon

Und wandeln schweigend im Schnee der frischesten
Mechelner Spitzen,
Von Musselinen umwogt wie von weißen Nebeln.
Es blitzen
Die Steine wie Silber, und rosig aufschimmert es,
wo sie gehn,
Die schlummernden Rosen und Lilien entblättern
langsam im Wehn —
So wandeln die jungen Mädchen und Kinder und
merken es nimmer,
Wie hinter ihnen ein Äffchen, das bläst nach der
Wachskerzen Flimmer,
Ein putzig frisiertes Äffchen, ein nüssenaschender
Wicht,
Den Weiheakt parodiert mit hinterlistgem Gesicht,
Und wie es nachmachend, vermummt in Stola und
weißer Soutane,
Mit zierlichen Gesten lüpft ihre Schleppen und...
schwenkt sie als Fahne.

Der Lumpenproletarier

Aristide Bruant

Brrr! Monatlang — man weiß nicht, ob man
lebt . . .
Nur monatlang? ich weiß nicht, was ich sage:
Ich habe stets vor Schüttelfrost gebebt . . .
Kein Mantel und kein Futter — alte Klage!
's wär auch zu früh, würd ich schon fett und rund,
Krank soll ich werden . . . da verreck ich lieber . . .
Bei dieser Wärme frieren wie ein Hund . . .
Ist das nun Hunger oder ist es Fieber?

Den Teufel! wohl ist mir gerade nicht.
Merkwürdig das! . . . was hast du, alter Knabe?
Mir ist zumut wie einem, der sich bricht, . . .
Von allem, was ich nicht gegessen habe.
Ah! Wildbret! Ja, das nenn ich fein und gut
Und warm und — ach, wenn ich doch Wildbret
hätte!
Das schmeckte anders . . . Ist das Fieberglut?
Mich friert so . . . brrr! und diese Bank mein
Bette!

Nur immer zu! Wie klappert mein Gebiß!
Ich weiß nicht, was mir fehlt . . . zum Teufel-
holen!
Ich höre schon aus Grabesfinsternis
Die Knochen schollern an die Sargesbohlen.
Ich bin ganz weg, geht mal dies Zittern los . . .
Ich bin kein Königssohn, kein Louisdorer,
Kann mich nicht pflegen . . . ah . . . wie zerrt
michs bloß!
Der Hunger ist ein ganz brutaler Bohrer.

Verflucht! Ich fühle, wie der Schweiß mir lauft.
Er gräbt sich Rinnen über meinen Rücken.
Die Gänsehaut! . . . So wird ein Held getauft . . .
Den Vorhang runter! Aus is! Zum Entzücken!
Gutnacht, Genossen! alter Alphons du,
's ist besser so . . . Das Ende muß ich loben;
Was war ich hier? Ein Lump mit offnem Schuh . . .
Ein Seraph werd ich einst . . . vielleicht, da droben.

Die rote Rosa

Aristide Bruant

Bin die Rosa . . . ! Mit mir geht Leichenludewig.
Meine roten Haare trag ich à la Schneppenstrich.
Geh ich vorüber, sagt man: „Die rote Rosa ist das
Von der Rotengaß."

Manche Männer sehn alles schneeweiß und gut,
Sind dösige Dickwänste, haben kein Blut.
Meiner hat Blut, sieht alles rot wie Haß
In der Rotengaß.

Sein Oller sah alles schwarz, der war
Wie der Leichenträger im „Assommoir".
Leichenludewig heißt er ja auch von das
In der Rotengaß.

Mein Lude hat seinen Sport, er sticht
Einen Mann ab wie ein Karnickel, ganz schlicht,
Nix Saftiges bleibt übrig, sucht der sich mal was
In der Rotengaß.

Halt ich so'n Herrchen im Winkel an,
Steht er auf der Lauer . . . rückt näher 'ran . . .
Morgens findets der Polizist blutklitschenaß
In der Rotengaß.

Die Armen

Emile Verhaeren

Sind arme Herzen, ihr Weh
Ist wie von Tränen ein See,
Sind bleich wie die Grabessteine
Am Kirchhofraine.

Sind arme Rücken, voll Last
Und Mühsal, schwerer fast
Wie der braunen Hütten am Strande
Im Dünensande.

Sind arme Hände, im Wind
Wie Blätter am Weg sie sind,
Wie Blätter welk und verloren
Drauß vor den Toren.

Sind arme Augen, so arm
Und gut, voll Demut und Harm,
Und trauriger noch als von Tieren,
Die im Sturm sich verlieren.

Sind arme Leute, ihr Gang
Geduldig, müde und bang,
Elend quält ihre Gebärde
Entlang die Weiten der Erde . . .

Dürre

Emile Verhaeren

Der Sommer brütet wie ein schlimmer
Kranker mit Blei im weißen Blut,
Der Sommer voller Grimm und Wut
Und markverzehrendem Geflimmer . . .
Und brütet schweigend böse Brut.

— Ihr Totengärtner, schaut,
Auf eurem glühenden Anger
Sind Blumen mit runzliger Haut,
Die lassen, wie Sünder in reuigem Bangen,
Auf dürrem Stengel ihr Goldhaupt hangen.

— Ihr Totenschreiner, schaut,
An den Riesenstämmen der Buchen bricht
Die Borke, wie ein Panzer so dicht,
Es krümmen wie erstarrt sich zusammen
Die Wälder unter des Himmels Flammen.

— Ihr Totengräber, schaut,
Wie in unfruchtbarem Ringen
Die Früchte des Feldes vergingen!
Der blaue Flachs ist verdorben,
Die zitternde Gerste gestorben,
Von unsichtbaren Brandwunden versehrt
Die alten Obstbäume verschrumpft und zerstört.

Tage, Wochen, Monde verstrichen,
Seit mit ewigen Nadelstichen
In kleinlicher Laune das Sonnenlicht
Das Leben boshaft martert und sticht.

Die Sonne durchbohrt, die Sonne durchbeißt
Die brennenden, ächzenden Schollen,
Sie zerreibt und zerreißt, was die Zukunft verheißt,
Des Erntegolds Garben, die vollen.

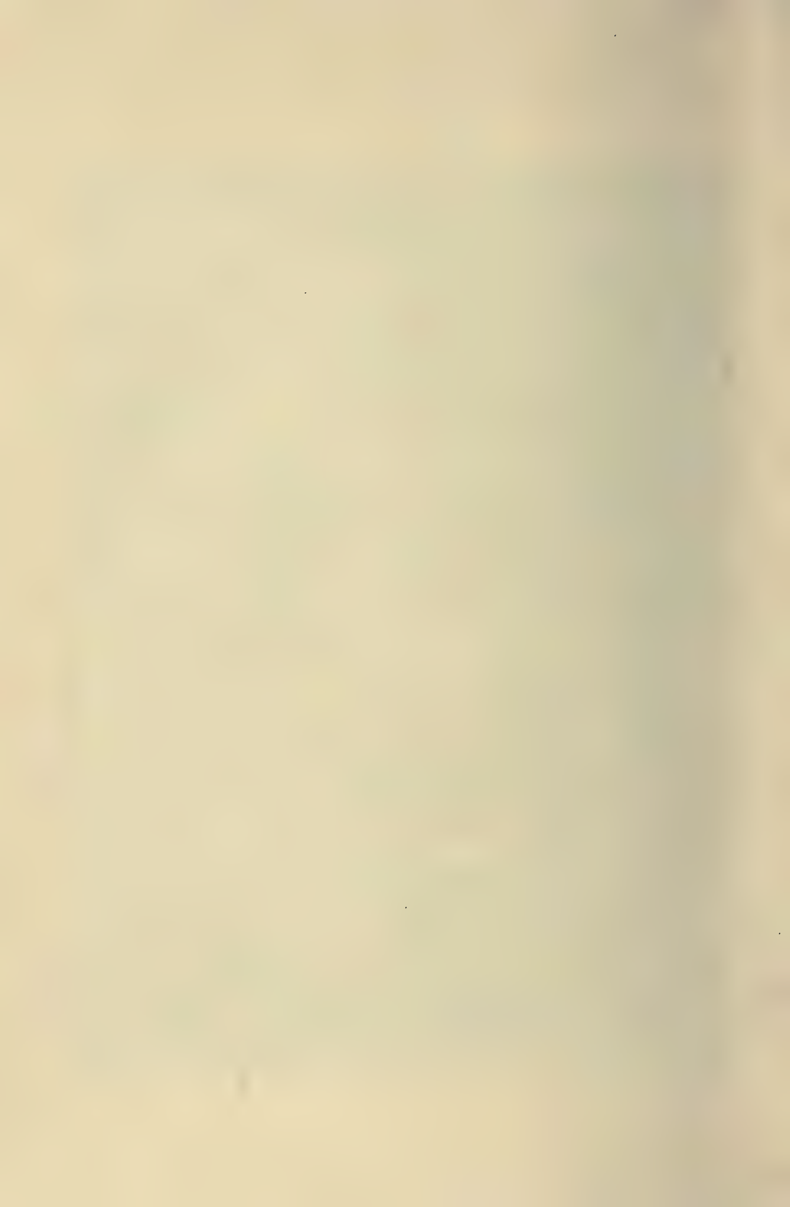
Von Lähmung ist die Erde gepackt.

— Sagt, wann kommt der Aufruhr, der Katarakt,
Der Gewitterballen Zusammenschlagen,
Wenn die fahlen Blitze jäh gezackt
Über schiefergraue Wolken jagen? . . .

Indessen funkelt da hinten, ganz
Im Winkel, eines Glasziegels Glanz,
Es blitzt sein Strahl, wie wenn des Hasses Schwert
Mitten durchs Herz des weiten Landes fährt.



In Seenot — Albert Wenk



Sturm auf dem Meer

Emile Verhaeren

Man hörts wie Wasserdonner grollen
Ferndrunten auf dem grauen Meer,
Der Wogen riesige Wasserschollen
Wie Blöcke rollen
Und brechen auf dem Land sich schwer.

Wohl unter jedem Hüttendach
Sind winzige Lichteraugen wach
Und sehn in schwarzen Höllenbanden
Das Meer seit gestern abend branden.

Die rauhen Fischer sind hinaus
Und kämpfen hinter Nebelmauern
Erbittert, gottweißwo, im Graus
Von Schleudergischt und Sturmesschauern.

Mit Leib und Seele, nachtumdroht,
Mit Augen, die von Salz verbrannt,
Mit steifer, frostzerbissener Hand
Ringen sie wider den Tod . . .

Sie rufen und verstehn sich nicht,
Es rast das Meer, von Wut erfaßt;
Der Mast,
Wie 'n Tier in Todeshatz und -Hast
Stöhnt, zittert bis ins Mark und bricht.

Es stirbt das Boot und wird zerstückt
Und gräbt sein Grab in Wellenschlünden,
Der Leuchtturm scheint, ans Ende der Welt
entrückt,
Sein fernes Feuer ferner stets zu zünden.

Und doch sind unter jedem Dach
Die kleinen Lichteraugen wach
Und säen durch die schwarze Ferne
Brosamen, winzige Hoffnungssterne.

In düstern Mänteln stehn die Frauen,
Stumm, wild, vorm Mund gekrampft die Faust,
Um immerdar aufs Meer zu schauen,
Das in der Finsternis erbraust.

Und bis zum Abend immerzu
Die grausen Gewalten rasen
Ans undurchdringlich dichte Firmament,
Und bis zum Abend immerzu
Die großen Winde blasen
Ins alte Chaos den Appell, den keines Menschen
Seele kennt.

Die Freude

Emile Verhaeren

Im wilden Trubel der Welt,
Wo laut die Reklame bellt,
Läßt sich nieder der Marktschreier Chor
Und schreit nur zum Himmel empor:
„Paßt auf!
Mit offenen Armen wir heben
Die Freude, die Freude ins Leben!“

Und prahlerisch spielt ihre Bude und kolossalisch
sich auf,
Wo die Straßen sich hundertfach kreuzen in wirrem
und seltsamem Lauf.

— Die Freude schwebt über dem menschlichen
Haufen:
Es konnten die höchsten Hände entraufen
Nur Federn dem Vogel, sein Schatten und Schein
Fällt im Flug nur in unsre Domäne hinein.

Die Freude ist drunten, wo einst sich im Meere
Die goldene Stadt den Seefahrern gezeigt,
Sie sahens am Abend, wie's schwebt und sich neigt
Von Ufer zu Ufer und wunderbar steigt
Und plötzlich verschwimmt
In Wolken und Leere.
Und alle sind da, die gellend nur schrein
Zum Himmel und in die Tiefe hinein:
„Mit offenen Armen wir heben
Die Freude, die Freude ins Leben!"

— Doch Mühe nur verdoppelt unsre Kraft;
Es lebt der Baum alleinzig in harter Rinde Haft
Und zittert vom Kopf bis zu Füßen im Winde, der ihn packt.
Es weiht der uralte Winter ihn mit seinen mächtigen Stürmen
Und läßt ihn in fremdem Lande die öde Ebene schirmen
Ungeheuer und nackt.

Trauer und Schrecken und schluchzend Erbarmen,
Glühender Krampf und Stimmen des Lichts,
Tief unter Martern, mitten in Qualen
Sieht man die Augen lächeln und strahlen:
Christen sind wir all und umarmen
Unser Kreuz auf dem Wege des Lichts.

Ach! Eins ist Leben und Leiden.
Aber sich mischen mit beiden
In der unendlichen Welt,
Ihre Geheimnisse kämpfend ergründen,
Nähren die Nöte, sie glühend entzünden,
Ob die Instinkte sie scheu auch vermeiden,
Wenn nur der Geist sich dir zitternd erhellt?

Aber durch Meere von Müdigkeiten
Schwimmen, um ihren einsamen Weiten
Zu entraffen die ewigen Blumen der See —
Wessen Seele in heiligen Mühen
Würde nicht zittern, würde nicht glühen
Für diese ungeheure Idee?

O du hohes, tragisches, unbezähmtes
Leben, das nimmer am Ziel sich genügt,
Das sich aufbäumt und ringt — kein Ungemach lähmt es —
Und heldenhaft nie dem gefräßigen Schicksal sich fügt!

Die schönste Kraft ist die Kraft zu leiden,
Mit zäher Seele gradaus zu gehn,
An der Notwendigkeit sich zu weiden
Und des Schmerzes erhabenen Sinn zu verstehn.

Das Wagnis wollen und nicht den Kranz;
Das Fähnlein hoch, mit geschlossnem Visier,
Sei jeder Ansturm und Waffentanz
Schon Siegerglück und Belohnung dir!

Ausziehn, weltmutig, weißwohinaus,
Die Seele werfen ins Sturmgebraus,
Wenn der Blitze goldene Geißel toll
Die Himmel peitscht in gewaltigem Groll.

Das Schicksal lieben mitsamt seiner Wut,
Nur treu und fest an sich selber geglaubt,
Ob es kracht oder nicht, und die geile Brut
Des Hasses vergebens Untergang schnaubt.

Wenn alles finster und alles zerstiebt,
Der sein, der fällt und sich nicht ergibt,
Arm und besiegt, trotzalledem frei
Die Stirn hoch — und klar bis zum letzten Schrei . . .

Die Freude? — Ist drunten, wo gellend sich mischen
Die heißen Rufe, die fieberischen;
Die Freude? Auf immer entrechtet,
Gestoßen von ihrem Königsthron
Durch der Verkennung brutalen Hohn,
Mit der sie die Menschen geknechtet.

Unser Heim

Emile Verhaeren

O goldener Glanz unsrer Freude,
Gewebt in die Lüfte von Seide!

Mit leichtem Giebel des Hauses Zier,
Der Blumengarten, das Obstspalier!

Die Bank hier unter dem Apfelbaum,
Wo leise schwebend im Maien
Die Blütenblätter schneien.

Holztauben mit leuchtendem Flügelsaum
Ziehn, daß es Heil uns bedeute,
Am hellen Himmel ins Weite.

Wie Küsse, der heiteren Erde gegeben
Von Himmelslippen aus zartem Azur,
Zwei blaue Weiher, zwanglos nur
Von schlichten Blumen idyllisch umgeben.

O goldener Glanz unsrer Freude, der unsere Herzen beglückt,
In diesem Garten, wo alles zum Sinnbild des Lebens sich schmückt!

Der Garten der Erfüllung

Emile Verhaeren

Daß nichts, was in uns ist, entgehe der Umschlingung
Tiefheiliger Durchdringung,
Daß durch den Körper selbst die Liebe sichtbar sei,
Steigen wir Seligen Zwei,
Erfüllung zu erwarten,
In unserer Sinne Garten.

Die Brüste sind wie Opfergaben,
Mit beiden Händen dargebracht,
Was wir vertraut zu flüstern haben,
Ist höchster Wonnelaut der Nacht.

Der weißen Zweige Schatten flicht
Sich dir um Hals und Angesicht,
Und auf den Rasen, los von Banden,
Rolln deine Locken wie Girlanden.

Die Nacht ist silberblau und weit,
Ein Brautbett der Verschwiegenheit,
Die süße Nacht, die leise Blätter löst aus dem Kranz
Leuchtend großer Lilien, gezückt zum Mondesglanz.

Nach fünfzehn Jahren

Emile Verhaeren

Sieh, fünfzehn Jahre schon, daß wir im Einklang fühlen
Und unsre reine Glut Gewohnheit schön besiegt,
Die schwer mit plumper Hand auf stärkster Liebe liegt;
Sie läßt megärenroh vom Alltag fort sie spülen.

Ich seh dich an, und neu entdeck ich alle Tage
Mit soviel Innigkeit in Stolz und Demut dich:
Gewiß, der Schönheit Stern und Glanz verdunkelt sich,
Doch leuchtet auf dein Herz, sein Goldgrund tritt zutage.

Und wie von selber schaust du tiefer in das Leben,
Ja, deine Seele scheint mir stets wie frisch erwacht;
Die Masten klar, durcheilt gleich einer feurigen Jacht
Der Wünsche Meer das Glück, das wir uns selbst gegeben.

Denn nur in uns allein verankern wir den Glauben
An schlichter Güte Macht und Freimut sonder
Scheu;
Was in uns lebt und webt, ist nur der Wahrheit
treu,
Und nichts kann uns das Licht der freudigen
Hoffnung rauben.

Dein ist die Kraft, so echt ... so selten zu erfahren,
Die Kraft, mit Herzensglut allfinstern Weg zu gehn,
Und ob uns Schatten hüllt und Nebel dicht
umwehn,
Im Kindersinn den Glanz der Frühe zu bewahren.

Die kleine Jungfrau

Emile Verhaeren

Die kleine Jungfrau Maria geht
Des Abends im Mai durch die Wiesen leis,
Ihre Füßchen streifen so leicht und weiß
Wie Federn den Nebel, der drüber weht.

Sie geht wie eine Infantin jung
Mit gradem Mieder und Reifrockschwung,
An ihrem Gürtel in lichtem Glanz
Tönt hell der silberne Rosenkranz.

Zu beiden Ufern des Flusses drängts
Von roten Malven und überhängts;
Die kleine Jungfrau folgt andrer Spur,
Sucht königliche Lilien nur,
Ihr Sinn, nach Iris begehrt er,
Stolz ragend im Wasser wie Schwerter.

Alsdann mit spitzen Fingern, gesteift
Nur ein wenig vom frühern Jahrhundert, ergreift
Sie im Fruchtkelch den trunkenen Schläfer,
Einen goldsmaragdenen Käfer.

Drauf löst zuletzt sie mit sanfter Hand
Eine Ziege, die sie am Pflocke fand,
Gebunden zum Grasen auf grünem Rain,
Und kost sie und streichelt sie sacht und fein
Und leitet sie artig am Gängelband
Durchs blühende Land.

Dann geht die kleine Jungfrau Marie
Zur alten Linde des Landes hie,
In ihren Zweigen wohnen
Legenden gleich Legionen.

Dort unter dem großen Baume weiht
Sie den guten Feen vergangener Zeit
Demütig ihre drei Gaben. Die Feen
Ließen auch Gnaden und Wunder geschehn
Wie sie und waren das Zeichen
Des Segens in uralten Reichen.

Chanteclers Hymnus an die Sonne

Edmond Rostand

Du trocknest der geringsten Gräser Tränen,
Weckst Falter aus der toten Blumen Schoß,
Wenn zitternd in dem Wind der Pyrenäen
Die Mandelbäumchen Blüten säen,
Entblättert wie des Menschen Los.

Sonne, dich bet ich an: Du lässest reifen
Den Honig in den Kelchen allzumal,
Du segnest jede Stirn, teilst dich in Streifen
Den Hütten mit, läßt ganz ergreifen
Die Welt vom mütterlichen Strahl.

Dir sing ich, dir nur will ich Priester bleiben,
Die selbst des Zubers Lauge blau verklärt,
Die noch beim Untergehn auf niedre Scheiben
Liebt ihren letzten Gruß zu schreiben
Und Gold dem ärmsten Dach beschert.

Du läßt des Pfarrers Sonnenblumen drehen,
Den goldnen Hahn hell leuchten hoch vom Knauf,
Und wenn du durch die Linden kommst, entstehen
Lichtkringel wunderbar, zu gehen
Wagt man vor Staunen kaum darauf.

Wie Schmelz läßt du den Lack des Kruges glänzen,
Aus jedem Fetzen stickst du Fähnlein hold,
Mit goldnem Reif kannst du den Mühlstein kränzen,
Dem kleinen Bienenkorb erglänzen
Läßt du die Haube wie von Gold.

Heil dir auf Wiesen, Heil auf Rebenhügeln!
Gesegnet sei im Gras und an der Tür!
In Eidechsaugen und auf Schwanenflügeln!
O du, die läßt das Kleine spiegeln
In großen Formen für und für!

Du schneidest aus den dunkleren Genossen,
Der sich verlängernd an die Helle schmiegt,
Von Schatten sind die Dinge nun umflossen,
Und jeder Reiz, durch dich erschlossen,
Wird von des Schattens Reiz besiegt.

Dich bet ich an: Du legst in Lüfte Rosen,
In Quellen Flammen, Gott in einen Baum!
Du nimmst den dunklen Busch — und wie vor Mosen,
Umleuchten ihn Apotheosen:
Du, Sonne, machst die Welt zum Traum.

Nach dem Kriege

Aus: l'Aurore

Aus ist es, die Kanone stumm,
Müd und gesättigt wie ein Tier.
O Fest, so scheußlich und so dumm —
Welch grausig Schauspiel war das hier!
Die Stärksten ziehn frohlockend fort,
Stolz auf die blutige Erntekrone . . .
Lernt, Kinder, euer Fibelwort,
Indessen schlummert die Kanone!

Es schweigt der Sturm, der Himmel fand
Nun seine heitre Klarheit wieder;
Schon läßt sich auf das Sonnenland
Ein Zug von blauen Faltern nieder.
Es schaudert leise noch das Korn,
Solch Wunder tat die „blaue Bohne" . . .
Sing, Grille, sing dein Lied von vorn,
Indessen schlummert die Kanone!

O Bauern, in die Furchen streut
Der Krieg euch menschliche Skelette,
Der Frühling, der das Herz erfreut,
Lockt Veilchen aus der Schädelstätte.
Weinblüte rankt sich am Geäst,
Kornblume gattet sich dem Mohne . . .
Du arme Lerche, bau dein Nest,
Indessen schlummert die Kanone!

Aufs grüne Gras der Gräber weht
Rosen des Windes weiche Schwinge.
Im Rebenschmuck die Ulme steht:
O süße Einigkeit der Dinge!
Der Biene Brummmusik beginnt
Nach schrecklichem Trompetentone . . .
Küß deinen Liebsten, schönes Kind,
Indessen schlummert die Kanone!

In Wehen liegt die Welt, es hebt
Die Arbeit an sich neu zu regen,
Im Bienenkorb der Menschen webt
Ein fröhlich summendes Bewegen.
Ein Morgenrot, so schön wie nie,
Geht auf nun, Herz und Hirn zum Lohne . . .
Poet, schaff neue Poesie,
Indessen schlummert die Kanone!

Der Friede mit dem goldnen Stab
Herrscht segnend über Flur und Haine,
Man mäht die blonden Ähren ab
Beim großen Erntesonnenscheine.
Die Menschen sind von Groll befreit,
Ein bessrer Geist sitzt auf dem Throne . . .
Umarmt euch, Völker, nun ist's Zeit! —
Indessen schlummert die Kanone.

Nachtgebet

Emilio Praga

Fromme Leute, die ihr betet, eh euch Schlaf und Träume wiegen,
Betet nicht für jene Toten, die schon auf der Bahre liegen,
Betet nicht für jene Gäste ewigferner Dunkelheiten,
Die, von dieser Welt geschieden, durften aus der Hölle schreiten!

Ausgestreckt und mit gekreuzten Armen ruhen sie im Grunde,
Und sie hören alles Werdens heiligste und tiefste Kunde.
Spüren, wie das ungeheure Leben will zum Lichte fließen,
Haben in den Haaren feuchte Wurzeln, draus die Veilchen sprießen,
Halten Stengel in den Händen, die zu hohen Tannen werden —
Still und glücklich sind die Toten, liegen ruhig in der Erden.

Fromme Leute, die ihr betet, wenn die Nacht herab-
gesunken,
Betet nicht für jene Toten, die der Tiefe Tau
getrunken,
Die in Blätter sich verwandeln, die sich wandeln
zart in Blüten . . .
Betet nicht für die am Ziel sind, betet für die
Wandermüden!

Für die Lebenden dann betet, wenn herabsank Nacht
und Schatten:
's ist die Zeit, wo rings die Schlechten schlurfen wie
ein Rudel Ratten,
Und es scheint, daß Gott vergessen ganz die armen
Lebensklaven,
Gleich als hätt er in der dunkeln Himmelsherrscher-
burg geschlafen.

Betet für die schwangern Mütter, betet für die
leichenfahlen
Schädel, die in Spiel und Laster dulden finstre
Höllenqualen;
Für die Frau, die ihre Arme öffnet einem
Unbekannten,
Für den Dichter, den Dämonen hier in Schmutz
und Kot verbannten,

Der den Himmel mit der Seele stürmen will in Blut und Tränen,
Betet für die bleichen Opfer, denen Lazarette gähnen,
Über die im Abendgrauen, schlimmer noch als Todesringen,
Furchtbar sinkt die Schwermut nieder mit den schwarzen Unglücksschwingen;
Für die Liebenden nur betet und beschwört den Herrn der Höhe,
Der, als er die Liebe schuf, schuf des Unglücks tiefstes Wehe.

Der Gang zum Hades — Albert Welti



Der Faun

Emilio Praga

Schön Wetter heute. Der Faun, gleich im Vorhof
der Villa zur Seiten,
Ist das traurigste Jammerbild entschwundener
Herrlichkeiten.
Melancholisch denkt er zurück in seinem marmornen
Herzen
An eine vergangene Nacht der Freuden und —
'ach! — der Schmerzen! . . .

Als ein reizendes Fräulein einst im festlichen
Schwarm von der Schwelle
Hinaufstieg lächelnd und bleich und stehen blieb hier
an der Stelle,
Ganz allein, vom Vater getrennt, seinen kritischen
Blicken entzogen,
(Er wandelt im tiefsten Gespräch mit einem Alt-
philologen)
Und sich ganz ruhig besah dicht neben dem Piedestale
Sein runzlig Gesicht, neugierig aufs Plastische-
Rustikale.
Ihre tiefen, schönen Augen ließ langsam hernieder
sie spielen
Seinen Nacktheiten (solch eines Meisters wie Rodi,
verblüffend vor vielen! . . .)

Dann hatte mit schlanker Hand sie — ein
Schauer . . . ah! . . . des Entzückens! —
Ihm wahr und wahrhaftig betastet die tiefere
Biegung des Rückens,
Und . . . niemals, seit den mystischen Schlägen
des göttlichen Meißels waren
Ihm je von der Welt Momente so schön wie der
widerfahren . . .

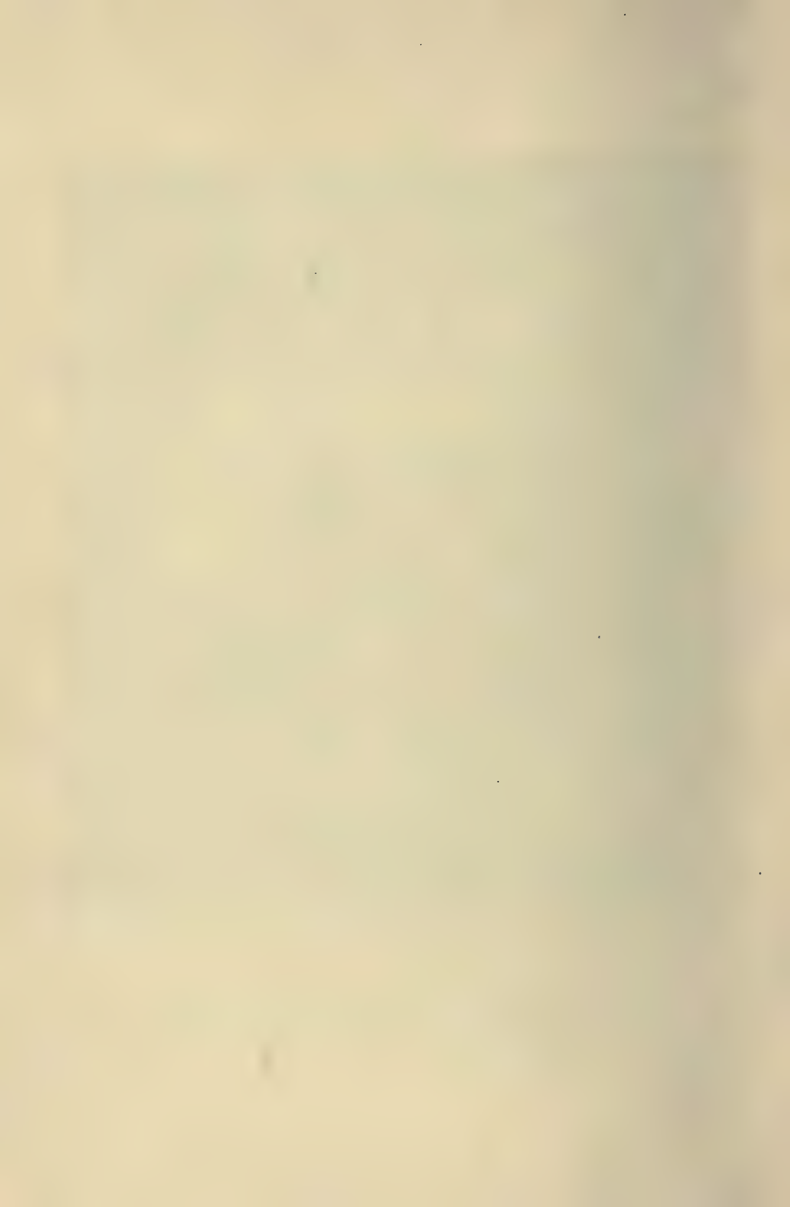
Der Engel verschwand. — Noch einmal schritt
vorbei sie im Morgengrauen,
Doch ein — reifer Patrizier mit ihr, gespreizt wie
der König der Pfauen.
Seinen Rücken vergaß sie nun ganz, in dem stolzen
Gespräche versunken,
Seinen Rücken, der doch für sie noch gefüllt mit
elektrischen Funken . . .

. . . Armer Faun! Zehn Jahre schon harrt er
ekstatisch, sich selber zur Blâme,
Daß durchs Atrium wieder erscheint die junge,
charmanteste Dame.
Jede Nacht, wenn vom Markusturm schlägt seines
Glückes mahnende Stunde,
Auf dem Sockel durchschüttelt es ihn aus der nimmer
verharschenden Wunde,



Faun — Arnold Böcklin

Mit Genehmigung der Photographischen Union, München



Von dem Bocksfuß bis oben hinauf zu dem borsten-
haarigen Kinne,
Wie den schwachen Stengel der Sturm zerzaust
und zerrt in die Rinne . . .

Währenddem das lüsterne Kind, Frau Bella jetzt,
schon zehn Jahre,
Zehn Jahre verheiratet ist mit dem adligen Pfaun
ohne Haare!

Die Schnitter

Mario Rapisardi

Wir sind die Schlachtphalanx der Schnitter
Und mähen die Mahd für die Herren und Ritter.

Willkommen, du kochende Juliglut,
Die schwärzt das Gesicht und verbrennt das Blut
Und die Sichel versengt in der Faust voll Wut,
Wenn wir mähen die Mahd für die Ritter und
Herrn!

Wir sind gekommen aus Näh und Weite,
Barfuß, zerlumpt, den Stock zum Geleite,
Krank von der Pestluft im Sumpfgebreite,
Zu mähen die Mahd für die Ritter und Herrn.

Berauscht von Glut, wir taumeln und trinken
Wasser und Essig, nicht umzusinken,
Zwiebeln und Rinden dem Hunger winken,
Und wir mähen, wir mähen die Mahd für die
Herrn.

Die Sonne kocht uns, uns kocht der Schweiß,
Der Dudelsack pfeift, und die Sense glüht heiß,
Bis wir fallen aufs offene Feld in den Mais.
Wir mähen, wir mähen die Mahd für die Herrn.

Was wollt ihr? Pöbel sind wir den Reichen,
Geboren sind wir, den Ziegen zu gleichen
Und die Scholle zu düngen mit unsern Leichen.
Wir mähen, wir mähen die Mahd für die Herrn.

O gütige Herren, o fette — Heroen,
Kommt doch ein wenig, ihr milden und frohen!
Dann tanzen wir Rundtanz im Sonnenlohen
Und mähen die Häupter den Rittern und Herrn.

Seid gegrüßt!

Ada Negri

Der Kämpfer denk ich, die in Händen tapfer
Die Schaufel halten, trotzend Glut und Sturmguß,
Abringend den gequälten, dürren Schollen
Ein elend Brotstück.

Der Kämpfer denk ich, die im finstern Schachtgrund
Die Haue führen mit den magern Fäusten,
Die keuchend in den schwarzverruchten Schatten
Sich ruhlos abmühn.

Ein heimlich Sausen schleicht da — das erschüttert
Mit niederstürzendem Gekrach die Wölbung,
Und Staub ist alles, Finsternis und langes
Geseufz des Todes . . .

Doch den zerfetzten Schoß des großen Berges
Siegreich der Dampf zerspaltet und durchschreitet,
Ihn grüßt am Ausgang leuchtenden Triumphes
Der Sonne Lichtstrahl. —

Der Kämpfer denk ich, die mit edler Seele
In fieberhafter Müh die Menschheit formen,
Führer und Märtyrer, Erkenntnisarmen
Den Lichtweg weisend.

Des Wachen denk ich, der sich quält und hingeht
Einsam, verkannt . . . es bricht aus meinem Busen
Ein Schrei mit weitem Widerhall auf Erden:
Euch grüß ich, Helden!

Euch grüß ich, ehern hemdenlose Brüste,
Ihr rauhen Leiber, muskulösen Arme,
Ihr unermüdlichen, im brüllenden Schlachtlärm
Der Riesenwerkstatt.

Euch grüß ich, die der heilige Stolz der Arbeit
Durchflammt, euch, die der Tod beim Schaffen hinrafft,
Euch, wackre Kämpfer des Gedankens und des
Geschwungnen Hammers.

Vor mir vorüberziehn, in strengen Bildern,
Der bleichen Mädchen unglückselige Scharen,
Vorüberziehn in der Fabriken Schraubstock
Gepreßte Frauen.

Und müde Kinder und vergrämte Stirnen,
Zerrissne Glieder und entstellte Mienen,
Und eine wegemüde, ungeheure,
Erdfahle Volkschaft . . .

Von ferne hör ich ein Getös von Stimmen,
Der Äxte, Hämmer und der Pickel Schläge,
Ich aber singe frei durch dieser Erde
Verworrnes Lärmen:

Dich sing ich, o zerstreute, arbeitsame,
O große, menschliche Familie! Vorwärts!
Kämpfe und siege! Schließe dich zusammen
Zur Glückeseinheit!

Auf, Arbeitshelden, auf! Zu Siegers Häupten
Und der Gefallnen letztem Todesringen
Mit mildem Auge schönere Zukunft spendend,
Leuchtet die Sonne.

An dich, Mutter!

Ada Negri

Ja, ich bin stark. — Auf meinem steinigen Pfade
Brach mir zwar mancher Glaube schon in Stücke;
Und doch mit stolzem Blicke
Steig ich zum morgenleuchtenden Gestade.

Ich bot die Brust den harten Unglücksschlägen,
Bot Trotz des Hasses unversöhntem Grollen,
Der Not, der martervollen,
Warf Kraft von hundert Leben ich entgegen.

Nicht eine Träne floß dem Schicksalsstreiche,
Nichts beugt die Stirn mir, die Gedanken nieder.
Ja, stark bin ich jetzt wieder
Und bin im Sturm die ungebrochne Eiche.

Ein neu Gebot von Welt- und Menschenliebe
Erbraust in meinem Lied und neue Taten,
Unsterblich wie die Saaten
Und wie des Sonnenkusses ewige Triebe.

... O Mutter, segne mich! — Dir gilt mein Kämpfen,
Und dir allein mein hoffend Widerstehen.
Wenn unter blutigen Wehen
Schmerz mir die Kehle schnürt, und wenn in Krämpfen

Der Qual und lechzend grausen Atemzügen
Der Geist zu sprengen droht in Finsternissen,
Wenn todeswund zerrissen
Die Kraft, die mich durchflammt zu hohen Flügen,

Seh ich dich, Mutter, an. — Und so erhaben
Erscheinst du mir, das Haupt emporgerichtet,
Und um die Stirn geschlichtet
Des weißen Haars verehrungswürdige Gaben;

So rein erscheinst du mir in deinen alten,
Von heiliger Ruhe milderfüllten Tagen,
Du, die viel Leid ertragen
Und Äußerstes vom Leben ausgehalten;

So glänzt dein Auge noch ins Weltgewühle,
Und Würde lächelt dir vom Angesichte
Mit so verklärtem Lichte,
Daß ich durch dich mich auferstanden fühle.

Und Fleisch von deinem Fleische bin ich wieder,
Kraft deiner Kraft, o Wahre, Segenreiche!
Hoch hebt ihr Haupt die Eiche
Und rauscht den Stürmen ihre starken Lieder.

Überschwemmung

Ada Negri

Und Regen, Regen ohne Unterlaß:
Mit wahrer Wut ein Wolkenbruch von droben.
Des Wildbachs Stimme wächst im blinden Toben
Zu rauhem Rasen und zu heiserm Haß.

Er füllt und füllt des Bergtals engen Paß
Und schwillt empor wie Brandung fortgeschoben,
Der Arbeit Echo ist im Sturm zerstoben,
Wie wenn erbraust des Aufruhrs dumpfer Baß.

Ich höre zu . . . allein. — Seh, wie die Wellen,
Nicht weit von hier, des Ufers blühende Matten
In gelbem, jagendem Gischte wüst ersäufen;

Höre, nicht weit von hier, ein jäh Zerschellen
Von Häusern, Jammer und Klagen fliehender
Schatten
Und seh sich Trümmer über Trümmern häufen.

Rückkehr nach Motta Visconti*

Sie sah sich zitternd um und kannte wieder
Das ferne, waldige Gebiet;
Vom Strom durchzogen, senkt es sich hernieder
Dem Wasser zu, das rauschend flieht.
Den alten Pfad erkannte sie, die Matten,
Der Wälder dunkles Blau am blassen Horizont,
Und schleierlos erschien ihr, ohne Schatten,
Vergangne Zeit . . . goldübersonnt.
Im Herzen klangs, am Auge zogs vorbei
Wie Hoffnungsleuchten und Empörungsschrei . . .

Die Sträucher bogen sich, sie atmet rein
Den Wind, im Winde Freiheit, Jugend ein.
Sie sog den Hauch begrabener Lenze
Voll Sturmgewalt und Flügelbreiten,
Sie fühlt die schönsten Ruhmeskränze
Selig auf ihre junge Stirne gleiten.

* Name des Ortes, wo Ada Negri sich als junge Lehrerin aufhielt, während sie ihr erstes Werk „Fatalità" dichtete.

Nun Schweigen. — Schwaches Ruderschlagen
Vom Wasser nur. Fernhin Gesang
Verhallt den hellen Strom entlang,
Und aus der Brust so weh und bang
Bricht stoßweis ihr ein allertiefstes Klagen.

„O Seele", fleht sie, „von Erinnerungsfluten
Gebrochen wie vom Sturm der Nacht,
Du müde Seele, müde zum Verbluten,
Und noch so jung — o nun mit aller Macht,
Mit allen deinen Tränen weine, weine
Hier, wo der Träume Schar im Strahlenscheine
Dir einst gelacht! . . .
Nun ist es aus! —"
Und klagend ohne Ende
Vergrub ihr braunes Haupt sie in die Hände.

Und wie beim Vollmond an dem hohen Ufer
Die eine Welle lockt die andre nach,
Ward ihr Erinnrung auf Erinnrung wach,
Ward ein Gedanke stets des andern Rufer —
Aus ihrem tiefsten Innern stieg empor,
Was sie besessen . . . und was sie verlor.

Und mit der Stirn, geweiht zu offenbaren,
Sieht sie als Jungfrau sich von zwanzig Jahren —
Den kühnen Adler mit gespannten Schwingen —
Im ersten Flug die steile Höh erringen.

Das nackte Zimmer, leuchtend von Gesichten,
Das Bett, von Traumgestalten dicht umhüllt,
Draus es hervorquillt von Gedichten,
Sie sieht es, sieht sich selber krafterfüllt,
Wie in dem Fieber ihrer Kunst ihr Blut
Zu glühenden Rhythmen aufschießt —
Wildbachswut. —

Die Verse gingen durch die Welt,
Von Schmerzgewalt dahingetragen
Wie Glockenklang und Hammerschlagen;
Sie mußten singen, mußten sagen
Von Not und Elend ungeheuer,
Baracken ohne Brot und Feuer,
Von der Besiegten Grimm in Kampf- und Todestagen.

Nun — bist du selbst besiegt! Mit dreißig Jahren
Spürst du des Todes Schauer im Gebein.
Wohl andres hofftest du dereinst, als dein
Noch frische Kraft und rosige Jugend waren.
So war's denn ganz umsonst? Und dunkel schwand
Aus deinem Herzen schon das Leben,
Der Rhythmen Glut- und Fluterbeben
Aus deinem Hirne, wie der Sand
Rinnt durch die Finger deiner Hand?

Ach, nichts kann dein vernichtend Leiden heben! . . .

..Doch sieh! Dein Blumenkind von Liebesgnaden,
Der Sprößling deines Leibes, kehrt voll Glück
Aus blühendem Gebüsch zurück,
Die Ärmchen ganz mit Rosenflor beladen.
Im dunklen Auge glüht der lieben Kleinen
Die ewige Flamme deiner Poesie,
Die Rosen schüttet sie dir auf die Knie
Und fragt — und traurig überströmend scheinen
Mir ihre Worte —: „Mama, warum weinen?"

Lied

An mein Kind

Ada Negri

Gib mir dein Händchen und komme
Mit mir in die Wälder! Es suchen
Die Schmetterlinge, die weißen,
In würzigen Lüften nach dir.

Du bist ja die Schwester der Blumen,
Der wiegenden, blauen Libellen,
Du lauschst dem verstohlnen Geflüster
Der Gräser und singst ihnen zu.

Mein Liebling, dein heitres Geplauder
Stimmt leise zum Rauschen der Blätter,
Stimmt leis zu dem fernen Geplätscher
Der kühlen Gewässer im Hain.

Du warst gewiß mal der Farren
Und grüntest im schattigen Grunde,
Du schwingst gewiß mal die Flügel,
Mein Lerchlein, zum Himmel empor.

Begräbnis während des Streiks

Ada Negri

Armer, nackter, blumenloser Wagen,
Der du langsam dich bewegst
Und des alten Maurers letzten Schragen
Zu dem Haus der Toten trägst —

Wie der Königswagen die geweihte,
Pomphaft goldgekrönte Truh,
Mit dem allerglorreichsten Geleite
Fährst du ihn zur ewigen Ruh.

Sind Zehntausende, die Einer scheinen,
Ruhig sind sie, heiter schier.
Groß muß ein Gedanke sie vereinen,
Wie den Heerbann sein Panier.

Wie die Schritte rhythmisch sich verbünden,
Alle ein Gefühl durchloht,
Scheint ein großer Glaube sich zu künden
Jenseits Leiden, Schmach und Tod:

„Kamerad, der du des schicksalsschweren
Kampfes Zeichen aufgehißt,
Der du hoffend auf dem Feld der Ehren
Unter uns gefallen bist:

Wende dich und sieh! Hier sind wir alle
Da zu deinem letzten Gang.
Drohte je ein Tag uns mit Zerfalle,
Wär es unser Untergang.

Doch wir wissen: Fest im Glauben sollen
Wir die morsche Welt erneun.
Sie sind der Bedrückten furchtbar Grollen
Der Enterbten Racheschrein,

Sind der blinde Stein, der Feuerbrände
Blutlicht, tolles Wutgeheul . . .
Wir der Riesenström der Weltenwende,
Der zum Meere wälzt den Knäul.

Wir der Gletscher, der in seinem weißen
Schweigen sich gen Himmel reckt,
Der den Berg allmählich muß zerreißen,
Unerbittlich bohrt und leckt.

Letzte Hilfe, letztes Hoffnungsschimmern,
Morgen wirds erloschen sein . . .
Keine Furcht, Kamerad! Die Herzen wimmern
Nicht, gibts auch für Brot nur Stein.

O wie fern sind noch die Kampfesreigen,
Die die Zukunftsarbeit schlingt,
Wenn der Kinderchor mit Rosenzweigen
Goldne Morgenröten singt! . . .

Wieviel Opfer noch am Wege sterben
Zwischen Dorn und Stein in Nacht!
Ungleich ist der Krieg, und voll Verderben
Ist des Todeskampfes Macht.

Schrecklich ist die hoffnungslose Plage,
Ist des Elends hartes Brot
Und des Hungers Lohn. Genosse, trage
Deinen Glauben in den Tod!

Hier an deinem Sarge wir Zehntausend
Werden Millionen sein.
Unser Groll ist doch kein Wind, verbrausend
Zwischen Blitz und Donner. Nein!

Ist ein unaufhörlich Vorwärtsschreiten
Durch die finsterste Gefahr.
Nicht für uns! Für jene heiligen Zeiten,
Unsrer Kinder Freudenjahr.

Rastlos ist's auf harte Felsenmasse
Schwerer Hammerschlag und -Stoß,
Daß sie sich allmählich lockern lasse,
Unter Keuchen krache los . . .

Unser Glauben ist's, die schöne Blume
An des blanken Schwertes Wehr,
Unserm toten Bruder hier zum Ruhme
Volksgeleit und Freiheitsheer."

Das alte Tor

Ada Negri

Das alte Tor geht auf in dunkler Winkelgasse:
Elend und Aussatz tropft der Mauer klebrige Masse.

Schwarz wie ein Schlund und stumm das Tor, das unheilschwere,
Die Wolken hängen tief, tot starrt es, schrecklich ins Leere.

Tot? ... Nein, es denkt. — Weiß Dinge, begraben in Zeitennacht,
Weiß vieles — Lieben und Leiden, Erbarmen und Niedertracht.

... Heiter ging morgens hinaus, abends kam müd und verdrossen
Zurück die zarte Gestalt, wachsbleich, mit ihren Genossen.

Um den stolzen Mund, in dem graugrünen Auge träumt' es so leuchtend schön.
Eines Tages kam sie nicht wieder. Niemand hat sie wiedergesehn.

Das alte Tor sinnt nach: — In der dunkeln Gass',
eines Nachts,
Zwei Leiber, ein Knäuel, ein Stoß, ein Schuß, in
den Wölbungen krachts —

Zwei Worte: Weh mir! Zu Hilfe! Hilflos, im
Dunkeln belauert,
Ermordet . . . die ganze Nacht hat das Röcheln
des Opfers gedauert.

Vorüber zogen rachitischer Kinder kleine, armselige
Bahren,
Sie starben an Schwindsucht und Hunger in ihren
unschuldigsten Jahren.

Die Mutter beweinte sie nicht, ganz kurz nur
währten die Klagen:
Süß winkt des Friedhofs Ruhe den schwachen
Kindlein im Schragen.

Vorüber zogen die Arbeiter singend. Aber sie sangen
In schwerem Rhythmus, es klang nach heimlicher
Trauer und Bangen.

Klang nach verborgenen Tränen . . . Von oben
schaute ein Mädchen und bückte
Tief ihr Gesicht in die kranke Geranie, die dürftig
ihr Fensterchen schmückte.

Wie viele Seufzer und Träume des armen Lebens
vernahm
Das alte Tor? . . . Nun ist's müde. — Und denkt:
Genug Grauen und Gram!
Nun werd ich fallen!

— — — — — — — — —

Mit heller Freude werden morgen die Picken und
Hämmer die grauen
Häuser des häßlichen Gäßchens zu Schutt und
Trümmern zerhauen.

Niederreißen die Mauern, die feucht von Fieber und
Typhus triefen,
Die geschwätzigen Treppengeländer, die Bögen, die
schmutzigen, schiefen.
Die Stuben, wo wüst durcheinander auf engen
Lagerstätten
Väter und Mütter und Kinder zur ruhlosen Ruhe
sich betten. —

Dann spürt die traurige Brut zuerst der Liebe Wehen
Und sieht, daß auf der Erde noch Bäume in Blüte
stehen.

Sieht reine, schlichte Freuden, sieht Häuser mit
schmucken Balkonen,
Voll Luft und Wind, wo Lachen und fröhliche
Lieder wohnen.

Und du, du altes Tor, gestürzt in Staub und
Trümmern,
Du siehst zum ersten Male im Fallen die Lichtwelt
schimmern.

Hörst pochen den heiligen Lenz, den Wecker der
Veilchen und Wonne,
Atmest im Sterben den Sieg der starken, frucht-
baren Sonne. —

In der Campagna

Gabriele d'Annunzio

Mittag. Die Straße streckt sich in die Weite
Gerade fort, breit, flimmernd weiß.
Verbrannte Stoppeln kahl zu jeder Seite,
Nicht eine Pflanze . . . gelb die Luft, glühheiß.

Kein Laut und keine Stimme stört die faule
Stickglut; die Brunst das Feld versengt.
Die Stickglut steht. Rings Schweigen starr. Dem Gaule
Im trägen Trott die Zunge hängt.

Dort aber auf dem Feld gebückt, gekrochen
Gibts Mannschaft, schwitzt ihr Blut und läßt ihr Hirn
Von der erbarmungslosen Sonne kochen . . .
Kein Wasser da für Gaum und Stirn.

Kein Bissen Brot! Die Unglückseligen graben
Den Karst ein, hart die Scholle bricht.
Erloschnen Augs — die nie geleuchtet haben! —
Schaun sie sich an. Sie klagen nicht.

Wie wenn ein böser Dämon, Qual zu zeugen,
Sie martere mit solchem Strafgericht
Auf ewig ... ewig ... Zu der Furche beugen
Den Nacken sie. Sie klagen nicht.

Grabt, Söhne! Mitleid gibt es nicht. Grabt, Söhne!
Bis euch die Adern platzen, euch ersticht
Des Fiebers Wut mit grausigem Gestöhne ...
Grabt, Söhne! Ruhe gibt es nicht.

Isolde

Gabriele d'Annunzio

> Tristan mourut pur su amour
> E la belle Iseult pur tendrur.

„Nacht des Vergessens, des geheimnisvollen
Und ewigsüßen Liebeszaubers Nacht,
Tu auf die Pforten deiner Wundermacht,
O keuscher Tod, dem alle Folgschaft zollen!

Scheuch immerdar den Tag! Der Welt verschollen
Im tiefsten Herzen eine Sonne lacht
Und lockt aus Schlünden Blumen. Todesnacht,
Scheuch immerdar den Tag, den lügenvollen!"

Doch von dem Turme kam herab die Stimme:
„Erwacht! Die Nacht ist kurz. Der Traum ist Wahn."
Und stumm erblichen ob dem alten Parke

Die Sterne. Wiederum erklang die Stimme:
„Erwacht! — Erwacht!" Und aus der Ferne nahn
Sich Jagd- und Hörnerruf des Königs Marke.

Freude

Gabriele d'Annunzio

Singe die Freude, singe die Freude,
Fülle von Blüten schmücke dein Haar!
Daß sie verschwende, daß sie vergeude,
Göttliche Freude,
Feire frohlockend sie, Blüten im Haar!

Singe die Freude des Lebens, des heißen,
Jugend und Kraft in der schwellenden Brust,
Früchte der Erde mit frischen und weißen
Zähnen zu beißen,
Säfte zu schlürfen mit gieriger Lust!

Freudebegehrende Hände zu legen
Kühn auf die süßesten Dinge der Welt,
Pfeile zu schleudern keck und verwegen
Allem entgegen,
Was dir als neueste Beute gefällt.

Aller Musik dieser Erde zu lauschen,
Flammenden Blicks, allem Schönen vertraut,
Sich an dem Antlitz der Welt zu berauschen,
Wonne zu tauschen,
Wie nach der Liebsten der Liebende schaut.

Und zu verehren die fliehenden, raschen,
Holden Gestalten, die kommen und gehn,
Reize auf flüchtigen Spuren zu paschen,
Bilder zu haschen,
Sie zu bewundern und schwinden zu sehn.

Singe die Freude! Fern bleibe wie Strafe
Schmerz mit dem fahlen, aschfarbenen Kleid!
Der ist des Daseins elender Sklave,
Asche und Lave,
Den wie ein Grabtuch hüllt graugraues Leid.

Dir, Freundin, Freude! Von üppigen Hauchen
Duftend, umfließt's dich wie purpurne Flut,
Darf ich dein Gastgewand einmal nur tauchen,
Einmal nur tauchen
In meiner Adern rotrotes Blut.

Fülle von Blüten dir reich in die Locken!
Sieh, wie verwandelt schon schreitest du hin.
Freude, Freude! sollst du frohlocken,
Feiernd frohlocken
Der unbesieglichen Weltschöpferin.



Hoffnungen und Erinnerungen

Giovanni Pascoli

Weiße Schifflein, weiße,
Auf dem hohen Meer
Sah ich müde schwanken,
Schwanken hin und her:
Hoffnungen, o Flügel
Durch der Träume Meer!

Schau ich rückwärts, seh ich
An des Himmels Saum
Schwarze Schifflein, schwarze,
Durch den Schleier kaum:
O Erinnerungen,
Seid wie Traumesschatten
An des Himmels Saum! . . .

Das Nest

Giovanni Pascoli

An dem Skelett des Rosenstrauchs, dem kahlen,
Hängt noch ein Nest. Wie brach im Frühlingsflor
Der Vögel lautes Zwitschern, leckres Prahlen,
Die Ufer weit erfüllend, draus hervor!

Nun schwankt nur eine Feder noch im fahlen
November, die der Wind zum Spiel erkor:
Ein alter Traum in herben Seelenqualen,
Der immer flieht und sich noch nicht verlor.

Rückkehr

Vittoria Aganoor

Bei ihrer Rückkehr zum verlassnen Zimmer
Fragten die Schatten in dem öden Nest:
„— So log dir denn der süßen Hoffnung Schimmer?
So schwand dahin des Traumes letzter Rest?…“

Sie saß in sich und regt sich nicht,
Sank in Phantasmen tief und tiefer immer;
Die Schatten fragten von den Wänden …
Dann, endlich, barg sie ihr Gesicht
In ihren kleinen Händen
Und brach in Schluchzen aus.

Geheimnis

Giovanni Cena

Die Sonne sank ... Das Mägdlein steht inmitten
Der Wiese, schaut und wird von Furcht berührt.
Wo ist das Dorf? Ach, weit! Den Atem schnürt
Es ihm, es stürmt drauf los mit raschen Schritten.

Und langsam kommt mit feuchtem Hauch geglitten
Der Schatten, den es auf den Fersen spürt:
Baumstümpfe drohn, sie haben sich gerührt,
Der Schatten lebt — das Kind hat Angst erlitten.

Und dann ein Schrei. Und endlich: Mama! Oh,
Zu Haus, geborgen, und beim Abendessen!
Die Flamme bannt die Furcht, das Kind ist froh.

Doch schweigts und sitzt voll Staunen noch, indessen
Sein Brot es würgt. Die Welt wie weit, wie weit!
Und hat die Nacht gesehn, die Dunkelheit ...

Das Rad

Giovanni Cena

Dich fand der Mensch in Bach- und Steingerolle,
Beim Wandern ließ er vor sich her dich gleiten,
Als seine Magd in kalten Jahreszeiten
Mahltest du Weizen, webtest du die Wolle.

Geübt durch Hände jetzt, erfahrungsvolle,
An Kräften nährst du Unermeßlichkeiten;
In Häusern schwirrst du, lässest sausend schreiten
Durch Berg und Wasser Wesen, fabeltolle.

Ja, fabeltolle Wesen hat geschaffen
Der Mensch, das Unerforschte zu erraffen,
Drin muß sich immer neu dein Radherz regen.

Du missest die Minuten, sie zu weisen,
Zusammen mit den glühenden Sonnenkreisen,
Die um das ewige Zentrum sich bewegen.

Frühlingserwachen

Giovanni Cena

Im fliehenden Mai sitzt mit den Spielzeugsachen
Das kleine Mädel da, gedankenvoll:
Bei ihr der Freund — sein Lauf war heiß und toll —
Nun ist er müd und spürt die Knie, die schwachen.

Verstohlen blinzeln sie, Gefühle wachen
In ihnen auf; weiß keines, was es soll.
Die Blicke wagen sich nicht frei und voll ..
So neu, so süß ... Zum Weinen schier, zum Lachen!

Und schwellend rings des Daseins Blütenfülle
Bedrückt, entzückt die kleinen Herzen schwer ...
Kreuzt euren Blick, Verheißung, Schöpfungswille!

Die beiden Leben, die Natur bisher
Geschieden prägte, nähert die Empfindung:
Bestimmt zu gleichem Los durch Urverbindung.

„Genialis lectus"

Giovanni Cena

Gedenkend stehst du schimmernd weiß am Tage,
Nachts dunkel da, getaucht in Lust und Weh,
Bett, wo die Liebenden in seliger Lage
Verschollen schwimmen auf der ewigen See;

Wo nach den Krämpfen, drin sie lang gelegen,
Die Mutter preßt ihr heiles Kind ans Herz,
Wo sich der Knabe kehrt der Nacht entgegen,
Der Greis sich sterbend richtet sonnenwärts.

So wechseln ab mit Todeskampf und Zeugen
Die Tagvergänglichen, auf dich geschmiegt,
Kaum ein Geräusch, ein Zittern mag's bezeugen;

Und während noch der Tod auf dir sich wiegt,
Bewegt die Federn unermüdlich schon
Das Leben für den künftigen Erdensohn.

Appell

Giovanni Cena

Cui mundus est patria.
Bruno

Nah bei der Grenze blieb der Flüchtling stehen,
Wo jung er auf gut Glück hinausgezogen.
Ihr grünen Täler, Ebenen! Im Bogen
Sieht er zum Meer die Flüsse niedergehen.

Land, das du nährst habgierige Koryphäen,
Die dich mit Krieg- und Friedensränken trogen,
Als Erstgeborene vom Erbe sogen
Und auf der Väter Gräbern Wucher säen!

Wer ruft? Um ihren Geldschrank zu beschützen,
Bewaffnen Volk sie gegen Volk, die Stützen,
Des Häuptlings Angstschrei: „Zu den Waffen!" gellt.

— Geht zu den Schaufeln, Hämmern und Maschinen,
Die der Veränderung des Lebens dienen,
Irrwandrer, deren Vaterland die Welt!

Auf den Tod Giovanni Segantinis

Giovanni Bertacchi

Der Alpen schlummernde Gestalten alle,
Die in den teuren, unbekannten Höhen
Des Zeichens harren, daß sie auferstehen,

Sie sprangen wach vom dunkeln Felsenwalle
Beim ersten Schauer; wie bewegte Schatten
Verworren glitt es abwärts zu den Matten.

Von unberührten Gletschern, steilen Hügeln,
Aus schwarzen Wäldern, Schlüften, Wolkensteigen
Seltsame Jungfraun stürmten in das Schweigen.

Und ihre großen Augen, drin sich spiegeln
Die tiefen Seen, mondesfeuchten Weiden,
Spähten erschreckt hernieder . . . Welches Leiden

Hat jäh sie in die Nacht hinausbeschworen
Der stummen, ungewohnten Dämmerungen?
O, Einer starb! Und Einen hält umschlungen

Der ganze Schmerz des Hochgebirgs. Verloren
Zog ein Reflex von Licht im Schnee vorüber
Und meldet, was geschehn. Und nebeltrüber

Hüllt sich in Weh die Welt. Verirrt noch schwanken
Die seltsamen Gestalten an den Hängen,
Wo sie in Nacht sich scheu und flatternd drängen,
Bis in der Dinge Schweigen sie versanken.

* *
*

Er sah die Sichel schon im Namensspiele —
Nach Erntesegen klangs und Schnittermahd —
Er kam von Wiesen auf dem Höhenpfad
Und folgte seinem Ruhm und heiligen Ziele.

Er schweifte, wo im Morgentau sich neigen
Niedrige Blumen, wie die Trift sie trug,
Er sah der Fichten unbewegten Zug
Empor zu ewigen Silbergipfeln steigen.

Doch in den Wintern, wenn durch Himmelsweiten
Die hellen Stürme ziehn, spürt' er die Macht
Des Schönen, das sein hoher Geist erdacht,
Aufs dunkle, traumerfüllte Haupt sich gleiten.

Verwirrte Wolken, voll von Schicksalsmären,
Im Mondschein wandernd, schwarzer Inseln Kranz,
Abgründe Lichtes, feiner Sternenglanz,
Risse von Blau und himmlische Chimären . . .

Da sucht' er es und fand das Wort, das Seine.
Allein und groß in die Natur gestellt,
Sah glühend er die Glorie der Welt
Und sprach: Dich lieb ich, siehe! Dich alleine. —

* *
*

Nun schlummert er auf dem beschneiten Paß,
Das Meer der Hügel senkt sich auf die Stätte,
Die Blicke fliegen von der Lombardei
Zu seines Berges weißem Gipfelbette.

Des echten Ruhmes ewigfrischen Hauch
Fühl ich durch dieses Herbstes Schönheit wehen,
Die so unendlich ist. Ich weck ihn auf,
Zum süßen Leben soll er auferstehen.

Und seine Wolken sieht er wieder ziehn,
Sie wandeln sich in ferne Ewigkeiten,
Es sind die Schwestern seiner Traurigkeit,
Die schweigend durch das Leben ihn begleiten.

Und wieder sieht er schütteln Wind und Sturm
Die Pflanzen auf den wildgepeitschten Flächen
Und, seiner Schmerzen zuckendes Symbol,
Die Blitze schleudern und die Wolken brechen.

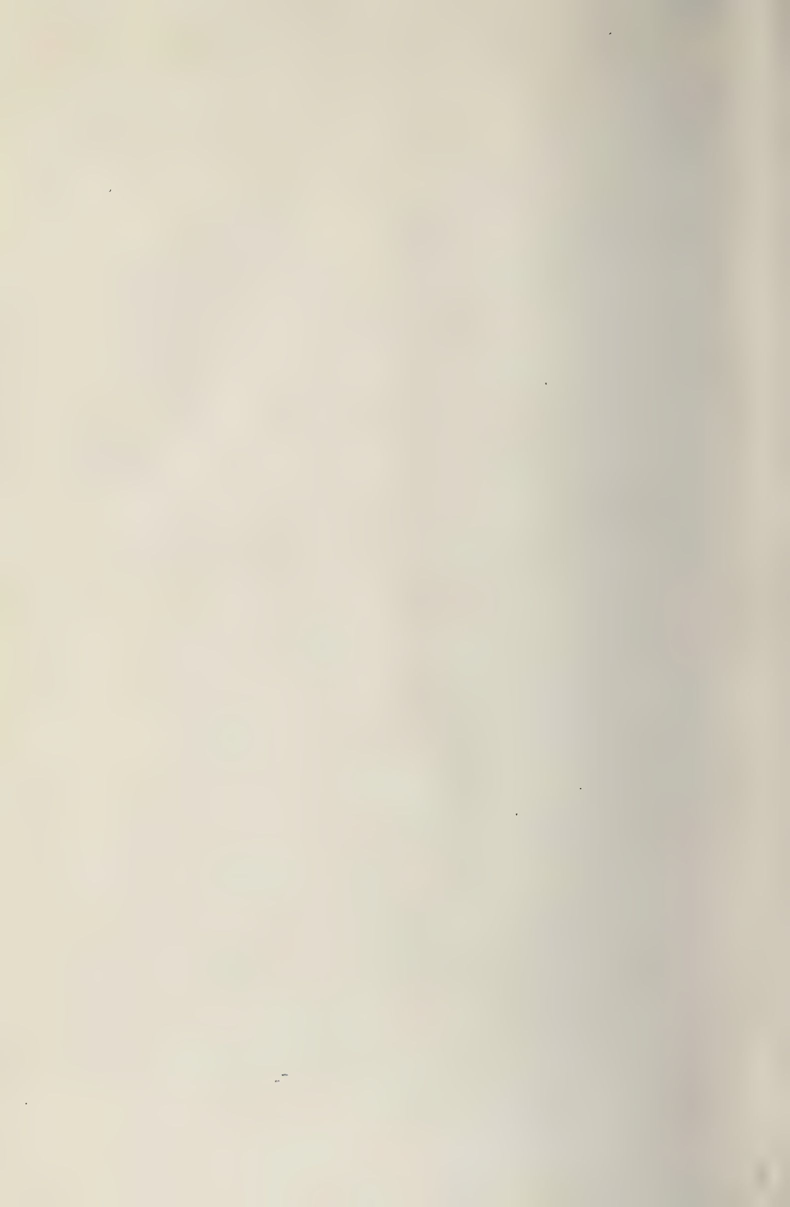
Ich will ihn rufen in dem holden Traum
Der Vollmondnacht, bei fahlen Untergängen
Der Engadiner Sonne, wenn die Seen
Tot liegen, sich die Berge rings verhängen

Und zu ihm sprechen: Hörst du's nicht? Der Quell
Des Lebens rauscht noch in der Gottesstille.
Hier wechselt alles: andre Herzen stets
Und andre Liebe, andrer Schicksalswille.



Vergehen Segantini

Mit Genehmigung der Photographischen Union, München



Der Herr der Inseln

Capriccio im Café

Giovanni Bertacchi

„Schaffe dein kleines Reich dir im Leben,
Für dich besonders, vornehm allein,
Doch von der großen Gemeinschaft umgeben,
Die wieder nährt und verbindet dein Sein!

Sei wie die Muschel! Sie wird aus dem Meere,
Bleibt für sich dann in rollender Flut;
Selbst unbeweglich, spürt sie zum Meere
Wandern die Mutter, die Woge, und ruht.“

Treu solcher Mahnung, besuch ich die Kreise
Bunter Gesellschaft im Trubel der Welt,
Und ich erwähle mir einsamerweise
Tischchen und Eckchen, wo mir's gefällt.

Phantasiere da mir zum Vergnügen,
Ruhe zum Lohne vom Schaffen mich aus,
Und in gelassenen Forscherzügen
Forsch ich ein Stündlein mein Inselchen aus.

Schneeweißen Marmor seh ich und feines
Ambra, von dünnem Geäder durchstreift,
Sehe im Lager des kohlschwarzen Steines
Eisenmetall und Lava gehäuft.

Edelholz sehe ich, zierlich gefasert,
Eingelegt und intarsiengeschmückt,
Schön nach antiken Mustern gemasert,
Toter Natur im Kunstwerk entrückt.

Sehe und sehe sich wandeln und weiten
Bald vor den Augen mein Inselchen klein:
Wald, Bergwerk, Schneealpen grüßen und gleiten
Schon in dem Holz und dem Marmorgestein.

Und es durchschwirrt der Schenkkellner das Summen,
Späht rings und horcht auf der Gäste Begehr: —
Heda! und schenk auch den Trank ein dem stummen
König der einsamen Insel im Meer!

Nordisches Bier, das so hell mit der Krone
Schäumender Kohlensäure mich letzt,
Oder vom Wein unsrer südlichen Zone . . .
Feurig aufbraust er, bis klar er sich setzt.

Doch in den Schälchen die echten Liköre
Haben Aroma so kräftig und zart,
Duften nach wilden Kräutern — ich höre
Namen von Blumen barbarischer Art.

Brennt dann das Blut, wenn in glühenden Tagen
Schier man verschmachtet — der Himmel drückt heiß —
Mag Pfefferminz dir noch besser behagen,
Himbeer, Zitronen, in Wasser mit Eis.

Sprudelndes Selters — ein flüchtig Entwischen
Spritzenden Schaums aus dem Siphon ins Glas,
Aus dem geöffneten Schnabel ein Zischen —
Zornig ergießt sich das perlende Naß.

Brodelt die Mischung, die Wirbelchen springen,
Kommt dann im Höhpunkt der Strudel zur Ruh,
Nur ein paar Kügelchen bleiben mit Ringen,
Rein wird die Flüssigkeit, still ist's im Nu!

Doch das Getränk wird zum wahren Gedichte,
Grad wenn es wallet und siedet und zischt,
Und es so prickelnd hinauf zum Gesichte
Sprüht von dem Gischt.

Heiterer Trank: und in träumendem Schweigen
Schlürfend, nun seh ich die fröhliche Zeit
Früherer Stunden dem Becher entsteigen,
Die ich noch glücklichem Glauben geweiht.

Muß an vergangne „Gesundheiten“ denken,
Die man sich zutrank mit Anstoß und Klang,
Sehe zwei Augen sich glühend versenken
Tief ineinander — der Becher zersprang.

Einsames Herz, und auch du willst nun fliehen?
Wird dir zum Schiff schon die Insel — o weh! —,
Fort in ein unstät Exil dich zu ziehen?
Denke daran, eh du ausfährst auf See . . .

Ob es zu bitter nicht wird auf der Reise,
Wenn du ganz einsam gen Norden nur siehst,
Himmel= und wasserumgeben im Kreise,
Und der Gebirgszug der Heimat zerfließt!

Auf Vorposten

Holger Drachmann

Gebüsch zur Rechten, frei Feld zur Linken,
Inmitten der Weg sich windet,
's ist Nacht. Im Halblicht blinkern die Tümpel,
Hinter Wolken der Mond verschwindet.
Feuerschein hinter den Zweigen der Büsche,
Da liegen Soldaten ums Biwak im Kreise,
„Gloirens Söhne" — sie spielen Karten,
Rauchen und trinken und plaudern leise.

Die Nacht ist still. Wie schwache Akkorde
Schallen die Stimmen her aus der Ferne;
Am Weg steht einsam eine Schildwacht,
Wagt nicht zu singen und tät es so gerne.
Sieht nach den Wolken, sieht in die Weite,
Lauscht nach dem Biwak, lauscht auf das Quacken
Der Frösche —: „Verdammt, hier allein so zu stelzen!"
Und gähnt entsetzlich und kratzt sich im Nacken.

„Die Herrn habens gut. Diese Herren Pariser,
Voltigierer und Zuaven, verflixte Gardisten!
Gehen gern ins Feuer, doch ungern auf Posten,
Im Grunde die richtigen Egoisten.
Drücken sich beim Kommandieren der Wachen ...
Wir tags zum Schuß und nachts auf Vedetten,
Wir Elsässer Volk — ja, wenn wir nicht wären,
Wer weiß, wo die Preußen uns heute hätten!“

Und er denkt zurück und denkt an die Zukunft.
Wann mag das Grab des Krieges sich schließen?
Genug Verluste! Kein Sieg entscheidend!
Muß erst noch Blut in Strömen fließen.
Ihm ist nicht bang, er kämpft wie'n Löwe,
Doch was bedeutet die ganze Sitte?
Was schlägt man sich im Grunde? ... Da spitzt er
Die Ohren ... Rührte sich was? Sind's Schritte?

Gewehr bei Kinn! Den Fuß vor! Taghell
Bestrichen von des Mondes Fackel
Steht dort ein Feind am Knick des Weges ...
— Aber das ist ja Klaus — so'n tolles Spektakel!
Des Müllers Sohn vom anderen Ufer,
Spiel- und Raufkamerad von der nächsten Gemeinde —
Der Fluß war die Grenze, das Spiel ist vorüber,
Nun ist es Ernst, nun sind es Feinde.

Sie tauschen Handschlag — sie sind ja alleine —
Und denken der alten, entschwundenen Tage,
Werfen in den Sand die Gewehre
Und teilen den Rest ihrer Flaschen. „Na, sage,
Und du wolltest schießen?“ . . . I, ja doch, das
wollt ich. —
„Dies Kriegsregiment soll der Teufel holen!
Prost, Bruder, trink aus! Die Stunde ist kostbar,
Und keiner weiß, was ihm morgen befohlen.

Doch ehe wir scheiden, eh Kriegesschrecken
Übers Aug uns den blutigen Schleier decken,
Eh wieder wie Tiere getrieben ins Blinde
Wir, auf Jacken zielend, uns niederstrecken —
Hör noch ein Wort, mein französischer Bruder,
Und gib es weiter den Kameraden:
Wir sind noch Spielpuppen für die Großen
Und figurieren auf ihren Plakaten.

Auf die Szene geschoben wie Gladiatoren —
Dann spielt das nationale Orchester,
Und dann geht es los mit Hauen und Stechen,
Und eingescharrt werden die blutigen Rester.
Die Priester segnen die fleckigen Waffen,
Unserm Hergott dankt man mit Glockenläuten,
Doch gottlob! schon geschehen Zeichen auf Erden,
Die eine entschiedene Schwenkung bedeuten.

’s gibt Volk, das ist müde der alten Komödie,
s gibt Volk, dem lodert im Herzen ein Feuer,
Das appelliert an die Stimme des Herzens,
Stimmt gegen Pickelhaube, Blutsteuer.
’s gibt Volk, das wünscht das Plakat zu kehren,
Groß schreibt es aufs Rückblatt: Wir sind es müde.
Wir spielen das alte Stück nicht weiter,
Es gibt ein neues — dies Stück heißt Friede.

Ja, du kannst glauben, es kommt ein Friede,
Ein Bund wird, du kannst es glauben, erscheinen,
Deutsche, Franzosen Schulter an Schulter
Werden zusammenstehn und sich vereinen.
Fällt das Kommando und schallt das Orchester,
Reichen wir uns die Hände zum Bunde . . .“ —
Deutscher Kamerad! Lebewohl heut abend!
Nimm dein Gewehr! Ich höre die Runde.

Englische Sozialisten

Holger Drachmann

Hin über Londons Dächer gleitet
Der letzte Strahl, des Tages matter,
Sterbender Rest. In Strömen wälzt sich
Der Themse Wasser meerwärts ringend fort.
Wie ein schwerfälliger Gast aufs schmutzige Lager
Senkt sich vom Meer her, von den feuchten Pfaden
Der Nordsee, Taudunst über Stadt und Strom:
So senkt die Nacht, der Tod, der Traum sich
nieder.

Vorm Wind geschützt, geschirmt vorm Nebeldunst,
Rund um des Kohlenhaufens Qualm und
Gluten —
Das Material vom Krug dort hinten, wo
Der Kaufmann die beladnen Boote löscht —
Sitzt eine hemdenrußige Gesellschaft
Mit muskulösen Armen, Stücker dreizehn
Bis vierzehn, die da Boote löschten, Leute,
Die echtes, angelsächsisches Blut durchrollt.

Die Pfeife saugend, murmeln sie gedämpft,
Das Bier geht um, und ihre Kannen klingen,
Es liegt was in der Luft, was auf dem Herzen,
Man will ein Ende, will wem auf den Leib.
Doch wie der Arm auch zuckt, der Puls auch pocht,
Es fehlt an Worten für so viel Gedanken;
Erbitterung genug, doch kein System . . .
Da steht ein Mann auf, seine Blicke funkeln.

Er ballt die Faust, er reißt die fette Mütze
Sich von der breiten Stirn und schleudert mitten
Sie in der Kohlen roten Brand und speit
Jäh in die Flamme, daß die Gluten zischen:
„Kameraden," ruft er, „seht, da flog der Stand,
Des Kohlenschleppers rußige Kappe hin!
Nun haben Kopf und Arme wir zurück,
Die heben wir uns auf für künftige Tage.

Was helfen Predigten, was fromme Wünsche?
Wir wollen Vorschuß auf die Seligkeit,
Nicht immer Kohlen löschen, Löcher graben,
Um nach dem Tod einmal was raus zu haben.
Von Erde sind wir, werden auch zu Erde,
Wir fordern unsern Lohn lebendigen Leibes.
Warum denn stets das Himmelreich so preisen?
Ob was draus wird, kann doch kein Mensch
beweisen.

Uns' Herr — verstand auf arme Teufel sich,
Zerfetzte Röcke und zerrissne Stiefel,
Und als er seine Lohnmirakeln schuf,
So wars für mich und euch und solche Leute.
Uns' Herrgott gab, was vor der Hand er hatte,
Und für den Rest Bons auf den Heiligen Geist,
Der Pfaff nimmt uns dafür den letzten Taler:
„Mein Sohn, im Himmel unser Herr bezahlt!"

Hört ihr den Sturm, merkt ihr des Stroms Gebraus?
Es kracht um uns herum an allen Kanten.
Was schlaft ihr noch? Dem Traum noch diese Nacht,
Dem Tod und Weltgericht gehört der Morgen.
Ihr saht die Flammen, rocht die Brände doch,
Der Rauch trieb her zu uns aus fremden Ländern;
Euch kriegt er nicht aus eurem Bau geräuchert,
Ihr liegt noch, döst und träumt in euren Kohlen.

Gotts Tod! Was? Kennt ihr eure Stärke nicht?
Was heischt ihr nicht mit abertausend Stimmen
Vom Goldnen Kalbe, das die Herren tränken,
Ein saftig Stück, ein Sauerbratenende?
Sie schicken Priester uns mit Krausenkragen:
„Die Bibel hier für euren Lechzermagen!"
Den Hungernden Text über Kanaan,
Als Mietzins Wechsel auf die Ewigkeiten.

Gut — wenn wir Weiber oder Kinder wären,
Wachsweiche Herzen, gleich im Auge Zähren,
Da möchten blindlings wir uns gängeln lassen,
Das Kreuz nur schleppen, nach dem Jenseits schluchzen,
Doch wir sind Männer! — Eines wollen wir:
Es schmerzt zu schmachten, wenn man schuften muß.
Wir wolln nicht lungern. Wolln auf die Tribüne
Und richten — und das Urteil heißt: „Kommüne"!

Er schweigt. Da brüllt es los: „Mehr, mehr!"
Er kehrt sich plötzlich, nach der Stadt zu zeigt er.
Dort kommen Kohlenmänner, mehr und mehr,
Herausgestürmt aus einer nahen Kneipe.
Die ziehn ihn mit sich, und er nimmt das Wort
Drin in der Schenke, oben auf dem Tische:
Von Kirche, Staat und goldner Tyrannei . . .
Da räumt die Kneipe aus die Polizei.

Und auf der Walstatt eine Wolke ruht,
Es pfeift der Wind, und wimmernd geht die Flut.
Seltsame Stimmen steigen auf gen Himmel,
Und drohende Klagen droben murmeln sie.
Licht von des „Westends" stolzen Magazinen,
Vom „Ostend" schwarzer Schlote Feuersglut
Werfen ein Brandmal in das Angesicht
Des Himmels: Der Kommüne Weltgericht?!

Ungarische Musterung

Ludwig Palagyi

’s ist Musterung. Da treten Mann für Mann
In Reih und Glied die jungen Leute an.
Ein grimmer Oberst, Arzt und Korporal
Erwarten prüfend sie im kahlen Saal.
Befehl erschallt, sich nackend auszukleiden,
Ob gern, ob ungern, fragt der Kaiser nie,
Zur Wage tritt, entrückt den freien Weiden,
Das Vieh, das Vieh.

Wie Ellenware mißt sie der Sergeant,
Indes sie zitternd stehn an kalter Wand.
Brust, Muskeln greift und schätzt man gleich in Haufen,
Als wollte pfundweis man ihr Fleisch verkaufen.
Verhandelt wird der Balg, der Jüngling stiert
Wortlos beklommen, halbwegs schon vertiert;
Ein Wunder, daß nicht brüllte schon und schrie
Das Vieh, das Vieh.

Wenn gut das Fleisch und dito gut die Knochen,
Wird Brauchbarkeit dem Klumpen zugesprochen.
In einer schmutzig massigen Kaserne
Nimmt der Sergeant ihn, daß er Mannszucht lerne,
Mit Brust- und Nackenstößen in Empfang.
Sklavisch diszipliniert in Kompanie,
Wird hin- und hergedreht am Koppelstrang
Das Vieh, das Vieh.

Da wird das Schamgefühl der jungen Seele,
Des Herzens frische Keuschheit stumpf und matt,
Da wird brutale Roheit zum Befehle,
Und blinde Knechtschaft hat Gesetzesstatt.
Der stolze Geist muß sich Gemeinem beugen;
Was grob und schmutzig, was im Kot gedieh,
Davon muß fromm in Tat und Wahrheit zeugen
Das Vieh, das Vieh.

Da wird dir Menschentotschlag, Plündrung, Mord
Mit Lust gelehrt, ein Hohn auf Gottes Wort.
Du lernst die Notzucht keine Schande heißen,
Lernst Land und Volk in blutige Stücke reißen,
Geschwister, Väter, Mütter niederstechen,
Wenn das Kommando dir die Vollmacht lieh,
Nach Trommeltakt lernt jegliches Verbrechen
Das Vieh, das Vieh.

Was übrig blieb aus jener dunklen Zeit,
Wo mit dem Keulenstumpfe mordgeweiht
Der Tiermensch auszog, Feinde zu enthäuten
Und fremder Weiber Schoß sich zu erbeuten . . .
Wogegen edle Seelen zornentloht
Umsonst sich bäumen, ekel bis zum Tod,
Als Regel lernt, was Wildheit auf uns spie,
Das Vieh, das Vieh.

O Rindvieh, Rindvieh, Tier im Menschenleibe,
Des Feindes blinde, todbestimmte Scheibe!
Mit deines Fahneneides starrem Schwur
Kanonenfutter für die andern nur . . .
Unwissend du, stumpfsinnig, adellos
Gehorchst du des Kommandos Despotie;
Bleibst du denn ewig aller Menschheit bloß,
Ein Vieh, ein Vieh?

Nutzlose Klage

Adam Asnyk

Nutzlose Klagen und nutzloser Plunder,
Kraftloses Schmähn und vergebliches Mühn!
Welke Gestalten wirkt rückwärts kein Wunder
Wieder zum Leben, wieder zum Blühn.
Laßt die verscheuchten Gespenster rumoren
Hinter verschlossnen Vergangenheitstoren!
Schwert und Feuer halten nicht auf
Der Gedanken gewaltigen Lauf.

Frisch voran mit den Lebenden steigen,
Mutig das sprossende Leben gepflückt,
Nicht mit verwelkenden Lorbeerzweigen
Schläfrig den störrischen Schädel geschmückt!
Nimmer staut ihr die strotzenden Wellen,
Schwächliche Klagen im Sturme zerschellen,
Ärger und hohles Bedauern zerbricht —
Rückwärts wandert die Woge nicht.

Vor Gericht

Maria Konopnicka

Klein und mager, mit den hellen Augen,
Drin sich lösten große Silbertränen,
Silbertränen, die wie Tau versiegten
In den Wimpern, die er niederschlug . . .
Leidensblaß und noch so klein und schmächtig,
Daß er schluchzen möchte: „Mutter, Mutter!"
(Wenn er eine Mutter hätte), schäkern,
Küsse heischen, kosen, auf den Knieen
Seines Vaters schaukeln (wenn er einen
Vater hätte), . . . zitternd wie ein Vogel,
Nestgeraubt und schon zu Tode siechend,
Vor den Schranken stand des Dorfes Waise,
Vor Gericht das kleine, magre Kind. —

* *
*

Grauenvoll war des Gerichtes Halle,
Groß und öde, dunkel, kalt und schaurig,
Ohn Erbarmen, menschentränenhungrig.
Niemals gab ein Wort der Bruderliebe
Mild sie wieder, streng und starr und grausam
Mit den Bänken, die im Halbrund dräuten,
Gegen Menschennot und Menschenelend
Sich verschwörend, daß der weiße Christus,
Der zum nächsten hing am schwarzen Kreuze,
Schwer zu leiden und zu zittern schien.

*   *
*

Niemand war des Angeklagten Anwalt.
Kind des Elends, wer will dich verteidigen?
Die zwei großen Tränen im Gesichte,
Die wie Perlenrinnsel niederfließen?
Deine Kindheit, voll vom Weh der Waisen?
Und vielleicht der schmale, goldne Strahl,
Der durchs Fenster dir aufs Blondhaar schlüpfte,
Sanft dein liebes Lockenköpfchen streichelnd?

*   *
*

Und der Richter stand und sah und fragte:
„Wo die Eltern?“ „Unbekannt“ — der Schreiber
Gravitätisch gab das Wort zurück.
Und der Knabe hob die blassen, blauen
Augen, zog das Tüchlein auf der nackten
Brust zusammen, jäh mit einem Male
Eisige Grabesöde haucht ihn an.
In Gedanken stand der Richter, senkte
Seine Stirn und frug zum andern Male:
„Ist im Dorfe eine Schule?“ — „Nein.“
Mürrisch war der Schreiber meist im Amte,
Doch die Frage klang so wunderlich —
Er besann ein Weilchen sich, ob schließlich
Diese Antwort recht fürs Protokoll sei,
Spreizte seine spitzen, steifen Finger,
Leise trommelnd auf dem grauen Blatt.

*   *
*

Und der Richter sah den Knaben zittern,
Sah die Händchen, blau und abgemagert,
Sah die eingefallne Brust, die Lumpen,
Sah den Glanz der Augen, milchig gläsern,
Wo des Himmels Blau sich spiegeln sollte,
Sah das kleine Haupt, drin der Gedanke
Dumpf, im Keime schon verkümmert, schlief.

* *
*

Und seltsamer Schatten hüllt sein Antlitz.
Seine Brust erfüllt geheimes Beben,
Ihm zum Thronsaal wird der öde Saal.
Und die Zukunft mit der Wolkenstirne
Läßt sich nieder auf dem Throne, donnernd,
Wortgewaltig, aus der Flutgewandung
Hebt zwei Tafeln sie und zählt die Ernten
Auf der Menschheit brachgelegtem Feld.
„Her zu mir, ihr menschlichen Geschlechter!"
Finster füllt ihr herber Ruf sein Ohr.

Und er sah in dichten, dunklen Massen,
Sah sie ziehn und sah der Erde Bahnen
Sie versperren, und er sah voll Bangen,
Daß gen Morgen, eine Riesenwolke,
Sie der Sonne Siegesdurchbruch wehrten,
Und die Dämmrung weilte tausend Jahre
Und noch einmal tausend auf der Welt . . .

* *
*

Und er sah in dieser dunklen Masse
Eine Kraft, verloren jedem großen
Ziel, und las im drohenden Blick der Zukunft,
Las die Rechnung über Millionen.
Und er sah mit plötzlichem Erschaudern,
Daß die Glückenterbten leiden müssen
Für die Schuld der menschlichen Gesellschaft,
Und erbebend hört' er in dem Raume,
Wie Gerechtigkeit das Urteil sprach . . .

* *
*

„Mag euch Christus“ — sprach die Stimme,
„richten!
Wer die Schuld trägt. Jener, der nicht weiß,
Wo der Weg führt, und im Finstern wandelt,
Oder Ihr, die selbstgerecht in dicke
Folianten Ihr Gesetze schreibt,
Unbekümmert, dieses Kind zu lehren,
Das doch arm und einsam! ... Christus richte ...!“
Unbeweglich schweigend auf dem Tische
Stand das schwarze Kreuz, wie heißen Tränen
Die Altäre schweigen, und der weiße
Christus schwieg ... Auf stand der Richter, ging
Langsam, wo, des harten Spruchs gewärtig,
Bleich der Knabe stand, berührte sanft
Mit der Hand sein blondes Haupt und sagte:
„Komm, mein Kind, ich will dein Lehrer sein!“

Der Gefangene

Alexander Puschkin

Im feuchten Kerker sitz ich, Gitterwand
Hält wohl den Fuß, doch nicht den Blick gebannt,
Der junge Aar, mein trauernder Genoß,
Schwingt seine Flügel mir, der Freiheit Sproß.
Die blutige Nahrung unterm Fenster dort
Verzehrt er, schaut empor und wirft sie fort,
Er schaut empor zum Fenster und er fragt,
Ob mir der gleiche Gram am Herzen nagt.

Er ruft mit seinem Blick und seinem Schrei,
Als wollt er bitten: Flieh mit mir, sei frei!
Wir sind ja freie Vögel, es ist Zeit:
Mach dich bereit, Genoß, mach dich bereit!
Dahin, wo hinter Wolken dämmernd weiß
Der Berg sich hebt, dahin, wo bläulich leis
Die Ufer schimmern, wo die Woge rinnt,
Wo frei sich schwingt der Adler und der Wind.

Porträt

Nicolai Minski

Lang kannt ich sie, nie konnt ich sie ergründen.
Seltsam, ihr sehnsuchtkrankes Herz zerriß
Ein Spalt. Gott hat sie hingestellt an Schlünden,
Wo Himmlisches an die Gemeinheit stieß.

Ein Licht zu ihren wandelbaren Zügen —
Und Vinci nahm sie zum Madonnenbild.
Ein Licht hinweg — und ihres Blickes Lügen
Versuchten einen Jüngling lasterwild.

Im Auge Lust und Schuld in Wort und
Schwüren,
War unverletzlich für die Sünde sie.
Selbst einen Cherub konnte sie verführen,
Doch sie — verlockte selbst ein Dämon nie.

Was Scham die Welt nennt, war ihr fremd von
Grunde,
Nichts war ihr heilig, was uns heilig hier,
Nur mit der Schönheit stand ihr Gott im Bunde,
Die Sünde schien nicht bös, nur unschön ihr.

Doch unschön auch erschienen wie die Sünde
Umarmung ihr, der Mutter Leidenskraft.
Nach Trennung dürstend, schloß sie neue Bünde,
Keusch ohne Scham, toll ohne Leidenschaft.

Einsamkeit

Dimitri Mjereschkowski

Glaub mir — verstanden wirst du nie
Bis auf der Seele Grund! . . .
Ein angefüllt Gefäß ist sie
Voll Sehnsucht bis zum Grund.

Stehst weinend du dem Freunde bei,
Verschütten wirst du kaum
Aus dem Gefäß der Tropfen zwei
Über des Randes Saum.

Doch ewig schließt den stillen Mund,
Von allen Freunden fern,
Was auf dem Grund, dem tiefsten Grund
Der kranken Seele Kern.

Ein fremdes Herz — ein' fremde Welt,
Es führt kein Weg und Bahn.
Wie liebend sich ein Herz gesellt,
— Der Zutritt ist ein Wahn.

Und Etwas ist, das brennt bei dir
Im Auge — tief und fern —
So tief und ewig fern von mir
Wie droben jener Stern . . .

In deinem Kerker ohne Ruh
Mußt, armer Mensch, du sein —
In Lieb und Freundschaft wanderst du
Ewig allein — allein.

Ahnung

Russisch

Anonym

Ich weiß: sie kommt, sie kommt, des Unterganges
Stunde —
Da schwindet auch die letzte Spur
Der mißgestaltnen Welt, erbaut auf sumpfigem
Grunde,
Die Welt der siechenden Kultur ...
Und einem neuen Volk, beglückend ihre Söhne,
Entschleiert sich zu jener Zeit
Die leuchtende Natur in nie geahnter Schöne,
Von keiner Frevlerhand entweiht.

Ein weihevoller Saal für heiteres Gelage,
Für künftiger Menschen Freudenfest,
Erwartet zögernd sie die seligen Friedenstage,
Wo sie die Hochzeit feiern läßt.
Ein Teppich flutet hin von üppiggrünen Wiesen:
Von goldner Ampel Glanz erhellt,
Wölbt um der Felsen urgranitne Riesen
Sich saphirblau das Ätherzelt.

Der Federwölkchen Hauch mit zarten Schatten
zittert
Im Wellenspiegel; weich vom Licht
Wird der Magnolien schneeiger Flor umwittert,
Tau weint der Rosen Angesicht.
Und alles das für sie, die triumphieren werden
Veredelt, reich an Geistesmacht,
Du Tafel Welt, du Lustgemach der Erden,
Du Himmel, der berückend lacht! ...

Drum der Poet im Schoß der sanftvertrauten
Stille
Lauscht, was Natur verstohlen preist,
Ihn rührt geheimnisvoll der unbewußte Wille,
Der einen ewigen Lenz verheißt.
Wenn ihm der Abend taut, streun Blumen rings
den süßen
Weihrauch in laue Nacht,
Und was die Welle singt, will silberstimmig
grüßen
Der Zukunft reine Zauberpracht.

Warum ist das Meer so rot?

Russische Volksweise

„Warum, warum ist das Meer so rot?"
— Hör zu, ich wills dir sagen:
Die Sonne, die alte Sonne ist tot,
Ist ins tiefe Meer gesunken,
All ihr Blut hat das Meer getrunken,
Davon ist es so rot. —

„Das glaub ich nicht."

„Warum, warum ist der Strom so rot?"
— Hör zu, ich wills dir sagen:
Es kam ein Schiff mit fränkischem Wein,
Das führte zum Hafen wohl tausend Tonnen,
Auf einer Sandbank da barst es ein,
Der Wein ist all in den Strom geronnen,
Davon ist er so rot. —

„Das glaub ich nicht."

„Warum, warum ist der Schnee so rot?“
— Hör zu, ich wills dir sagen:
Sie schlugen Väter und Brüder tot,
Sie schlachteten Kinder und Frauen,
Von Menschenblut ist der Schnee so rot,
Der Schnee muß all in die Bäche tauen,
Davon ist der Strom und das Meer so rot. —

„Das glaub ich wohl.“



Inhaltsverzeichnis

Seite

Seite

Zeitfolge

ist in diesem Band aus bestimmten Gründen einer anderen Anordnung nicht durchgeführt.

Die Entstehung der Gedichte umspannt den Zeitraum von 1883—1920.

Übersicht der Faksimiles

Die lateinischen Ziffern bezeichnen den Band, die deutschen die Seite, bei der die Einlage steht.

Die mit • bezeichneten Faksimiles sind einem Widmungsbuch zum 50. Geburtstage Karl Henckells entnommen.

[1] Brief des jungen, hochbegabten Arbeiterdichters Max Barthel über Veranstaltungen der Dresdener Jugendbildungsgruppen.

[2] Brief Cäsar Flaischlens über das Buch: „Deutsche Dichter seit Heinrich Heine“ von Karl Henckell.

[3] Der Brief Liliencrons bildet die Antwort auf Zusendung des Buches „Diorama" und einer Photographie aus Zürich. Er steht hier ungekürzt mit all seinem impulsiv überschwenglichen Enthusiasmus des Herzens.

[4] Brief des bekannten Schweizer Dichters und Kritikers J. V. Widmann †, langjährigen Feuilletonredakteurs am Berner „Bund", anläßlich eines in diesem Blatt erschienenen Artikels über Henckells Gedichte. Der Brief behandelt das Verhältnis des echten Kritikers zur Literatur und bildet so ein charakteristisches Gegenstück zu der oberflächlich anmaßenden Rezensentenmanier, wie sie, auf Grund eines derartigen Machwerks, in der Satire „Dichter und Kritiker", Band IV, Seite 154—164, gegeißelt wird.

Übersicht der Vertonungen

Die Notenfaksimiles zu den Gedichten im Band II, Seite 3, 11, Band III, Seite 17, 19, 26, 28, 116, 139 sind sämtlich von Richard Strauß.

Übersicht der Bilder

Die vorliegende Ausgabe umfaßt, außer den neuen Gedichten, etwa zwei Drittel meiner bisher im Druck erschienenen Verse. Und doch kann sie — im eigentlichen Sinn — auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit Anspruch erheben. Denn was ich, aus Gründen der Selbstkritik und künstlerischen Ökonomie, ausgeschieden habe, würde an dem gegebenen dichterisch-menschlichen Gesamtbilde kaum Wesentliches ändern.

Es lag mir daran, dies Bild so treu und unverwischt wie möglich in vielen charakteristischen und lebendigen Zeugnissen seiner Art und seines Werdens wiederzuspiegeln. Wer nach weiteren Zügen und Zeichen fahndet, die ihm trotzdem zu fehlen scheinen, hat ja noch immer die Freiheit, in den Urausgaben nachzuspüren und sie als menschliche Dokumente bis aufs letzte Tüttelchen zu durchstöbern. Ob es sich lohnt, ist dann lediglich seine Sache. Ich habe das Recht, fortan nur nach dieser Ausgabe gelesen und beurteilt zu werden.

Die verschiedenen Beigaben sollen besonders die wechselseitigen Zusammenhänge zeitgenössischen Kunstschaffens, wie sie in meinem Fall zutage treten, sinnvoll und anregend beleuchten.

Meinen künstlerischen und literarischen Freunden, einschließlich meines werkfreudigen Verlegers, allen, die zum Gelingen dieser Ausgabe in ihrer gegenwärtigen Erscheinungsform irgendwie mitwirkten oder beitrugen, sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Etliche Prosa, vorwiegend Essays, Vorträge und Glossen über Lyrik und Lyriker, Kritik und Kultur, soll sich im passenden Zeitpunkt anschließen. —

Und nun möge mir die Kraft neuen Lebens auch weiterhin, in Vers oder Prosa, wesensgemäßen Ausdruck verleihen, unbekümmert um die flüchtigen Launen der Mode und die Sprüche der Superklugen, die billiger wie Brombeeren sind!

18. März 1921 Karl Henckell

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München



